

24 286

Reise- und Jagdbilder  
aus  
Afrika



LEIPZIG: F. A. BROCKHAUS.



8 31

6. 50

*H. v. Arnim.*

Reise- und Jagdbilder aus Afrika.

---







Stanleys Kampf mit den Bangala.



№ 64

# Reise- und Jagdbilder aus Afrika.

Nach den neuesten Reiseschilderungen

zusammengestellt von

**W. von Freeden.**

Mit 88 Abbildungen und 1 Karte.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1888.

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55

tel. 22 69-78-773



Wa5166975

*lit. podróżna  
Afryka*

*skan*

Meinen zwei braven Toffen  
Kans & Günther für  
ihre Pfingstreise in die  
herzlichen Berge!

Tante Franca

Mai 1918



24286

UNIVERSITÄT  
Königsplatz  
Wien

## V o r w o r t.

---

Infolge der vermehrten Verkehrsmittel und des durch sie wiederum gesteigerten Verkehrs selbst ist seit einigen Jahren die noch aus der Römerzeit stammende Frage: „Was giebt es Neues aus Afrika?“ veraltet. Sie hat nicht allein einer ununterbrochenen Reihenfolge von selbständigen Reisetexten über Afrika weichen müssen, sondern ist sogar von einer ständigen Rubrik in unsern Tages- und Wochenblättern abgelöst, in welcher in der regelmäßigen Wiederkehr politischer und wirtschaftlicher Meldungen die Fortschritte in der geographischen und kulturellen Aufschließung des nicht mehr so dunkeln Welttheils nach allen Seiten dargelegt werden. Auf diese Weise wird Afrika gewissermaßen schon wie die alten Kulturstaaten behandelt, indem seine Angelegenheiten von der Presse beständig besprochen und beleuchtet und nicht bloß bei Gelegenheit besonderer Entdeckungen unserer Neugierde oder unsern Interesses gewürdigt werden.

Wer sich aber nicht bloß, wie man zu sagen pflegt, auf dem Laufenden zu erhalten, sondern den Ursachen nachzuforschen wünscht, aus denen die wechselnden Neuigkeiten in der afrikanischen Forschung hervorgehen, wird nicht umhin können, die zusammenhängenden Reiseberichte der tiefer ins Innere eingedrungenen Reisenden zu studieren, weil nur sie den richtigen Schlüssel geben zu der Art der Entdeckungen überhaupt, ihrer Reihenfolge, den nächsterreichbaren Zielen und den Richtungen, in welcher die Führer vorwärtszugehen haben. Diese Litteratur aber, welche von den praktischen und materiell wichtigen Bestrebungen zur Aufschließung des drittgrößten Welttheils erfüllt und von dem regen Wettstreit der Nationen getragen wird, ist so ungeheuer angeschwollen, daß der Einzelne selbst bei reichen persön-

lichen Mitteln keine Not hat, in diesem speciellen Zweige derselben nach allen Richtungen mit wünschenswerter Leichtigkeit zu folgen. Auch giebt es eine Menge Freunde afrikanischer Forschung, besonders unter dem jüngern Geschlecht, welche von vornherein gern auf die ausgebreitete Kenntniss der Quellenwerke verzichten, wenn ihnen dafür nur eine desto ausgiebigere Kunde der eigentlichen Entdeckerarbeit vermittelt wird, weil sie ja selbst gern in deren Fußstapfen treten oder wenigstens versuchen möchten, einen Blick auf den Gang und Verlauf der sich vollziehenden Mehrung unsers Wissens von Afrika und namentlich auf die begleitenden Umstände zu werfen, welche die verschiedenen Unternehmungen hier gefördert, dort aufgehalten haben.

Da lag es nun nahe, an der Hand zahlreicher Reiserichte einmal die Frage zu erörtern, warum denn die Aufschließung des uns geschichtlich längst bekannten und geographisch so benachbarten Afrika sich so lange verzögert und in welchen Richtungen sie sich in der That vollzogen hat. Aus diesen Gedanken sind die nachfolgenden Reisebilder aus Afrika hervorgegangen. Und es haben sich ihnen die Jagdbilder als eine fast selbstverständliche Ergänzung angeschlossen, weil der Reisende nicht allein im steten Kampf mit einer großartigen und hochenergischem leblosen Natur vorzugehen hat, sondern die Marschwege fast überall auch von einer zahlreichen, oft sehr widerhaarigen Tierwelt blockiert werden, welcher er furchtlos mit der blanken Waffe entgegentreten muß, wenn er nicht stets nachgiebig und ausweichend, wie so häufig vor übermächtiger Menschengewalt, sich seinen Weg durch die unbekanntes Wildnis bahnen will. Daß der Verfasser die Jagdbilder in einer etwas weidmännischen Sprache geschrieben hat als seine Quellen gewöhnlich boten, wird der deutschen Eigenart in der Jägerei zugute gehalten werden. Wir haben einmal diese malerischen und fein zeichnenden Laute in unserer Sprache, warum soll denn nicht auch der Versuch gewagt werden, sie statt im deutschen Wald in der tropischen Wildnis voll und ganz ausklingen zu lassen. Daß immerhin noch mit unsern heimischen Jagdgewohnheiten Maß gehalten, und aus welchem Grunde es geschehen ist, wird jeder rechte Jägersmann leicht herausfühlen.

Bonn, im November 1887.

W. von Freeden.

# I n h a l t.

---

	Seite
Vorwort . . . . .	v
I. Das Gebirgs- und Flußsystem von Afrika . . . . .	1
II. Reisen ins Innere vom Norden aus. . . . .	11
1. Die Vorbereitungen zur Reise. . . . .	11
2. Das Reisen in der Wüste . . . . .	29
3. Jagdbilder aus dem Norden . . . . .	68
III. Reisen ins Innere von Süden her. . . . .	91
1. Land und Leute und die Vorbereitungen zur Reise . . . . .	91
2. Reisebilder aus dem Innern Südafrikas . . . . .	118
3. Jagdbilder aus Südafrika . . . . .	188
IV. Reisen von Osten und Westen her. . . . .	252
1. Allgemeine Schilderung des Landes . . . . .	252
2. Marschbilder aus Ost und West . . . . .	264
3. Jagdbilder aus Ost und West. . . . .	332
Register . . . . .	386

---

## Abbildungen im Texte.

	Seite		Seite
Kamelfattel . . . . .	11	Kopf des Bastard-Gemsbock. . . . .	79
Südliches und nördliches Kamel. . . . .	19	Pavian . . . . .	89
Lastkamel . . . . .	23	Hänenhund . . . . .	90
Sajalafazie . . . . .	32	Kert, Farinis Führer . . . . .	107
Tamariske. . . . .	33	Blick in die Wüste. . . . .	109
Krone einer Dattelpalme mit Früchten . . . . .	37	Ochsenreiter. . . . .	116
Karmut, überdachter Frauensattel	43	Fahrt durch die Kalahariwüste. . . . .	117
Debu . . . . .	57	Diamant von 288½ Karat . . . . .	119
Flußpferde im Wasser. . . . .	73	Diamant von 166 Karat . . . . .	119
Kopf des Hartebeest. . . . .	78	Diamantwäscher am Baalflusse . . . . .	121
		Das Heimwesen eines Boer. . . . .	135

	Seite		Seite
Zuluaffern . . . . .	142	Die erlegte Giraffe . . . . .	227
Hottentottin . . . . .	143	Geier . . . . .	231
Buschmännin . . . . .	143	Beim Fleischtrocknen . . . . .	243
Bafutos . . . . .	144	Boa . . . . .	245
Bafutoweiber . . . . .	145	Stanleys Expedition . . . . .	269
Hottentotten . . . . .	148	Der Ndschivi-Sumpf . . . . .	287
Buschmann . . . . .	149	Die Bergspitze Kibo . . . . .	297
Junger Buschmann . . . . .	149	Krieger mit Speer und Schild . . . . .	303
Ngung-Baum mit merkwürdigem Vogelneft . . . . .	153	Frauen von Teita . . . . .	305
Nuinen in der Kalahari-Wüste	171	Stanleys geheimnisvolles schwim- mendes Fort . . . . .	311
Farini-Wasserfälle und Felsen- türme . . . . .	173	Ein Riefenkanoe . . . . .	313
Die „Hundert Fälle“ . . . . .	174	Pandtransport von Kanoes . . . . .	316
Der Diamanten-Wasserfall . . . . .	175	Die Zellala-Wasserfälle . . . . .	317
Zwergrampe . . . . .	191	Zebraß . . . . .	333
Strauß . . . . .	195	Säbelantilopen . . . . .	335
Pürschgang auf Strauße . . . . .	199	Büffelhorn . . . . .	351
Streifenantilope . . . . .	204	Krokodil . . . . .	373
Elenantilope . . . . .	205	Pythonschlange . . . . .	375
Gnu oder Wildebeest . . . . .	209	Junger Gorilla . . . . .	377
Kap- oder Kafferbüffel . . . . .	211	Alter männlicher Gorilla . . . . .	379
Schakale . . . . .	223	Die Heimat des Gorilla . . . . .	383
		Colobusaffe . . . . .	385

## Separatbilder.

Tripolis . . . . .	11	Löwen beim Giraffenschmaus . . . . .	237
Sandwellen in der Wüste . . . . .	35	Stanleys Zug durch den Malata- sumpf . . . . .	285
Arauan . . . . .	45	Der Kilima-Ndjaru . . . . .	295
Kampf an den Baumwohnungen in Kimre . . . . .	64	Stanleys Kampf an der Mün- dung des Aruwimi . . . . .	312
Arabische Sklavenhändler . . . . .	67	Stanleys Kampf mit den Van- gala . . . . .	314
Waldung nördlich vom Tjadsee	69	Bau eines Kanoe . . . . .	316
Der Tjadsee bei Ngigmi . . . . .	72	Auf der Rhinocerosjagd . . . . .	340
Begegnung mit einem Büffel . . . . .	74	Drei Büffel an einem Tage er- legt . . . . .	345
Antilopenherde . . . . .	87	Abenteurer mit einem Büffel . . . . .	352
Eine Diamantengrube bei Kim- berley . . . . .	122	Inmitten einer Elefantenherde . . . . .	363
Die M'labba-Zwerge . . . . .	167		
Die Viktoriasfälle des Sambesi . . . . .	185		



## I.

### Das Gebirgs- und Flußsystem von Afrika.

Unsern Zeitgenossen ist das große Glück beschieden worden, der Wiederholung eines großartigen geographischen Schauspiels, der Aufschließung eines ungekannten Welttheils beizuwohnen. Wie vor vierhundert Jahren die kühnen portugiesischen Seefahrer mit ihren Ausfahrten längs der Küsten Afrikas die Überfahrt über den Ocean und die Entdeckung Americas vorbereiteten, so haben eine Menge vereinzelter Vorstöße von verschiedenen Seiten in das Innere Afrikas endlich jetzt mit der genialen Kongofahrt Stanleys ihren vorläufigen Abschluß gefunden und den Schleier von dem bis dahin dunkeln innersten Teil dieses Kontinents gehoben.

Es müssen gewichtige Gründe vorgelegen haben, daß das sozusagen vor den Augen und im Bereich der geistigen und materiellen Mittel Europas gelegene Land so viele Jahrhunderte, ja selbst Jahrtausende hindurch uns verschlossen geblieben ist, und daß verschiedene Andeutungen aus uralten Zeiten, welche durch die klassischen Schriftsteller auf uns gekommen sind, so lange auf Bestätigung und Anerkennung haben warten müssen. Man fragt unwillkürlich, wie es geschehen konnte, daß Erzählungen von Herodot und Pausanias über Länder und Völker im fernen Süden viele Jahrhunderte hindurch als Sagen und zweifelhafte Schilderungen weiter getragen wurden, ohne daß von einer vertrauenswerten Stelle eine Bestätigung oder Ablehnung gewagt

und geglaubt wurde. Wer dieses Rätsel gründlich und vollständig lösen will, muß die Geschichte der Forschungsreisen im afrikanischen Kontinent an der Hand der neuesten Entdeckungen durchgehen und daraus sich ein Urtheil bilden über die hemmenden Umstände, welche sich umfassender, erschöpfender Erforschung des Innern feindlich in den Weg stellten.

Daß Afrika mit sieben Zehnteln seines mächtigen Ländergebiets unter den Tropen liegt, mag als erster gewichtiger Grund angeführt werden. Sein Klima und die dadurch bedingte Lebensweise mußte den Europäern und selbst den an südliche Sonnenstrahlung besser gewohnten Orientalen das Reisen erschweren. „Man lebt nicht ungestraft unter Palmen“, — mancher mutige Pionier hat mit siechem Körper umkehren müssen, viele andere deckt die afrikanische Erde. Entnervende Fieber, welche den Körper unfähig machen und selbst den Geist unnachten, Hunger, Durst und Entbehrungen aller Art, Feindseligkeit der Eingeborenen, denen größere Mittel entgegenzustellen erst der Neuzeit mit ihrer entwickelten Industrie vorbehalten geblieben ist — vieles, wenn nicht alles hat sich vereinigt, den Eintritt in das Innere des Kontinents zu erschweren, stellenweise selbst bis heute noch unmöglich zu machen.

Dennoch reichen diese erschwerenden Umstände, welche mit der großenteils tropischen Lage Afrikas zusammenhängen, nicht aus zur Erklärung. Unter allen Wegen, in das Innere großer Ländermassen einzudringen, sind die Wasserwege von jeher die gesuchtesten, weil bequemsten und förderksamsten gewesen. Einem mit seiner größern Hälfte unter den Tropen mit ihren heftigen und reichlichen Niederschlägen liegenden Lande aber kann es nicht an strömenden Gewässern fehlen, welche den Überschuß an Regen in zahlreichen Rinnsalen dem Ocean wieder zuführen, woher die Winde ihn entführt haben. Dem ist auch hier so. Trotzdem unsere alten, mit den Bildern der Wüstenreisen erfüllten Vorstellungen von dem Innern der dem südlichen Europa zugewandten Hälfte von Afrika allerdings uns stets mit dem Grauen vor einer kahlen, öden, dünnen Landwüste in Schrecken gesetzt haben, so legte andererseits der seit Urzeiten bekannte, freilich einzige nordwärts fließende Nil unzweideutiges Zeugniß ab von dem Vorhandensein ausgiebiger Quellen und Binnenmeere, denen er seine periodisch steigende und fallende Wasserfülle entnahm.



Auch andere Fluß- und Strommündungen, ja selbst mächtige Ästuarien waren im Laufe der Zeiten bekannt geworden und damit die Eingangsthore bezeichnet, durch welche ein Zugang ins Innere gefunden werden mußte. Warum gelang denn nicht den Reisenden der letzten vier Jahrhunderte, was längs des Mississippi, des Hudson, Delaware und Lorenzstroms in Nordamerika, längs des Orinoco, Amazonas und Rio de la Plata in Südamerika oder längs des Ganges in Ostindien gelungen war, nämlich von den überall leicht zugänglichen Weltmeeren aus ins Innere des Continents vorzudringen und das leichtbewegliche, großen Raum bietende Schiff als Operationsbasis zur erfolgreichen Entdeckungsfahrt zu benutzen?

Auf diese naheliegende Frage geben uns fast alle afrikanischen Flüsse und Ströme dieselbe Antwort.

Beinahe ohne Ausnahme sind sie für eine Befahrung vom Meer aus bis weit ins Innere nicht zu verwerten, weil ihr Stromlauf in seinem untern Teil meilenweit unbefahrbar gemacht wird durch Wasserfälle, welche jeder Fortsetzung der Fahrt in den bis dahin benutzten Fahrzeugen unüberwindliche Hindernisse in den Weg stellen und selbst kleinen und kleinsten Schiffen das Vordringen aufs höchste erschweren. Das ist in keinem der übrigen Erdteile der Fall, und daher allein hat die Aufschließung des Innern Afrikas so lange auf sich warten lassen. Während alle amerikanischen größern Ströme mit alleiniger Ausnahme des Colorado, dessen Thal darum auch jetzt noch größtentheils unbekannt ist, ferner in Asien die großen vorder- und hinterindischen Ströme, sowie die mächtigen Flüsse des sogenannten Himmlischen Reichs und der kaum minder langgedehnte Amur Sibiriens, wie auch in Europa Wolga, Donau u. s. w. viele hunderte von Meilen von ihrer Mündung aufwärts gerechnet durch meist ebene Niederungen ruhig dahinfließen, ohne die Schifffahrt mehr als zulässig zu behindern, erblicken wir in Afrika das gerade Gegenteil. Ganz Innerafrika ist ein mehr oder minder hohes Hochland und erstreckt sich als solches fast nach allen Richtungen selbst bis in die nächste Nähe des Meeres. Die Folge davon ist, daß die Ströme und Flüsse, welche den Wasserreichtum des Innern zum Meere abführen, nach einem langen, weit ausgedehnten ruhigen Oberlauf sich schließlich ihren Weg zum Meere durch steile Abstürze von der Hoch-

fläche oder Durchbrüche durch die Küstengebirge bahnen müssen. Wo aber Küstengebirge wie längs der größern Hälfte des Nordrandes Afrikas fehlen, da fehlen aus andern Gründen dem subtropischen Lande auch die flüßserzeugenden Regen, oder es erreichen die Wasserläufe nicht den Ocean, sondern versiegen in wenig tiefen Sumpffeen, deren Wasserstand durch die Verdunstung reguliert wird.

Ein Blick auf die Verteilung der Gebirge und deren Abdachung zur Küste wird das Gesagte in vollem Umfange erklären.

Das Rückgrat des afrikanischen Gebirgssystems bildet das vom Kap Guardafui und den abessinischen Alpen nach Süden um die großen Binnenseen bis 15° südl. Br. sich erstreckende, von da ab westlich bis zum Atlantischen Ocean streichende, der ganzen Ausdehnung nach einem lateinischen S vergleichbare Gebirge, an welches sich dann noch längs der Südwestküste und um die ganze Süd- und Südostküste herum bis nach dem 34.° südl. Br. hin ein hohes Tafel- und Gebirgsland anschließt. Doch hat man sich das Ganze nicht so sehr als eine zusammenhängende, in ihren senkrechten Höhen wechselnde, der Cordillera Amerikas vergleichbare Gebirgskette zu denken, sondern es wechseln alpine Formen ausgebildetster Art mit mehr ebenen Hochflächen von ungefähr 1200 m mittlerer Meereshöhe und mit besonders um die Seen herum reichgegliederten Hochländern, aus denen vereinzelte Spitzen oft bis über 5000 m Höhe aufragen. Besonders steil ist der Aufstieg vom Roten Meer auf das abessinische Hochgebirge, weil hier das Land in riesigen Terrassen, unvermittelt eine über der andern, sich hebt, deren Fuß an einer Stelle, beim See von Malabadd, der Bezugsquelle des Salzes von ganz Abessinien, sogar bis 61 m unter das Niveau des Roten Meeres heruntersinkt. Summer höher nach Westen hin sich erhebend, erreicht es bis zur westlichen Grenze in 36° östl. L.\* des mit Recht die Abessinische Schweiz genannten Gebirgsstocks die ansehnliche Höhe von 4600 m und dacht von da nach dem Nilthal, in welches alle rechtsseitigen Nebenflüsse sich ergießen, und weiter zum Flachland von Senaar ab.

An dieses ziemlich gut bekannte abessinische Alpenland schließt sich nach Süden zunächst eine noch fast ganz unbekanntes Hoch-

\* Alle Längenangaben beziehen sich auf Greenwich als Ausgangspunkt.

fläche vom 5.° nördl. Br. bis zum Äquator an. Dort beginnt dann das Gebiet der großen Landseen, von denen der erste und größte, der den Quellsee des Nils bildende Victoria-Njansa, in 1200 m Meereshöhe in der Nähe verschiedener hoher und höchster Berggipfel liegt, welche mit ihren vereinzeltten Kegeln, wie der 4480 m hohe Meru, der 5640 m hohe Kenia und der 5730 m hohe Kilima-Ndjaru, der „König der afrikanischen Berge“, ihren Charakter als frühere Vulkane verraten. Auch die übrigen Seen, von Norden her der Albert-Njansa, der noch ziemlich unbekannte Luta-Njige, der viel bekanntere langgestreckte Tanganjika-, der kleine Rikwa-, der sumpfige, seichte, vom Kongo durchströmte Bangweolo-, ferner der Moero-, Njassa- und Schirwa-See, letzterer noch in 600 m Meereshöhe, liegen tief, einige über 1000 m tief, eingebettet zwischen waldigen Bergeshöhen; von da strömt der Überschuß der in zahlreichen Kinnsalen gesammelten Gewässer nach Westen wie nach Osten theils in großen Strömen, wie dem Kongo und Sambesi mit ihren zahllosen Nebenflüssen, theils in einer Menge kleinerer Flüsse zum Atlantischen und Indischen Ocean.

Dieses von Massana im Nordosten bis Benguela und Mossamedes im Südwesten reichende Hochland mit seinen in die Wolken ragenden Gipfeln und flachern Hochstrecken bildet eben die Wasserscheide für drei Hauptströme Afrikas. Zunächst vereinigt der Nil, nachdem er den Victoria-Njansa durchströmt und den Albert-Njansa gestreift hat, auf seinem weitem nördlichen Laufe bis Berber unzählige Zuflüsse von Süden, Osten und auch von Westen her, wo die Festlegung der Wasserscheide gegen den Kongo erst jetzt dem Reisenden Junker gelungen ist. Während der Nil aber die Zuflüsse aus den nördlichen Seen aufnimmt, nährt sich der Kongo hauptsächlich von den mittlern Seen, dem Tanganjika-, Moero- und Bangweolo-See und weiter von einer zahllosen Menge großer und kleiner Zuflüsse, welche von dem ziemlich ebenen Tafellande im 11.° südl. Br. zwischen 18° und 28° östl. L. entspringen. Dasselbe ist so eben und flach, daß ähnliche Erscheinungen wie beim Cassequiare zwischen Orinoco und Amazonas vorkommen, und in der Regenzeit die überströmenden Gewässer aus dem schwammartig vollgesogenen Lande sich regellos bald nordwärts zum Kongo und zum Atlantischen, bald südwärts zum Sambesi und dem Indischen Ocean wenden.

Verfolgen wir nun diese drei in Centralafrika entspringenden Hauptströme des Continents auf ihrem weitem Laufe stromabwärts, so entdecken wir bei allen dieselbe Erscheinung, welche sie ungleich den großen amerikanischen, asiatischen und europäischen Strömen für die Befahrung von der See aus ungeeignet macht. Während letztere sich in ihrem Oberlauf stürmisch durch das Quellengebirge hinabwälzen, dann aber in ihrem Mittel- und Unterlauf ruhiger und langsamer durch niedrige Flachländer sich hinziehen, ist in Afrika der Oberlauf dieser Flüsse der ruhigere Teil, dagegen ist der beim Kongo noch ziemlich ruhige mittlere Teil beim Nil und in höherm Grade beim Sambesi durch Stromschnellen und Wasserfälle ebenso wie der Unterlauf des Kongo unbefahrbar. Die Nilfahrt unterbrechen nicht allein zwischen dem 16. und 24.° nördl. Br. eine Reihenfolge von sechs bösen Wasserfällen und Stromschnellen, sondern es stören sie im obern Lauf auch meilenlange Strecken von dichtem Gras- und Papyrusfilz, welcher unter der glühenden Sonne in dem fast stagnirenden Gewässer üppig wuchert. Die Kongofahrt wird, außer in der Nähe des Äquators bei 26° östl. L., wo die Stanleyfälle den Weg sperren, völlig abgeschnitten im untersten Teil seines Laufes zwischen 6° und 4° südl. Br. und 15 $\frac{1}{2}$ ° und 13 $\frac{1}{2}$ ° östl. L., wo der Strom in zahlreichen senkrechten Stürzen vom langgestreckten obern Tafelland in den schmalen Küstenjaum hinabfällt, welcher ihn noch vom Meere trennt. Dagegen stürzt sich der Sambesi in seinem mittlern Laufe in einem unvergleichlichen, 119 m tiefen Falle in eine oben 100 m, unten 44 m breite und 1600 m lange Spalte, der Victoria-Fall genannt, hinunter und wird dadurch und durch eine Reihe Stromschnellen und Untiefen in der trockenen Jahreszeit für die Schiffahrt oft unbrauchbar.

Aber nicht bloß in der Nähe der Flußthäler dieser drei Hauptströme Afrikas fällt das mittlere Hoch- oder Tafelland plötzlich und steil zur Küste ab, sondern auch außerhalb derselben, wohin wir auch unsern Blick längs der Küsten richten. Eine Ausnahme findet nur im äußersten Westen statt.

In Südafrika finden wir nur einen größern, den Dranje-Strom, welcher auf den südlichen Drakensbergen an der Ostküste entspringt, in seinem mittlern Laufe einen bedeutenden Nebenfluß, den auf den nördlichen Drakensbergen entspringenden Baal, aufnimmt, und mit ihm vereinigt in einer mittlern Breite von

29° Süd zwischen Kapland und der Kalahariwüste hin seinen Weg zum Atlantischen Ocean sucht. Ein stattlicher wasserreicher Strom im obern und mittlern Teil muß er, bevor der Ocean erreicht ist, sich seinen Weg durch das Küstengebirge brechen und geht durch die „Hundert Wasserfälle“ und schließlich durch eine ganz leichte Barre vor seiner Mündung für die Schifffahrt völlig verloren.

Da das mittelafrikanische Hochgebirge und Hochland der Ostküste bedeutend näher liegt als der Westküste, so sind alle nördlich der Sambesimündungen in den Indischen Ocean fallenden Flüsse ohne Ausnahme mehr oder weniger kleine Küstenflüsse wie der Novuma, Rufidschi, Rufu oder Lufu, Tana, und nur der nördlich von ihnen aus dem abessinischen Hochland kommende Zuba weist eine größere Wasserfülle auf. Alle aber müssen die steilen Absprünge von dem terrassenförmig abdachenden Hochland mitmachen und sind wenig oder gar nicht schiffbar.

Die einzigen Flüsse, welche hierin eine Ausnahme machen und deren Stromgebiete daher auch schon seit längerer Zeit aufgeschlossen wurden, sind die nördlich und südlich des Grünen Vorgebirges in den Atlantischen Ocean mündenden Flüsse Senegal und Gambia, sowie der in den Golf von Guinea durch ein vielverzweigtes Delta mündende Niger. Sie entspringen nebst zahlreichen Küstenflüssen auf einer mäßigen, um 12° nördl. Br. und 12° westl. L. belegenen Bodenerhebung von nur 850 m Meereshöhe, haben deshalb und weil sie, den Gambia ausgeschlossen, einen weiten Bogen bis zu ihrem Ausflusse beschreiben, nur wenig Gefälle; namentlich gleicht der Lauf des Niger, welcher im ganzen 4160 km lang ist, während die Mündung in der Luftlinie nur 1900 km von der Quelle entfernt liegt, gar sehr dem Lauf des Orinoco. In den Niger mündet in nahezu 8° nördl. Br. ein zeitweise bedeutender Nebenfluß, der Benue, welcher zugleich mit dem in den Tsadsee der westjudanischen Steppe mündenden Schari die Entwässerung der dem mittelafrikanischen Hochland vorgelagerten ersten niedern Stufe übernimmt.

Diese Stufe senkt sich nach Norden ganz allmählich zur sogenannten Wüste Sahara herab, einem halb tropischen, halb subtropischen, teils aus steinigem, teils aus sandigen Hochflächen bestehenden Gebiet von beinahe der Größe Europas, welches ganz im Norden stellenweise sogar bis unter die Oberfläche des Mittel-

meeres sinkt, im äußersten Nordwesten dagegen wieder sich zu einem schon von altersher bekannten hohen Küstengebirge, dem Atlas, hebt. Dieses von Kap Nun bis Kap Bon reichende, 2300 km lange Gebirge, welches zu einer mittlern Kammhöhe von 1400 m aufragt, erhebt sich in seinem westlichen Teil bis zu einem 50 km langen, im Süden Marokkos durchweg 3650 m hohen Rücken, aus welchem einzelne Gipfel sogar bis 3900 m aufragen. Da das Gebirge aber hart an den Atlantischen Ocean und an das Mittelmeer herantritt, so ist der Verlauf der in ihm entspringenden Flüsse und Bäche überall nur ein kurzer, weshalb sie für die Schiffahrt gar nicht, desto mehr freilich für den Landbau in Betracht kommen. Nach Osten zerfällt der nach Nord und Süd steil abfallende Atlas in mehrere niedrige Ketten und Hochthäler von 1100 bis 800 m Meereshöhe, welche weiter nach Osten zu flachen muldenartigen Einsenkungen, Schotts genannt, verlaufen. Dieselben bilden jetzt abflußlose Salzseen und Sümpfe, deren Wasserpiegel nur während der Winterregen deutlicher erkennbar ist; früher sollen die östlich belegenen mit dem Mittelmeer in Verbindung gestanden und durch ihre Ausdünstung zur vielgerühmten Fruchtbarkeit Numidiens beigetragen haben. Aehnliche Schotts, aber in größerem Abstand von der Küste, finden wir weiter ostwärts längs des 30.° nördl. Br. zwischen 20° und 30° östl. L. im Nordrande der völlig öden Libyschen Sandwüste, wie auch zwischen den niedrigeren Ketten des Atlas selbst, im Süden von Dran und Algier.

Man würde übrigens fehlgehen, wenn man die sogenannte Sahara für eine einförmig ebene, sanft abfallende Tieffläche, oder wie man früher wohl sagte, für den Boden eines einstigen Binnenmeeres halten wollte. Das ist sie keineswegs. Vom Mittelmeer steigt, abgesehen von den eben genannten Schotts, der Boden ziemlich rasch zu einigen hundert Metern Meereshöhe an, und hebt sich langsamer, je weiter man nach Süden vordringt. Im nordöstlichen und nordwestlichen Teil besteht der Boden aus leicht beweglichen, fast absolut vegetationslosen Sanddünen, welche etwa 20000 geogr. Q.=M., d. h. ein Achtel der ganzen Fläche der Sahara bedecken. Zwischen diesen trostlosen Gebieten und südlich von ihnen bildet fast die Hälfte der ganzen Sahara eine steinige, wasserarme Hochfläche, die sogenannte Hammada, aus welcher sich drei Gebirgssysteme in der Streichung Nordwest bis

Südost erheben, von denen das südlichste, das von Nactigal bereiste Tibesti, zwischen  $18^{\circ}$  und  $22^{\circ}$  nördl. Br. und  $15^{\circ}$  bis  $22^{\circ}$  östl. L. liegend, bis zu 2500 m ansteigt. Außerdem mag ein Sechstel der Sahara als Steppe und Weideland gelten, und aus ihnen mögen im ganzen etwa 4000 geogr. D.=M. als Dasen oder Kulturland sich freundlich abheben. Das stete Ansteigen des Bodens zum mittelafrikanischen Hochland wird nur im Süden durch einige Bodensenkungen unterbrochen, von denen das Gebiet des Tjadsee mit seinem bedeutendsten Zufluß, dem Schari, nur 268 m Meereshöhe behält, einige andere sogar bis 160 m herunter-sinken. Jenseit derselben steigt der Boden bald wieder zu 600 m und mehr mittlerer Meereshöhe an, und von  $8^{\circ}$  nördl. Br. dehnt sich dann bis über den Aequator hinaus ein noch fast ganz un-bekanntes, weil schwer zugängliches Waldgebiet aus. Hier haben die zweimaligen, mit der Zeit des Durchgangs der Sonne durch das Zenith zusammenhängenden großen tropischen Regen das Pflanzenleben in so großartiger Weise gefördert, daß die dortige Flora fast jedes Durchwandern dieses den menschenähnlichen Affen, Elefanten u. s. w. gehörenden und von den umwohnenden Negerstämmen eifersüchtig bewachten oder auch gefürchteten Ge-bietes verhindert, bis man an das von ihren Abflüssen genährte Flußthal des Kongo gelangt, von welchem der europäischen Civilisation zugänglich gemachten Strom nun wol bald auch mit Hülfe der Wasserwege die nähere Aufschließung und Erfor-schung dieses Teils des noch unbekanntem Innern von Afrika beginnen wird.

Soviel im allgemeinen über die Bodengestaltung Inner-afrikas und den Charakter der das innere Hochland mit den ringsum angrenzenden Meeren verbindenden Flüsse und Ströme. Selbstverständlich ist die Erforschung des Innern von den vor-genannten Umständen beeinflusst worden und ist es zunächst be-greiflich, daß eine Forschungsreise von Norden her durch die lang-sam ansteigende, aber wasserarme und meist vegetationslose Sahara in ganz anderer Weise zu organisieren und durchzuführen ist, als eine Reise von Westen her die steil ansteigenden Bodenterrassen hinan bis auf das mehr ebene fruchtbare Hochland, oder von Osten her, wo die höhern Terrassen von der Küste häufig durch zwischenliegende ausgedehnte Sumpfniederungen getrennt sind, oder endlich von Süden her, wo die innern noch unbekanntem Gebiete

wenigstens ungezählten Scharen von Wild eine Heimstätte bieten, jedenfalls also nicht so öde und arm sind, als der ganze Norden fast ausnahmslos ist.

Versuchen wir den afrikanischen Reisenden von diesen vier Kardinalrichtungen aus zu folgen, so werden wir alsbald die charakteristischen Unterschiede in der Marschbewegung kennen lernen und von den Reisenden selbst hören, wie und mit welchen Mitteln und Erfolgen die Vorstöße ins Innere ausgeführt wurden oder jetzt ausgeführt werden können.

Schon im Namen ist die Verschiedenheit des Reisens ausgedrückt: vom Süden her reist man im Ochsenwagen, einem von 12 bis 16 Ochsen gezogenen und gegen alle Fährlichkeiten umgebahnter Wildniswege ausgerüsteten Fuhrwerk, welches zugleich dem Reisenden wie den Treibern als Heimstätte bei Tag und Nacht dient. Beim Ausgang von den drei andern Weltgegenden bildet man allerdings scheinbar übereinstimmend eine sogenannte Karawane; aber während dieselbe in Mittelafrika hauptsächlich aus Menschen unter Zuhilfenahme von einzelnen Tieren zusammengestellt wird, wobei eine örtlich verschiedene Auswahl der Menschen nach ihrem Beruf als Führer, Händler, Träger und Soldaten getroffen werden muß, ist im Norden das Kamel der Hauptbestandteil der Karawane und das Tier, auf dessen Ankauf und Ausrüstung der Reisende seine ganze Sorgfalt richtet. Der Araber nennt das Kamel das Schiff der Wüste. Darin spricht sich das ganze Verlangen des Wüstenwanderers nach jener andern bequemern Weise des Fortkommens aus, die nur hier durch dieses weder äußerlich noch geistig anmutende Tier ersetzt werden mußte; das Wort „Schiff der Wüste“ ist entweder ein Ausdruck bewußter bitterer Ironie oder unbewußten sehnsüchtigen Wüstenhumors.





E.A. BROCKHAUS sc.

B. STRASSBERGER del.

Tripolis.



## II.

### Die Reisen ins Innere vom Norden aus.

#### 1. Die Vorbereitungen zur Reise.

Der von den Europäern am meisten bevorzugte Ausgangspunkt für ihre Forschungsreisen nach Innerafrika ist von altersher Tripolis gewesen. Französische Reisende haben wol Städte ihrer algerischen Colonie vorgezogen, auch um den ihnen zunächst gelegenen Atlas vorab kennen zu lernen, Engländer und Deutsche sind aus besondern Gründen zuweilen mit Umgehung des Atlas von Marokko aus südwärts gewandert, während neben andern Europäern besonders Oesterreicher und Italiener von dem ihnen näher liegenden Nilthal oder von abessinischen Hafenplätzen des Roten Meeres aus zum Innern vorgeedrungen sind. Die typische Art eines Vorstoßes von Norden her in das Innere des dunklen Welttheils lernen wir jedoch am sichersten kennen aus den Berichten der Reisenden, welche dem alten Karawanenweg von Tripolis aus folgten oder seitwärts von ihm neue Wege einschlugen. Auf diesen alten Karawanenwegen hat von jeher der Austausch der Produkte des Nordens gegen die des Südens stattgefunden, weil Tripolis der am südlichsten und der Wüste nächstgelegene Hafenort ist und hier die Ausrüstung zur Wüstenreise noch mit freier Benutzung europäischer Hülfquellen beschafft werden kann. Hat man erst die Nilfälle nördlich von Chartum passirt oder von Osten her umgangen, so bietet unstreitig der Nil einen vielfach bequemern und tiefer ins Innere führenden Weg, auf welchem z. B. Schweinfurth während des Nordostpassats von Dezember bis Februar mit Segelbooten täglich durchschnittlich 180 km zurücklegen konnte, während das tägliche Wüstenpensum nur 30—40 km beträgt. Aber seit dem Aufstand des Mahdi und dem Rückzuge der englischen Ersatzarmee von dem inzwischen eroberten Chartum ist dieser Weg völlig verlegt. Die letzten Trümmer ägyptischer

Herrschaft im Sudan und Kordofan unter dem Oberbefehl des Deutschen Schnitzer (Emin-Pascha) harren in Wadelai in 3° nördl. Br. des Entfahes einer von Westen her vom Kongo sich nähernden, von Stanley geführten Expedition.

Neben Tripolis wird als zweiter Ausgangspunkt auch wohl das am Ostrande der großen Syrte belegene Bengasi gewählt, aber dann ist das Reiseziel gewöhnlich ein näheres und beschränkt sich auf eine Wanderung in die Libysche Wüste bis etwa zur Oase Kufra. Der Karawanenweg von Tripolis aus führt durch die nördliche Wüste bis zur Hauptstation Mursuk gerade südlich von Tripolis; von hier beginnt dann die eigentliche Wüstenreise nach dem doppelt soweit entfernten Kufa am Tsadsee, zwischen dem von Nachtigal besuchten Tibestigebirge und den Felsgebirgen der wilden Tuareg hindurch, welche Fräulein Tinne und Begleiter aus Hagier mordeten. In Bornu betritt dann der Reisende das in 600 m Meereshöhe und darüber liegende Vorland des mittelafrikanischen Hochlandes mit seinen befruchtenden tropischen Regen und hat die Wahl, von dem großen Raft- und Handelsplatze Kufa, der Residenz des Königs von Bornu, seinen Weg durch die zahlreichen hier vorhandenen Negerreiche nach Westen zum Niger oder nach Osten durch Bagirmi, Wadai, Kordofan zum Nil einzuschlagen. Ein weiteres Vordringen in südlicher Richtung ist bisher an der Erschöpfung der Reisenden, dem Widerstreben der Bevölkerung und den natürlichen Hindernissen des von üppigster Vegetation bedeckten weglosen Landes gescheitert.

Den ersten Eindruck, den Tripolis auf von Europa kommende Reisende macht, schildert uns Nachtigal in einigen kurzen Worten. „Es war ein liebliches Bild, das sich vor den Augen des ankommenden Reisenden allmählich auf der Rhede von Tripolis (Tarâbüsus) entfaltete. In den Strahlen der glitzernden Morgensonne anfangs verschwimmend, hoben sich allmählich zuerst links die malerische Masse des festen Schlosses und dann vor uns über der Stadt die gleich Säulen oder Mastbäumen emporragenden schlanken Minarets der Moscheen hervor.

„Allmählich zeichneten sich die lustigen Kuppeln der religiösen Gebäude, die reinlichen, weißen Stadtmauern mit ihren Zinnen und Türmchen und die reizende Zierde der hier und da das Ganze überragenden schlanken Dattelpalmen für das Auge bestimmter. Rechts trug eine ins Meer vorspringende Felszunge Festungswerke,

und allmählich unterschied man die einzelnen saubern Häuser mit ihren Dachterrassen, von denen die ansehnlichern der Europäer, die niedrige Stadtmauer überragend, die Aussicht auf das Meer haben.

„Beim Besuche orientalischer Städte muß sich der Reisende an Enttäuschungen gewöhnen. Aus der Ferne Sauberkeit und Glanz, pflegt innen alles Schmutz, Ruine und Elend zu sein. Auch Tripolis leistet nicht das, was es verspricht, ohne gleichwol das Gepräge des Verfalls in einem Grade an sich zu tragen, wie so viele Schwesterstädte auf der Küste des Mittelmeeres.

„Vom Seethor (Bâb el-Bahâr) führen zwei breite Straßen (Schâra), die eine am Meere entlang, zwischen der niedrigen Stadtmauer, auf deren halber Höhe man einherwandeln kann, und den ansehnlichsten Gebäuden europäischer Kaufleute und Konsuln nach Osten, die andere ins Innere der Stadt. Die Straßen sind reinlich, schutt- und trümmerlos, ohne Rehrichthaufen und ohne die Leichname ausgelegter, neugeborener Kätzchen, wie sie in Tunis die unvermeidliche Beigabe so vieler Verkehrswege sind, geebnet und gehärtet.“

Fragen wir uns nun, was zu der von hier beginnenden Wüstenreise gehört, so lauten die übereinstimmenden Zeugnisse der erfolgreichen Reisenden dahin, daß ein reiches Vorrat von Geldmitteln den glücklichen Ausgang nicht gerade verbürgt. Kohlfs sagt hierüber: „Es ist ein eigen Ding um das Unternehmen einer Reise ins Innere von Afrika. Große und luxuriös angelegte Reisen sind in diesem Lande eher hemmend als nutzenbringend. Zwar hat die elegant und aufs reichste ausgestattete Barth'sche Expedition, die im Vereine mit denen Vogels, Richardsons und Overwegs mindestens 300 000 Mark kostete — ich erinnere nur an die Kutsche, an das Schiff, welches mitgeführt wurde, und an die kostbaren Geschenke — im ganzen sehr gute Resultate ergeben; aber diese Expedition zerlegte sich in verschiedene Reisen, die unabhängig voneinander ausgeführt wurden. Hingegen scheiterten die Timmeschen Unternehmungen gänzlich, das eine Mal an dem zu großen Troß, das andere Mal an dem bekannt gewordenen Reichtume des Fräuleins. Von der Deckens glänzend ausgerüstetes Unternehmen blieb trotz der aufgewendeten großartigen Mittel ohne wesentlichen Erfolg. Die Ergebnisse von Bakers Expedition sind, wenigstens soweit sich bis jetzt beurteilen läßt, keineswegs den kolossalen Summen entsprechend, die sie gekostet hat. Um dieselbe Zeit aber, und

fast in denselben Gegenden hat Dr. Schweinfurth mit sehr verschiedenen Mitteln wichtige geographische Probleme gelöst.“

Rohlf's hatte zu der Reise, welche ihn quer durch Afrika bis zum Golf von Guinea führte, alles in allem etwa 7500 Mark zur Verfügung und hat mit dieser verhältnismäßig geringen Summe einen Erfolg erzielt, wie andere nicht mit 100000 Mark erreicht haben. Nach der Ansicht dieses sehr erfahrenen Afrikareisenden ist das erste Erfordernis, „das ein Afrikareisender, wie überhaupt jeder, der unbekannte Gegenden durchforschen will, von Hause aus mitbringen muß, daß er sich selbst gründlich kenne; denn nur nach einer strengen und unparteiischen Selbsterkenntnis darf man hoffen, sich die genügende Menschenkenntnis anzueignen, und letztere ist nirgends so unentbehrlich als bei Reisen in Afrika, wo es täglich darauf ankommt, fremde Völker und Menschen richtig zu beurteilen. Gefahren drohen ja nur von einer Seite, von den Menschen. Die klimatischen Einflüsse dieser Gegenden lassen sich wirksam durch Chinin bekämpfen, und die von wilden Tieren kommenden Gefahren sind gleich Null; aber wie schwer ist es hier, den Freund vom Feinde zu unterscheiden, um so schwerer, eine je höhere Stufe der sogenannten Civilisation die Menschen einnehmen! Zweitens muß der Reisende Geduld im höchsten Grade besitzen, alle Arten von Strapazen, Hunger und Durst, selbst Kränkungen und Beschimpfungen ertragen können. Ohne diese Eigenschaften wird niemand in das Innere Afrikas einzudringen vermögen.

„Mit den größten Schwierigkeiten ist immer der erste Schritt, die erste Etappe verbunden, namentlich das Durchkreuzen der Sahara. Wieviel tausend Dinge giebt es da nicht vorzuzorgen und zu bedenken. Zu einer Reise durch die Sahara gehört eine ähnliche Ausrüstung wie zur Seereise auf einem Segelschiffe. So wie der Kapitän eines Segelschiffes nie mit Bestimmtheit vorher sagen kann: an dem und dem Tage werde ich den Hafen erreichen, ebenso wenig kann der Karawanenführer zuverlässig behaupten: an dem oder jenem Punkte wird Wasser zu finden sein, oder in so und so viel Tagen werden wir bei der Dase anlangen. Dergleichen muß wie zu einer Seereise hinlänglicher Proviant mitgenommen werden. Trotz der mehr als tausendjährigen Erfahrungen, wie oft geschieht es, daß die Lebensmittel- und Wasservorräte nicht ausreichen! Durch den Simum, durch die Hitze

geht kein Mensch zu Grunde, aber wie viele verschmachten alljährlich wegen Mangel an Trinkwasser! Was mich betrifft, so hatte ich einen Teil meiner Ausrüstung schon in Deutschland und Frankreich angeschafft: ich kaufte in Paris bei Secretan die notwendigsten Instrumente, als Aneroide, Thermometer, Hygrometer, Hygrometer, Boussolen u. s. w., bei Lesaucheux die Waffen für meinen persönlichen Gebrauch, in der Pharmacie centrale in Marseille die Medikamente (an Medikamenten nahm ich mit: Chinin 500 gr, Opiumextract 50 gr, Brechweinstein 5 gr, ferner essigsaures Blei, Sodkali, Spécacuanha, englisches Pflaster, Heftpflaster, Citronensäure zur Limonadebereitung 2000 gr, Hirschhorngeist u. a. m.), und später in Lavalletta Teppiche, wollene Decken, Schwimmgürtel, Gewehre, Munition, Thee, Biscuit, einige Konserven und andere Gegenstände. In Tripolis endlich sollte das noch Fehlende ergänzt werden.

„Aber abgesehen davon, daß Eingeborene und Europäer wetteifern, um den europäischen Reisenden, den sie als eine Extrabeute betrachten, zu übervorteilen, hat das Einkufen in Tripolis für den nicht Eingeweihten seine ganz besondern Schwierigkeiten. Geht man z. B. auf den Markt, um ein Kamel oder irgendeine Ware zu erstehen, so hat der Besitzer keinen Preis dafür, oder er nennt wenigstens keinen. Auf die Frage: «Wieviel kostet das?» hat er die stehende Antwort: «Biete!» oder: «Wieviel gibst du?» Was soll nun aber der Neuling, dem die dortigen Verhältnisse fremd sind, auf einen Gegenstand bieten, dessen gewöhnlichen Preis er meist auch nicht annähernd kennt?

„Und gar vieles fehlte noch zu meiner vollständigen Ausrüstung. Außer den Dienern, Kamelen und Kameltreibern war für diese Reise durch die wasserlose Sahara zunächst die nötige Anzahl Schläuche zu beschaffen. Auf gute Schläuche hat man das Hauptaugenmerk zu richten. Als die besten gelten die von sudanischen Ziegen, nicht nur wegen ihrer Größe, sondern auch wegen der Dauerhaftigkeit des Leders. Ein Schlauch besteht aus dem ganzen, ungenähten Fell einer Ziege oder eines Schafes. Um es ganz zu erhalten, zieht man den Körper des getöteten Tieres durch die Halsöffnung, die später als Mündung dient. Inwendig werden die Schläuche geteert, damit das Wasser länger vor Fäulnis geschützt bleibe, und auch damit weniger Wasser durch Verdunstung verloren gehe. Große Schläuche halten bis 37 kg Wasser.

„Sodann mußten Kisten gezimmert, Kochgeschirr für die Leute und für mich, Proviant in benötigter Menge (besonders Schiffszwieback, Reis und grobkörniges Weizenmehl zu den bei den Eingeborenen so beliebten Kuskussu, den in Fleischbrühe gekochten Weizenmehlkügelchen), Tauwerk, Beile und andere Werkzeuge, endlich Waren, die als Geschenke und Tauschmittel dienen sollten, gekauft werden: Burnusse von Tuch in den schreiendsten Farben, mit Gold gestickt, bunte Taschentücher, feinere und gröbere Baumwollenzuge, Maltese genannt, Turbane, 80 Ellen lang — man denke sich, welche Zeit dazu gehört, um einen solchen Turban, der allerdings aus ganz leichtem Stoffe besteht, um den Kopf zu wickeln! — rote Mützen, einige Stück Sammet und Seide, Essenzen, echte und unechte Korallen, ganze Centner Glasperlen der verschiedensten Art, circa 50 000 Nadeln, wovon man in Tripolis für einen Maria-Theresienthaler etwa 6000 Stück bekommt, natürlich von sehr grober Arbeit. Auch ordinäres Schreibpapier, das von Deutschland kommt, und Hunderte von Messern, ebenfalls deutsches Fabrikat, kaufte ich ein, sodaß nach und nach meine Wohnung einem Kaufladen glich. Vor allem mußten dann noch Maria-Theresienthaler eingehandelt werden, die man in Malta, Tripolis oder Alexandria zum Durchschnittspreise von 4 Mark erstehen kann.

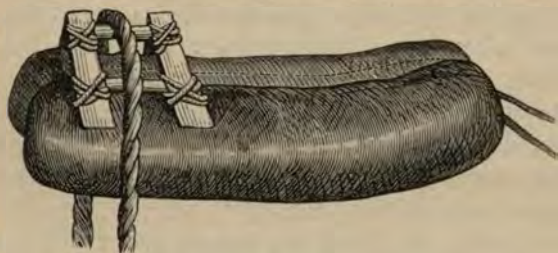
„Die Maria-Theresienthaler sind für Centralafrika die beliebteste Münze. Sie müssen aber vom Jahre 1780 sein, und auf der Krone der Maria Theresia müssen sieben Punkte sich befinden. Thaler, die nicht diese Jahreszahl haben oder der sieben Punkte ermangeln, werden von den Sudannegern unbedingt zurückgewiesen. In frühern Jahren hielt man in den Negerländern auch darauf, daß die Thaler ein altes geschwärztes Aussehen hatten, und der Datruni erzählte mir später, er habe unter Barth das mitgenommene Geld durch Lagerung zwischen Pulver geschwärzt. Den Grund, weshalb in ganz Centralafrika ausschließlich der österreichische Thaler gäng und gäbe ist, vermochte ich nicht zu erfahren.“

Zunächst aber und vor allen Dingen sind gute Kamele und kundige Kameltreiber und Führer Goldes wert. „Alle diese Landsleute erschienen mir“, so erzählt Nachtigal, „wenig beachtungswert gegenüber dem würdigen Mohammed el-Datruni, dem Gefährten Barths nach Timbuktu, der auch Gerhard Kohlfs nach Bornu und Mandara begleitet hatte, und seinem weißen Tuareg-Kamel, das ihn von der letzten Reise aus Bornu heimgetragen hatte.



Er war aus seiner Heimat Fessan, wo er in dem Dorfe Dudschal nahe der Hauptstadt Murzuk lebte, herbeigekommen, um auch mich zu geleiten, und war in einem Stalle beschäftigt, die Kamelsättel zur bevorstehenden Reise zu verfertigen. Mit achtungsvoller Scheu betrachtete ich sein schwarzes rundes Antlitz mit den zahllosen Furchen, der kleinen Stumpfnase mit den weiten Nüstern, dem zahlofen Munde, den vereinzeltten weißen und schwarzen Barthaaren, den großen Ohren und den treuen Augen.

„Der alte Mohammed war kein Mann vieler Worte, wie ich noch Jahre hindurch zu beobachten Gelegenheit hatte; er war ein stiller, freundlicher alter Mann, der den Freuden des Lebens nicht abhold war, aber selten aus seiner durch Natur und reiche Erfahrung bedingten aequitas animi heraustrat. Maßvoll beant-



Kamelsattel.

wortete er meinen Gruß und den Ausdruck meiner Freude, seine Bekanntschaft zu machen, und benutzte die Unterbrechung der Arbeit, um aus einem kleinen lederen, zusammenschnürbaren Beutel eine Prise grob zerstoener, grüner Tabaksblätter in den Mund zu schieben und mit seinen Zahnresten von einem Stück Natron (Trona) etwas als zweckmäßiges Corrigens des Tabaks abzubeißen. Er trug über dem weiten Hemde seiner Heimat und Gewohnheit die auch in Fessan übliche solide, wärmende Wolldecke, welche ihm jetzt vom kurzbehaarten Kopf lose nach hinten herunterhing, um seine Arbeit nicht zu beeinträchtigen, und saß mit gekreuzten Beinen in dem Stroh, mit dem er die Sättel stopfte.“

Gute Sättel ersparen vielen Aufenthalt. „Der Kamelsattel (Hawia) wird aus einem zwei Meter langen Schlauche Kamelgarngewebes, der, wenn nicht gefüllt, also platt, fast einen

halben Meter breit ist, verfertigt. Man teilt ihn in zwei Hälften, stopft diese mit kurzem Stroh oder ähnlichem Material fest aus und näht sie dann zu. Die wurstförmigen Hälften sind bestimmt, die Höcker des Kamels zu umfassen; die Naht kommt nach hinten und ermöglicht die Knickung; die freien vordern Enden werden durch eine darauf gesetzte und an sie befestigte starke, breite Holzklammer, welche selbst einen kleinen Sattel bildet, zusammengehalten. Auf der guten Füllung und noch mehr auf der Solidität der Holzklammer und dem Winkel, den ihre Hälften bilden, beruht die Brauchbarkeit der ganzen Hawia. Das Holzgestell hat zunächst das Gewicht zu tragen, denn die Stricke, welche die beiden Hälften der Kamellast vereinigen, ruhen auf ihm; es muß also in seinen Teilen solide zusammengehalten werden. Ist der Winkel, den es bildet, zu groß, so sinkt unter der Last der Ladung mit der allmählichen Zusammenpressung der Füllung die Hawia so tief auf den Rücken des Tieres herab, daß das Holzgestell selbst drückt oder gar die darüberlaufenden Stricke in die Haut einschneiden. Man kann in der Verfertigung dieser Sättel nicht sorgfältig genug verfahren, denn eine zweckmäßige Anordnung der Ladung schont die Tiere unendlich und ist ihnen fast notwendiger, als reichliche Nahrung.“

Im Norden von Afrika hat man an andere Beförderungsmittel, wie Esel, Maultiere oder gar Elefanten, gar nicht zu denken. Das Kamel ist dort für den Reisenden wie gemacht, und wer die Wichtigkeit der Transportmittel für das Eindringen anerkennt, muß in dem Vorhandensein einer so wichtigen Beförderungsart allein schon die Berechtigung eines Vordringens vom Norden her zugeben. Dazu kommt, daß, wenn man glücklich zu Kamel die Sahara durchzogen hat, man in ganz Nordcentralafrika so vorzügliche Lasttiere vorfindet und zu so unglaublich billigen Preisen, wie vielleicht nirgends in der Welt. Es ist wahr, dann muß man das Kamel einfach stehen lassen: nach einer Durchquerung der Sahara wird es momentan ganz dienstuntauglich, und das Futter im Süden selbst ist nicht dazu angethan, dem erschöpften Tiere neue Kräfte zu verleihen. Im Gegenteil, Futter und das warmfeuchte Klima beschleunigen nur noch sein frühes und schnelles Verenden. Bloß das schnelligste Zurücktreiben zu einem nördlichen Hattieh in der Sahara oder zur Vorwüste selbst kann das Tier retten. Meistens wird dies

verräumt, oder man unterläßt es, das Kamel unbeladen schnell zurückzusenden; dann ist es verloren. Wenn dagegen bei Anwendung von Eseln oder Maultieren nach der Ankunft im Sudan der Reisende oder der eingeborene städtische Kaufmann aus Nordafrika etwas, im günstigen Falle einige Thaler\* für sein Lasttier erhält, so steht er sich noch immer besser, als wenn er ein Kamel gemietet hätte. Auch befindet er sich nun an der Schwelle des reichen centralen Afrika, wo für sein ferneres Fortkommen durch eine Auswahl der verschiedensten Lasttiere um ein Billigstes gesorgt ist.

Der Preis der Kamele schwankt nach dem Ort und dem Begehr wie jeder Marktartikel. Nachtigal kaufte sich 6 Stück zum Preise von durchschnittlich 200 Mark jedes, „welche von



Südliches und nördliches Kamel.

Mohammed el-Datruni, meinem großen Kamelkenner, wenn auch nicht enthusiastisch bewundert, so doch für ausreichend erklärt wurden“; Koflfs mußte 380 Frs. = 304 Mark, Lenz 20—40 Duros oder Dollars, also 80—160 Mark erlegen. Wie die im Norden erworbenen Kamele so müssen selbst die in Murzuk und Umgegend eingetauschten Kamele in Kufa wieder abgestoßen und möglichst rasch nach dem Norden zurückgesandt werden, weil auch sie das dortige Klima und die dortige Nahrung nicht ertragen. Die Kamele an der nördlichen Küste unterscheiden sich auch äußerlich durch stärkere Behaarung von denen der mittleren und südlichen Sahara, wie aus obiger Nebeneinanderstellung ersichtlich ist.

\* Wenn von Thalern die Rede ist, so sind damit immer die österreichischen Maria-Theresienthaler gemeint, die den Werth von 4 Mark haben.

Die Ladung wird auf den Kamelen mit eigens zu dem Zweck aus Kamelwolle gewebten Stricken befestigt, welche auf dem Markte von Tripolis ebenso feil gehalten werden, wie die Wasserschlänche aus behaarten, innen gegerbten Ziegenfellen (Dirba), welche in unübertroffener Güte aus den Haussastaaten südwestlich vom Tsd-see kommen. Sie werden den Kamelen unter die Warenballen beiderseits angebunden und zwar derart, daß sie sich in einer horizontalen Lage befinden.

Kohlfs hatte sich vor seiner Reise nach Kufra zu einer Neuerung bewegen und die Kamele ihre Ladung auf besonders zu diesem Zweck gebauten Wagen oder Karren schleppen lassen, doch überzeugte er sich bald, daß dies ein Mißgriff gewesen war. Man gebraucht zwar die Kamele in ganz Tripolitaniien zum Ziehen, nämlich beim Pflügen, und der Sattel, der ihnen zu dem Behufe über die Schulter gelegt wird, heißt sogar auch auf arabisch Sattel (eigentlich Sadul), aber die Vorwärtsbewegung ist so langsam, daß ziehende Kamele gegen tragende auf 3 km einen Kilometer zurückbleiben. Da ein gewöhnlicher Marsch in der Wüste aber mindestens 30 km des Tags beträgt, so würden die ziehenden um 10 km zurückgeblieben sein. Die Fortschaffung war sonst äußerst vorteilhaft, denn ein ziehendes Kamel zog 10 Centner, während die Tragkamele mit nur 2 Centnern beladen waren.

Zur Reiseausrüstung gehören schließlich noch Koch- und Eßgerätschaften für die Leute, einige kupferne Kessel, ein Dreifuß, ein weites flaches verzinntes Kupfergefäß, das zur Kameltränkung, als Waschgefäß und unter Umständen als Eßschüssel dient, ein Ledereimer (Delu) zum Wassers schöpfen, Kamelzäume und dergleichen notwendige Reisentensilien, deren Abwesenheit den Reisenden oft in große Verlegenheit setzt.

Soviel über die Ausrüstung zu einer Wüstenreise von Tripolis aus.

Führt der Weg weiter westlich durch Marokko und von dort aus erst in die Wüste in der Richtung nach Timbuktu, so wird man den ersten Teil der Reise bis zur Wüste zu Pferde machen, welche man zu dem Ende in Tanger mietet oder kauft. Penz berichtet hierüber: „Ich mietete sieben Stück Pferde, die sämtlich, außer dem meinigen, mit Gepäck beladen wurden und außerdem noch je einen meiner Leute tragen mußten; derselbe Jude, von dem ich schon das erste Mal die Tiere gemietet hatte, ging

wieder mit nebst zwei Treibern. Ich zahlte für die Reise nach Tes 12 Duros für jedes Pferd; es ist ziemlich viel, und wer länger in Marokko reisen will, thut gut, Pferde und Maultiere zu kaufen. Nur gab es gerade während meines Aufenthalts in Tanger nicht viel hierzu taugliche Tiere zu kaufen; bessere Reitpferde waren genug vorhanden, aber diese wären zu teuer gekommen. Wer sehr viel Gepäck hat, thut besser, Kamele zu mieten, nur geht es mit diesen Tieren natürlich viel langsamer.

„Eine Menge anderer Vorbereitungen waren noch nötig. Ich hatte zwei neue Zelte machen lassen nach dem Muster des mir vom deutschen Minister geliehenen, die, aus dreifachem Stoff bestehend, sich sehr bewährt haben und leicht und bequem aufzuschlagen und zu transportieren waren. Mehrere Feldbetten, Feldstühle und einen zerlegbaren Tisch, sowie allerhand Küchengerätschaften erhielt ich aus der deutschen Legation geliehen, wo ein ziemlicher Vorrat solcher Sachen sich befand, der noch von der zwei Jahre früher stattgehabten Ministerreise zum Sultan herrührte. Für Nahrung brauchten wir nicht zu sorgen, da wir überall die *Munâ* (Gastfreundschaft) zu erwarten hatten; nur Wein und etwas Cognak mußte mitgenommen werden. Ferner Medicamente, sowol zu unserm Gebrauch als auch für die Eingeborenen, die jeden dort scheinbar zum Vergnügen Reisenden für einen Arzt halten. Vor allem nötig ist Chinin, ferner ein oder mehrere Stopp- und Abführmittel, Brechpulver, Dowersche Pulver, die zur Beruhigung dienen. Für die Araber hatte ich einen Sack voll Bittersalz, da ich mich hüten werde, ihnen das teure Chinin zu geben oder irgendein Mittel, das bei falscher Anwendung schädliche Folgen haben kann. Genügende Mengen Schreib- und Zeichenpapier, Tinte (besser in Pulverform) und allerhand Schreib- und Zeichenutensilien, ferner die verschiedenen Instrumente wurden so verpackt, daß alles möglichst schnell zu haben war. Bei größern Reisen, wozu viel Gepäck nötig ist, werden häufig die nötigsten Gegenstände so gut und sicher verpackt, daß man sie im gegebenen Fall nicht findet oder erst nach langem Suchen und Öffnen zahlreicher Colli; das stört dann die gute Laune, die eine der ersten Bedingungen zum Reisen ist; Leute, die alles tragisch und ernst nehmen, bereiten sich selbst eine Menge Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten, die andere nicht kennen. Solange ich innerhalb

Marokkos reiste, behielt ich meinen europäischen Namen und meine Kleidung bei; erst später änderte ich beides.“

Im Verfolg der Reise in der Hauptstadt Marokko angekommen, trifft Lenz hier seine Vorbereitungen für die Reise durch die Wüste. „Ich mußte hier nun in größerer Menge Waren einkaufen für die projektierte Wüstenreise, Provisionen sowol wie Gegenstände, die als Geschenke dienten. Ich kaufte mehrere einheimische Steinschloßgewehre für die Diener (ich selbst hatte von Europa nur einen kleinen Mauerstutzen sowie einige Revolver mitgenommen), ferner größere Mengen Reis, Thee, Kaffee, Zucker, Kerzen, Stoffe, einige arabische Gebetbücher, Rosenöl, Räucherjalz u. s. w., sodaß schon beträchtliche Summen verausgabte wurden.

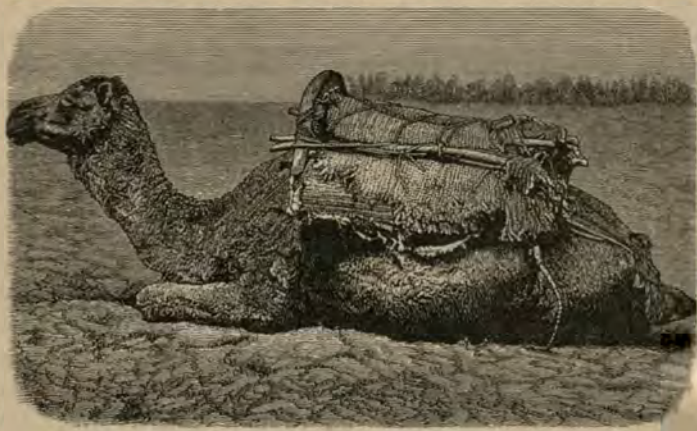
„Unter den Provisionen, die ich mitgenommen habe, befindet sich auch ein großer Sack voll Hartbrot. In Marokko wird überall ein sehr gutes Weizenbrot in kleinen flachen Laiben gebacken; ich ließ mehrere hundert Stück herstellen, dieselben in vier Teile zerschneiden und dann nochmals backen, sodaß eine Art Zwieback daraus wurde, der sich in der trockenen Luft des Südens trefflich hält und uns ganz wesentliche Dienste gethan hat. Ich kann dies einfache, billige und in jeder Beziehung angenehme Nahrungsmittel jedem empfehlen, der eine ähnliche Tour vor sich hat wie ich.

„Am 4. März war wieder Donnerstagsmarkt, auf welchem ich noch ein zweites sehr starkes Kamel für 32 Duros erstand, das bis 400 Pfund tragen soll, während das erstere nur mit 3 Centnern belastet werden darf. Das eine meiner Pferde, welches in Mogador war, hat übrigens eine so starke Wunde, daß ich fürchten muß, es bleibt unterwegs liegen; ich erstand demnach noch einen sehr kräftigen Esel zu dem freilich hohen Preise von 13 Duros.

„Übrigens will ich gleich hier bemerken, daß der Rat, den man mir gab, Kamele zu kaufen, ein sehr schlechter war; die Tiere sind für die Reise über den Atlas unbrauchbar und ich hatte viel Scherereien mit denselben. Man soll ausschließlich Maultiere und Esel verwenden, wenn man ins Gebirge reist. Zudem sind die marokkanischen Kamele für eine Wüstenreise auch nicht tauglich, sodaß ich meine beiden Tiere später mit Verlust wieder umtauschen mußte.“

Als Lenz endlich an den Rand der Wüste gelangte, mußte die Reise auf dem Rücken von Kamelen fortgesetzt werden. „Wir führten die schwerbeladenen Kamele bis außerhalb der Stadt, was auch nicht ganz glatt ging; mochten meine Leute noch nicht genug geübt im Aufpacken sein oder was immer es war, kurz in einer engen Gasse mußte der Zug halten und das Gepäck wieder geordnet werden, wobei sich eine Menge Volks ansammelte.

„Endlich hatten wir die Stadt Iserh hinter uns und befanden uns nun im Freien auf einer großen Hochebene, die nach



Lastkamel.

Süden zu von mächtigen Gebirgsketten begrenzt wird. Wir bestiegen die Kamele und ich mußte mich an das Reiten auf diesen Tieren gewöhnen.

„Ich will hier gleich erwähnen, daß man hier nur Lastkamele hat, ausschließlich einhöckerige, und daß man die schnellfüßigen Mehari, die weiter im Osten gezüchtet werden, nicht benutzt. Die letztern werden mit kleinen Sätteln versehen, die aus Holz gearbeitet und mit rotem Leder überzogen sind; ich hatte einen solchen Sattel erstanden, aber er wurde nicht verwendet. Wir bestiegen die beladenen Kamele, und ich fand es auch viel bequemer. Die Lasten werden dem Tiere in zwei möglichst gleich schweren Hälften, die durch Stricke miteinander verbunden sind, über den Rücken gehängt, nachdem vorher eine Strohmatten, die auch die Seiten

bedeckt, darübergelegt worden ist, um eine Verletzung des Tieres durch die Reibung zu vermeiden. Wir legten dann Teppiche, Polster u. s. w. quer über die auf beiden Seiten verteilte Last, sodaß ein ziemlich breiter Raum entstand, auf welchem man bequem sitzen konnte. Ich fand die Bewegung des Kamels beim Gehen nicht unangenehm, dagegen konnte ich mich lange nicht an das vollständig freie Sitzen auf dem hohen Tiere gewöhnen ohne Zügel oder Steigbügel, ohne irgendeinen Halt für Hände und Füße. Ich verlor sehr lange nicht das Gefühl der Unsicherheit bei dem Balancieren und konnte mich anfangs gar nicht mit dieser Art des Reisens befreunden. Später ging es dann besser.

„Hier in Alerh sind die Tiere gewöhnt, daß man aufsteigt, wenn sie liegen, und bei dem Aufstehen des ungestalteten Tieres muß man nun sehr genau aufpassen, daß man den Körper in die richtige Lage bringt; ebenso ist es, wenn das Tier sich legt und man absteigen will. Bei diesem Prozeß kam ich in den ersten Tagen regelmäßig viel schneller auf den Erdboden, als ich beabsichtigte.“

Auch Kholfs unterscheidet genau zwischen Reit- und Lastkamelen, welche der Reisende beide zur Reise gebraucht und wegen ihrer besondern Eigenschaften lobt. „In ganz Nordafrika, in den sogenannten Berberstaaten wie in den Dasen der südlich davon sich ausbreitenden Sahara, ist nur das einhöckerige arabische Kamel gekannt. In Ägypten bewirkte das bessere Futter, das reichliche süße Wasser und die Kürze der Märsche Verschiedenheiten in der Entwicklung des Tieres, vermöge deren es dort durchschnittlich größer ist und schwerere Lasten tragen kann. Nach Brehm trägt in Ägypten ein Kamel bis zu 1000 Pfd.; in den übrigen nordafrikanischen Ländern ist die größte Kamellast 500 Pfd., und dies auch nur bei kurzen Märschen; auf langen Wüstenreisen darf man nie mehr als 300 Pfd. aufladen. Obwohl nirgends auf ägyptischen Denkmälern ein Kamel abgebildet ist, scheint doch die Annahme begründet, daß es in diesem östlichen Teile von Afrika schon in den frühesten Zeiten heimisch gewesen und später von da in die westlichen Länder eingeführt wurde.

„Von dem arabischen Kamel Nordafrikas unterscheidet sich das afrikanische oder Meheri-Kamel, dessen Heimat die Central-Sahara ist, wie etwa der afrikanische Elefant sich vom indischen unterscheidet. Die abweichenden Merkmale sind so wesentliche,



daß man jetzt die Meheri wohl als eine eigene Rasse bezeichnen darf, was indes die Möglichkeit, das arabische und das afrikanische Kamel seien ursprünglich eins gewesen, keineswegs ausschließt. Bieweit das Meheri dem Hedjihu, dem Reittamel der Bishari, gleichkommt, vermag ich nicht zu sagen, da ich letzteres nicht aus eigener Anschauung kenne.

„Für Reisen in der Sahara ist das Meheri dem Menschen unentbehrlich, ja das Passieren der großen Wüste wäre ohne dieses Tier eine Unmöglichkeit. Es trägt verhältnismäßig große Lasten, kann im Notfall bis zu zehn Tagen ohne Wasser existieren, nimmt mit der dürftigsten Nahrung fürlieb und zeichnet sich durch einen merkwürdigen Ortsinn aus. Nicht selten sind Karawanen, die sich verirrt hatten, bloß durch die Spürkraft der Kamele zu einer Oase oder zu einem Brunnen geleitet worden, denn Wasser wird von ihnen, namentlich wenn sie lange gedurstet haben und man sie frei gehen läßt, aus weiter Ferne gewittert. Trotz ihrer passiven Natur zeigen die Kamele Erkenntlichkeit und Anhänglichkeit an ihre Wohlthäter. Ich gab dem Kamel, das ich gewöhnlich ritt, öfters ein Stück Brot oder eine Hand voll Datteln; war es nun mit andern wochenlang fern auf der Weide gewesen, so erkannte es mich bei der Zurückkunft doch wieder, kam ungerufen auf mich zu und beschnupperte meine Hand in Erinnerung der aus ihr empfangenen Spenden. Wenn in großen Karawanen die Kamele abends zu ihren Lagerplätzen zurückkehren, weiß jedes von selbst das Zelt seines Herrn herauszufinden.“

Seine Erfahrungen über das geringe oder vielmehr seltene Bedürfnis der Kamele nach Wasser benutzte Lenz, um einer weitverbreiteten, geradezu albernen Sage entgegenzutreten. „Die Kamele wurden natürlich nur getränkt, wenn wir an einen Brunnen kamen; zehn, ja wohl auch zwölf Tage müssen diese Tiere ohne Wasser aushalten; freilich geht es dann die letzte Zeit recht langsam vorwärts. Ich muß hier auf die noch immer unter sonst ganz vernünftigen Leuten verbreitete, ja sogar in manchen Lehrbüchern für Schulen gedruckt zu findende Ansicht kommen, wonach das Kamel im Magen ein Wasserreservoir habe und im nötigen Falle von den Arabern getötet würde, um dieses Wasser zu benutzen! Es widerspricht zunächst eine derartige Ansammlung von Wasser allen Lehren der Physiologie und des ganzen Lebensprozesses; dann muß man sich doch klar machen, wie ein solches

Wasser beschaffen sein würde, und muß den Wert eines Kamels für den Araber berücksichtigen. Aber vor alter Zeit haben Schulmeister gepredigt, daß das Kamel, weil es längere Zeit kein Bedürfnis nach Wasser hat, ein Reservoir mit sich herumtrage, und folglich wird es noch heute geglaubt; gewisse von Jugend auf gehörte Sachen lassen sich selbst die verständigsten Leute nicht ausreden; mit einer Zähigkeit wird da an alten Ammenmärchen gehangen, die einer bessern Sache würdig wäre. Weniger gewissenhafte Reisende, die nur das Bestreben haben, interessante und unerhörte Erlebnisse mitteilen zu können, haben freilich viel dazu beigetragen, daß über gewisse Gegenden und deren Bewohner die confusesten Ansichten verbreitet sind; dahin gehört auch die Sage von dem nicht auszurottenden Wüstenlöwen“, welcher gleichwol in der Kalahari Südafrikas noch ein sehr zu berücksichtigendes profaisches Räuberleben führt.

Doch genug von diesen unumgänglich notwendigen Begleitern unserer Pioniere. Diese sind meistens mit Rücksicht auf die weite Entfernung von den Sitzen der Civilisation noch nach ganz anderer Richtung auszurüsten.

Viele Reisende wollen unterwegs meteorologische Beobachtungen, astronomische Ortsbestimmungen, Höhenmessungen vornehmen, botanische, geologische und zoologische Sammlungen anlegen. Dann handelt es sich außer um die notwendigen Instrumente und Apparate gewöhnlich um einen akademisch vorbereiteten Begleiter und Reisegeossen und nicht minder um einige geschickte Handwerker, wie z. B. Kohns auf seiner Reise nach Kufra sich einen geübten Schlosser und Uhrmacher zugesellte.

Auch mit etwas feinen Provisionen, wie Gemüse und Fleisch, hat man sich ausreichend zu versorgen, ebenso mit Kaffee, Thee, Reis, Zucker und einem guten Vorrat an den der Gesundheit so zuträglichen Zwiebeln, ferner mit passender Kleidung, Schuhzeug, Kopfbedeckung, Arzneien, Munition, Spiritus und Handwerkszeug. Dies kann zum Teil wenigstens erst auf der letzten europäischen Station, Malta, angeschafft werden. Daß einige Reisende die Nahrung von Conserven sehr bald satt bekommen, andere einen großen Luxus damit treiben, soll jedoch nicht in Abrede gestellt werden. Indessen fern von allem civilisirten Leben ist ein anderer Maßstab zur Beurteilung anzulegen und jedenfalls anzuerkennen, daß von allen verständigen Reisenden strenge Enthaltbarkeit vom

Genuß von Spirituosen aller Art, außer im Krankheitsfall, als Forderung der gesunden Vernunft empfohlen wird.

Lenz teilt aus seinem Wüstenleben folgende Erfahrungen mit. „Was die Ernährung während der Wüstenreise betrifft, so habe ich einen für dortige Verhältnisse unerhörten Luxus getrieben, und mein Führer meinte wiederholt, er sei schon so alt geworden, aber in dieser Weise sei er noch nie nach Timbuktü gereist. Ich habe in Tenduf mehrere Schafe gekauft und das gesalzene Fleisch an der Sonne trocknen lassen, sodaß es sich längere Zeit hielt. Dasselbe gab, späterhin gekocht, doch ein ziemlich genießbares Fleischgericht. Ferner hatte ich gekauft große Quantitäten Kuskus und Reis, etwas Mehl, einen großen Ledersack voll Butter, einen Sack Datteln für meine Diener; ich habe gefunden, daß dieselben zu leicht Durst erzeugen, obgleich ich hier ganz vortreffliche Datteln zu kaufen erhielt. Man preßt die frischen reifen Datteln in dicke Lederschläuche, sodaß eine Art riesige Dattelwurst entsteht, die man dann mit Messern zerschneidet. Ferner hatte ich noch eine große Quantität des von Marrakesch (Marokko) mitgenommenen Hartbrotcs. Sehr wichtig sind Thee, Kaffee und Zucker, sowohl wegen des eigenen Gebrauchs als auch zum Eintauschen und zu Geschenken; ebenso sind wertvoll als Handelsware Kerzen und bunte Seide in Schnüren. Ich habe gefunden, daß Kaffee ein gar nicht zu ersetzendes Erholungs- und Reizmittel nach einer anstrengenden Tour ist, und ich habe nur lebhaft bedauert, daß ich keine größere Quantität mit mir genommen hatte. Einige Flaschen Wein und Cognat hatte ich als Medicamente in dem Gepäck versteckt; ich durfte diese niemand sehen lassen, da die Mohammedaner hier sehr streng in dieser Richtung sind. Schließlich hatte ich noch einige wenige Büchsen Conserven und Fleischextract.

„Die Araber und Scheluh hier sind gewöhnt, während der Reise sehr mäßig zu leben, und sie begnügen sich mit einer Art Knödel aus Gerstenmehl und Butter, die sich lange halten; ich konnte dieser Speise keinen Geschmack abgewinnen. Irgendein Jagdergebnis hatten wir natürlich nicht und ist auch gar nicht darauf zu rechnen; wohl sahen wir hin und wieder Gazellen und Antilopen in weiter Ferne vorüberhütschen, aber an eine Verfolgung ist nicht zu denken.

„Eine solche Karawane ist ein äußerst schwerfälliger Apparat,

der nie aus seiner regelmäßigen Bewegung gebracht werden darf, ohne daß das Ganze Schaden leidet. Jeder Verlust an Zeit durch Umwege, unnütze Aufenthalte u. s. w. kann sich schwer rächen; an jedem Tage muß ein bestimmtes Pensum abgelaufen werden, wenn man nicht mit Wasser und Provisionen in Not kommen soll.

„Als Feuerungsmaterial dienten die niedrigen holzigen Kräuter, welche die Kamele fraßen, auch fand sich oft ein Akazienbaum, dann wurden aber auch die trockenen und steinharten Excremente der Kamele sorgfältig gesammelt, um als Brennstoff zu dienen. Tabak hatten wir ziemlich viel von Tanger aus mit genommen; die Mehrzahl der hier lebenden Mohammedaner raucht übrigens nicht und findet es, wenn auch nicht direkt für verboten, so doch für unschicklich.“

Zum Schluß der Reiseausrüstung noch einige Worte über die mitzunehmenden Tauschartikel und Geldsorten.

Außer den schon genannten Maria-Theresienthalern, denen sich in Marokko die spanischen Duros oder amerikaniſche Dollars zugesellen, haben Reisende im Innern der Sahara noch Baumwollenzzeuge, wollene Decken, Burmus, sowie Solinger Waren aller Art und im Osten und Westen noch ganz besondere Tauschgegenstände außer Münzen mit sich zu führen. So erzählt Schweinfurth, daß er zu seiner äthiopischen Reise die damals sehr beliebten erbsengroßen weißen, mit blauen Tüpfeln gezeichneten, auf dem Chartumer Markt „Genetot Abdah“ genannten Glasperlen und große opalfarbige, einen Zoll im Durchmesser haltende, Hagelkörner (Berred) genannte Glasstücke habe mitnehmen müssen, da alle andern Sorten hartnäckig, weil außer Mode, zurückgewiesen würden. Die Lieblingsorte von Glasperlen, welche dagegen von den ganz im Süden wohnenden Niam-Niam vorzugsweise genommen wurde, hieß auf dem Chartumer Markt „Mandjur“ und bestand aus bohnergroßen länglichen, mehrkantigen Prismen von safrablauer Farbe. Die übrigen Sorten waren in diesem Lande misachtet und ohne jeden Wert. Kaurimuscheln gehörten bei den Niam-Niam noch zum nationalen Schmuck, große Nachfrage war übrigens auch hier nicht mehr nach ihnen, und im Chartumer Handel spielten die „Ekwadaa“ seit zehn Jahren überhaupt keine Rolle mehr. Die Mode verbreitet auch in diesen Wildnissen die Sucht nach beständigem Wechsel der „Nouveautés“. Dagegen waren die einzigen Werte, deren Annahme nie verweigert wurde, Kupfer

und Eisen, und zwar in Stangen von 2 cm Durchmesser, seltener in  $\frac{1}{3}$  Pfund schweren Barren, die aus den Kupfergruben im Süden von Darfur stammen.

Wir werden diesen Modethorheiten und Liebhabereien noch häufig in den Berichten der mittelafrikanischen Reisenden von Ost wie von West begegnen.

Die Kaurimuscheln stehen dagegen in Bornu und auch im westlichen Teil der Sahara noch in hohem Ansehen und gelten dort allgemein als Wertmesser.

Auf die täglichen in der Wüste gebräuchlichen Handelsartikel werden wir noch gelegentlich öfter zurückkommen.

Sehen wir uns aber jetzt das Reisen selber des Nähern an.

## 2. Das Reisen in der Wüste.

Zwischen den neuern deutschen und englischen Reisenden waltet ein charakteristischer Unterschied in den Schilderungen ihrer Reisen ob. Während es bei den deutschen Reisenden gewissermaßen nicht zum guten Ton zu gehören scheint, sich eingehender über die einzelnen mehr persönlichen Erlebnisse auszusprechen, als zum Verständnis des Verlaufs der Reise notwendig erachtet wird, läßt der Engländer sich freier gehen, wünscht sogar häufig seinen Lesern ein getreues Bild auch der täglichen Einzelheiten zu geben, ohne dabei in die unerquidliche Form eines Tagebuchs zu verfallen, oft aber unter Zusammenfassung von vielerlei Erlebnissen zur Darstellung eines typischen Tages. Zu dieser Detailmalerei werden englische Reiseschriftsteller um so eher verleitet, als sie durchweg Jäger sind, wenn auch häufig nicht „vor dem Herrn“, und bei der Mitteilung ihrer Jagdabenteuer ihre Persönlichkeit notgedrungen mehr in den Vordergrund treten lassen müssen. In den uns zugänglichen Werken deutscher Reisender im nördlichen Afrika gesteht dagegen ein Teil ganz unumwunden ein, daß er durchaus nicht jagdmäßig ausgerüstet sei, oder für das edle Waidwerk gar keine Passion besitze, ein anderer Teil reist überhaupt durch anerkannt wildarme Gegenden, und wenn er auch manchmal Gelegenheit zur Jagd findet, so benützt er sie aus andern Gründen nicht. Wir suchen deshalb in diesen Reisebüchern vergebens nach

zusammenfassenden Schilderungen persönlicher Eindrücke und Ergebnisse, müssen diese vielmehr zerstreut unter desto ausführlicheren Darstellungen der Eigentümlichkeiten des Landes und seiner Bewohner suchen.

Die eigentliche Post- und Karawanenstraße, welche von Tripolis über Mursuk nach dem Süden führt, und von Nachtigal auf seiner Reise nach dem Sudan wie auch vorher von Vogel u. a. eingeschlagen wurde, hält anfangs eine südöstliche Richtung ein, seitwärts von der gerade südlichen Route der Richardson, Barth, Overweg und Kohlfs. Sie ist deshalb erheblich länger, empfiehlt sich aber durch regelmäßigere Versorgung mit Wasser und durch bewohnte, größere Sicherheit bietende Zwischenstationen.

Mursuk ist auf diesem Wege in etwa dreißig, durchschnittlich acht-, aber oft auch neun- und zehnstündigen Tagesmärschen zu erreichen, je nach der Schnelligkeit der Kamele. Diese beträgt hier  $3\frac{1}{2}$  km in der Stunde überall da, wo die Tiere seitlich am Wege von den vorhandenen Kräutern fressen, dagegen 4 km, wenn ihnen dazu keine Gelegenheit geboten ist. Eine etwas größere Geschwindigkeit erzielt man in Bezirken, wo es Sitte ist, den Kopf jedes Kamels an den Schwanz des vorhergehenden zu befestigen und dadurch jeden überflüssigen Schritt der gern vom Wege abweichenden Tiere zu vermeiden.

Gleich von Tripolis ab geht es durch einen bis an die Gärten der Stadt sich erstreckenden, vier Kamelstunden breiten Wüstengürtel. Nach Durchwanderung dieser traurigen Öde ändert sich jedoch die Landschaft und man bewegt sich einige Tage hindurch in einer herzerquickenden wechselvollen Gegend, über hochgelegene Ebenen mit zum Teil vortrefflichen Viehweiden und durch zahlreiche weite Thäler mit fast immer trockenen Flußbetten (Wadi), wo der fruchtbare Boden Getreide in Fülle hervorbringt. Das Ruhe- oder Nachtlager wird in der menschenarmen, oft gänzlich menschenleeren Gegend natürlich immer unter freiem Himmel an besonders geeigneten Punkten aufgeschlagen, wobei die Kühle der Wüstennacht ernstlich an den Gebrauch der mitgenommenen wollenen Decken mahnt. An Brunnen und Cisternen fehlt es in gewissen Entfernungen auf diesem Wege nach Mursuk nur ausnahmsweise. Aus einer dieser fruchtbaren Ebenen mit üppigen Weidegründen und reichen Saatfeldern erhebt sich nach zweitägigem Marsch das Tarunagebirge, in welchem Wadis mit

4—5 m hohen Steilufeln Zeugnis davon ablegen, welche Wassermassen ihnen zu Zeiten aus den Bergen zugeführt werden. Nördliche und westliche Winde machen den im Jahresmittel häufigen, von Mai bis November ausschließlich herrschenden östlichen und südlichen Winden vom Dezember bis April die Herrschaft streitig, und führen die feuchten Luftmassen vom Mittelmeer weit über den Küstenrand ins Innere, sodaß hier die Regen weniger selten sind als in dem mittlern Teil der Sahara, wo das ganze Jahr hindurch der trockene Nordost-Passat allein regiert. Auf das Tarunagebirge folgen abwechselnd Strecken sandiger oder steiniger Ebenen, Thäler und Höhen, in denen neben Zwiebelgewächsen, Dornbüschen, Rosmarin und Disteln auch jenes Halsegras gedeiht, von welchem in der Zeit der Reisen Nachtigals (1869—1874) wohl für 3 Mill. Mark an englische Papierfabriken ausgeführt wurde. Am sechsten Tage erreicht man das herrliche breite, mächtige Thal von Beni Ulid (Wadi Merdum), wo im Gegensatz zu der nächsten Umgebung ein weitgedehnter Hain der schönsten Olivenbäume das durstige Auge des Wanderers überrascht und erquickt, und eine Ausspannung von dem Marschieren über den steinbedeckten felsig harten Boden um so mehr geboten ist, als schon hier die gemieteten Kamele zum Teil entlassen zu werden pflegen.

Im Thal von Beni Ulid befindet sich auf steiler Uferhöhe eins der letzten Wahrzeichen türkischer Oberhoheit, ein türkisches Kastell, worin der Mudir oder Bezirkschef, der Regierungsekretär und 50 Mann Besatzungstruppen hausen. Die Anpflanzungen haben eine Ausdehnung von vier Wegstunden und enthalten etwa 4000 Oliven- und viele Feigen- und Pflaumenbäume. Daneben findet man wild die für verschiedene Teile der Wüste so charakteristische Sajalakazie, sowie Tamarisken- oder Eitelbüsche. Der Grund und Boden gehört einer beträchtlichen Anzahl von Dörfern und Weilern (angeblich 45), die zu beiden Seiten des Thales liegen, durch dessen Mitte in wasserreichen Jahren der Wadi Merdum das Frühjahr hindurch als mächtiger Strom rauscht. Von ganz besonderm Interesse sind auf dem tripolitaniſchen Gebiet die zahlreichen durch keine spätere Kultur beseitigten Baureste aus der Römerzeit. Auf allen jetzt einsamen Höhen ragen Ruinen einst mächtiger altrömischer Festungen hervor, überall zeugen altrömische Häuserfundamente, Mauern kolossaler, den Jahrhunderten

trogender Häuser, antike Brunnen, Wasserabdämmungen und Brückenbauten von zahlreicher Bevölkerung und rühriger Thätigkeit in längst vergangenen Tagen. Auch erzählen die Trümmerhaufen römischer und arabischer Kastele und Brustwehren von zahlreichen hier ausgefochtenen Kämpfen.

Die folgenden sechs Tage führen dann aber ohne rechte Erfrischungspunkte durch Gegenden, in welchen bei spärlichem Niederschlag Humus-, Sand- und Lehmboden seltener, dagegen vegetationsloser Kalk und mit Steinen jeder Art besäeter Lehmgrund vorherrschend werden. Hier sind die Flußthäler weniger scharf ein-



Sajalazie.

geschnitten und werden immer unfruchtbarer, bis man auf jenen weiten unabsehbaren Serirs dahinzieht, die sich an die westlich gelegene große Hammada oder Hamra anlehnen und mit ihrem harten und scharfen Kiesgrunde den wütesten Teil der Wüste bilden. Hier werden zum letzten Mal die Schläuche gefüllt, da vier Tagemärsche durch wasserlose Strecken bevorstehen. Der Charakter der Gegend bleibt fortwährend öde, wüßt, trostlos bis zu dem Gebirgszuge el-Tar, welcher mit seiner Menge einzelner Gruppen wundervoll wilder Formen, seinen kegels- und pyramidenartig sich erhebenden Felspartien, dem frischen Pflanzenwuchs seiner Thäler und im Frühjahr bis zum Rande gefüllten Wasserläufen wieder einmal einen wohlthuenden Eindruck hervorruft. Nachher



folgt die merkwürdige Berglandschaft Es-Soda. Schwarzer Eisenstein und Basalt geben den Höhen ringsum ein düsteres Ansehen, nur der auf Thon lagernde Kalk bleibt frei von der schwarzen Einhüllung. Nach fünfstündigem Marsch wird die höchste, etwa 750 m über dem Meeresspiegel liegende Paßhöhe erstiegen, wo ein weiter Ausblick über diese eigenartig imposanten „schwarzen Berge“ und ihre höchsten Punkte nach Ost und West die Mühen des Steigens lohnt. Über diesen Paß, welcher in der



Tamariske.

Luftlinie etwa 550 km von Tripolis entfernt liegt, verkehren auch die Kamelpostboten, welche wöchentlich einmal von Tripolis nach Murzuk abgehen und den Weg auf ihren flüchtigen Reittkamelen in 18 Tagen zurücklegen, während andere Reisende mindestens eine oder einige Wochen, je nach der Größe der Karawane, mehr gebrauchen. An den Hauptstationen werden die Ersatzkamele zu bestimmter Zeit bereitgehalten, und der erste Verwaltungsbeamte der tripolitänischen Regierung holt aus der verschlossenen Posttasche, zu welcher er einen Schlüssel besitzt, die für ihn und seinen Bezirk darin befindlichen Briefe. Gegen besondere Vergütung

übernimmt der Postbote auch die Besorgung von Paketen, und Nachtigal, der den ihm gerade begegnenden Postboten mit einem Mahl Datteln bewirtete, erwähnt, daß er später durch ihn ansehnliche Kisten aus Tripolis erhalten habe. Fast täglich begegnet man außerdem auf dieser Route kleinen Sklaventarawanen, mit denen man unzählige Sale und Asia (mohammedanische Grußrufe) austauscht, um darauf mit den Herren die üblichen höflichen Fragen und Antworten nach Landesbrauch zu wechseln. Man soll sich bei solcher Gelegenheit nur ja nicht beikommen lassen, abfällig über die Sklaverei als solche und die vielfach grausame Transportweise der Unglücklichen sich zu äußern. Solche Gefinnungen würden mit Windeseile weiter getragen und dem Reisenden eine Quelle steter Verdrießlichkeiten und Hemmnisse werden. Der Sklavenhandel zeigt sich unverkennbar noch immer in ziemlicher Blüte, und man fragt nach dem Preise dieser Menschenkinder wie nach dem Preise von Getreide, Öl oder Butter.

Nach der Durchquerung der Vorwüstengebiete beginnt auf den Wanderungen der nun folgenden Tage die eigentliche Wüste mit der sanft ansteigenden, reichlich 5 Stunden breiten Serir Ben Assien, deren großartige Einförmigkeit auf Gemüt und Geist Nachtigals einen tief ergreifenden wahrhaft überwältigenden Eindruck machte. „Nichts, woran das Auge haften konnte, auch nicht die leiseste Spur von Leben, ein vollständiges Bild der Leere und Unendlichkeit. Nirgends fühlt der Mensch sich so klein und verloren, und doch wieder nirgends so stark und gehoben, als im Kampfe mit dieser hilflosen Verlassenheit, im leblosen, scheinbar unbegrenzten Raume. Wüstenreisen machen den Menschen ernst und nachdenklich, und die—thesten der Wüstenhöfne, die Tuareg und die Tubu, welche ihr ganzes Leben in diesem einsamen Kampfe gegen den weiten, wüsten Raum verbringen, haben ein fast finsternes Aussehen, zu dem keine harmlose Heiterkeit mehr zu passen scheint. Der finstere Charakter dieser niederdrückenden Großartigkeit wurde erhöht durch einen neuen Sandsturm aus Süden mit allen seinen kleinen Leiden im Gefolge. Unter seinem Einflusse und dem der beginnenden Dunkelheit hatten wir schließlich die Richtung verloren und legten uns, sobald wir dessen innewurden, nach neunstündigem Tagemarsche zur Nachtruhe nieder.“

Der Marsch wendet sich hier aus der anfänglich südöstlichen, später südlichen Richtung nach Südwest gerade auf



Sandwellen in der Wüste.



Mursuk zu. Hier beginnen die eigentümlichen Sandwellen der Wüste, welche weiter südlich in vollkommenerer Weise von den regelmäßigen Nordostwinden ausgebildet in der Richtung Nordwest nach Südost hintereinander streichen, an der Windseite gemach mit kleinen Kräuselungen ansteigen, an der vom Winde abgekehrten Seite dagegen so jäh abfallen, daß für die Kamele oft erst die Wege ausgetreten werden müssen; zuweilen hängen sie sogar über und führen dem Wanderer ein Bild von plötzlich festgewordenen Meereswellen vor Augen. Wo indessen der Reuling nur ein ermüdendes Einerlei in diesen bis zu 100 m Höhe sich erhebenden Sandwellen erblickt, entdeckt das erfahrene Auge des wüstengewohnten Arabers in meilenweiter Ferne die ersten sich vorbereitenden Änderungen des Bodens und der Vegetation. Sobald der Kalkstein durchbricht, erscheint wieder Gras auf dem Wüstenboden und jenes Hadkraut (*Cornulaca monocantha*), welches von den Kamelen fast noch lieber gefressen wird als das ebenfalls hier aufsprießende Agul (*Alhagi Maurorum*).

Wirkliche Raststätten bieten die Dase von Temenhint und Sebha mit der Ortschaft Djedid, welche mit Ringmauern, Ecktürmen und einigen Minarets ausgestattet ist und 220—250 aus Sandstein, Lehm und Kalk gebaute Häuser enthält. Die Ebene steigt hier wieder allmählich an und besteht aus reinem Sand, der auf seiner harten Oberfläche unter dem Einfluß des vorherrschenden Nordostpassats zart gewellt erscheint. Nachtigal, welcher diese Gegend nach Mitte März durchwanderte, schildert eine Festlichkeit, die zu charakteristisch für die Annehmlichkeiten des Wüstenreisens ist, als daß wir sie nicht erwähnen möchten. Underthalb Tagereisen von Mursuk mußte er mit seiner Karawane in der Dase und Ortschaft Rhodwa halt machen, weil sie Mursuk zum großen Bairamfest, das auf den 24. März fiel, unmöglich erreichen konnten. Es wurde also beschlossen, „den üblichen Hammel in Rhodwa zu schlachten und in der uns zugänglichen, bescheidenen Weise den Tag festlich zu begehen. Der Hammel kostete allerdings nach unserm Gelde 12 Mark, war jedoch dafür von anerkennenswerter Fettleibigkeit, wie denn überhaupt sämtliche Schafe, Ziegen, Tauben und Hühner Dessans sich in dieser Hinsicht auszeichnen. Zu dem Hammel kaufte ich eine hinlängliche Quantität Lakbi, d. h. gegorenen Dattelpalmensaft, um es an der festlichen Stimmung nicht fehlen zu lassen, denn

die eigentlichen Fessaner unter meinen Leuten, Bui (d. h. Väterchen) Mohammed und Ali Bu-Bekr, waren in dieser Beziehung keine Kostverächter. Der große Dattelhain von Rhodwa lieferte zwar, wie gesagt, im Verhältnis zu seiner Ausdehnung wenig Früchte, schien aber um so regelmäßiger zur Produktion jenes beliebten Getränkes ausgebeutet zu werden.

„Um den Lakbi zu gewinnen, macht man eine Höhlung im sogenannten Dschummar, dem jungen Holze der Dattelpalme, und legt eine Röhre oder Canüle in die abhängigste Stelle derselben, welche den reichlich fließenden Saft in ein darunter befestigtes Gefäß leitet. Die verschiedenen Bäume sind durchaus nicht in gleicher Weise zu diesem Zwecke geeignet, sondern verhalten sich sowohl nach ihrer Varietät als nach ihrem Alter sehr verschieden in Bezug auf die Reichlichkeit und auf die Güte des Produktes. Gut tragende Bäume wählt man nicht zu diesem Zwecke, da die Ernte des betreffenden Jahres verloren ist; allzu alte ebenfalls nicht, weil der Saft nur spärlich fließt.

„Da es bekanntlich dem Moslem verboten ist, sich der berausenden Getränke zu erfreuen, so wird der Lakbi von den ehrbaren Gläubigen nur im frischen Zustande getrunken, bevor er durch die Gärung zu wirklicher Alkoholbildung gekommen ist. Der frisch ausgeflossene Saft, z. B. das Ergebnis einer Nacht, ist von weißlich bläulicher Färbung und von widerlicher Süßigkeit. Doch der Zucker der Dattelpalme zerfällt mit großer Schnelligkeit, und am zweiten Tage hat man schon ein alkoholreiches Getränk, besonders wenn man die Fermentation durch unreine, diesem Zweck beständig dienende Gefäße unterstützt. Wartet man mehrere Tage, so ist die saure Gärung bereits eingetreten und ein höchst unangenehm schmeckender Essig hat sich zu bilden begonnen. Bei dem rapiden Übergange von einem Stadium in das andere ist nun der eifrige Anhänger des Propheten glücklicherweise schwer zu controlieren, und unter dem Vorgeben Dattelmost zu trinken, reizt und narkotisiert mancher strenge Gläubige sein Gehirn mit alkoholreichem Lakbi.

„In dieser Beziehung sind bekanntlich die Mohammedaner überaus erfindungsreich, um ihr Gewissen zu betäuben und sich und andere zu täuschen. Der eine behauptet, Bier sei ein erlaubtes Getränk, da es aus Gerste und Hopfen gemacht sei; ein anderer belehrt seinen unwissenden Glaubensgenossen, daß

gebranntes Wasser, zu deren Destillation man die Kraft des Feuers verwende, auf diese Weise geläutert seien und nicht in die Kategorie der verbotenen Getränke fallen; noch andere sitzen mit Europäern bei Tische, ruhig ihren Wein trinkend, aber Sorge tragend, jedesmal etwas Wasser hinzuzufügen, indem sie den verwunderten Ungläubigen auseinandersetzen, daß sie durch den Wasser-



Krone einer Dattelpalme mit Früchten.

zusatz das verpönte Prinzip töten. Die Bewohner der Insel Serkena nahe der Ostküste von Tunis produzieren eine große Menge Wein und trinken ihn fast ganz allein, indem sie zu ihrer Rechtfertigung geltend machen, daß sie ihn in frischem ungegorenem Zustande genießen. Was den Sakbi betrifft, so fand ich ihn im Anfangsstadium der Gärung von angenehmem säuerlich-süßen Geschmack, doch von sonst nicht sehr angenehmen Nebenwirkungen. Ich hatte etwa ein Liter davon zu mir genommen, und wurde von der Fermentationsarbeit, welche das ungewohnte

Getränk in meinem Magen mit ungeschwächten Kräften fortzusetzen schien, auf das höchste belästigt. Es dauerte lange, bis ich durch eine vorsichtige, mäßige Bewegung das unbehagliche Gefühl hochgradiger Flatulenz verwinden konnte. Doch Bui Mohammed und Ali el-Fessani waren solider veranlagt oder besser acclimatisirt; sie tranken stetig und sicher, bis der letztere seiner Jugend entsprechend der Heiterkeit die Zügel schießen ließ, und der würdige Datruer, der sonst so schweigsam war, die wunderbarsten Geschichten aus seinem erfahrungsreichen Leben zum besten gab.“

Wir werden diesen landesüblichen Gelagen der Eingeborenen in allen Gegenden Afrikas, wo der Islam herrscht, und ganz besonders wo er nicht herrscht, noch öfters begegnen.

Von Rhodwa ab wird die überaus eintönige Wüstenreise durch nichts mehr unterbrochen; das einzige, was noch das suchende Auge des Wanderers anzieht und fesselt, sind die im Laufe der Zeit von den im Vorüberziehen je einen Stein beitragenden Reisenden errichteten Steinhausen (Alem), welche als Wegweiser dienen, wenn wie so oft alle Spuren des Weges verweht sind. Sie haben ihre besondern Namen, bei denen sich etwas denken läßt, z. B. Alem et Terschäs, d. h. Merke der Trüffeln, welche dann in der Nähe des Steinhausens häufiger vorkommen, als man sonst erwarten dürfte.

Endlich ist nach siebenunddreißigtägigem Marsche die weite Thalebene von Mursuk mit ihren Gärten erreicht, doch schreibt die arabische Etikette vor, daß man vor der Stadt anhält und durch einen reitenden Boten seine Ankunft dem Bürgermeister (Scheich el-Beled) anmelden läßt. Derselbe weist darauf die Wohnungen an und erwartet dafür gehörige Geschenke für sich und seine Beamten.

Nachtigal hörte überall lebhaftes Klagen der Einwohner über Abnahme der Bevölkerung und Verfall des Wohlstandes gegen frühere bessere Zeiten. Zu den allgemeinen Kalamitäten gesellte sich gerade auch in verschiedenen Gegenden eine anhaltende, durch mehrjähriges Ausbleiben des Winterregens verursachte Dürre, welche große Not erzeugte, sodaß viele von dannen ziehen mußten, um irgend anderswo eine Fristung ihres Lebens zu suchen. In manchen sonst bewohnten Strichen und Ortschaften war kein menschliches Wesen zu erblicken und selbst in dem fruchtbaren Thale Beni Ulid hatte Nachtigal für eine Cselladung Stroh 6 Mark



bezahlen müssen. Was unsere sonst gutversorgten Reisenden betrifft, so waren ihnen auf den verschiedensten Punkten ihres Marsches peinvolle und leidenschwere Stunden und Tage nur durch die unausbleiblichen, aber oft hereinbrechenden und dann meist anhaltenden Wüstenstürme bereitet worden, diese furchtbaren Aufwirbelungen des ungeheuern, in hohen Dünen- und Hügelwellen mannigfach wie ein Meer sich ausbreitenden Sandes, der bald in riesenhaften Staubtromben unablässig die Atmosphäre erfüllt, bald als pridelnder Riesregen schneidend auf die Haut eindringt. Oft war die Gewalt des in gespenstischen Wirbeln über die Ebene hinschwebenden, graugelbe Sandhosen mit sich führenden Sturmes tagelang eine so rasende, daß keine Nahrung ohne reichlichste Sandzugabe genossen werden und niemand der Ruhe pflegen konnte, ohne im Sande begraben zu werden. Kein Zelt kann dann aufgeschlagen, alles muß platt auf den Boden gelagert werden und der Weg ist nicht mehr zu finden. In Sofna brauste 24 Stunden hindurch bei einer Nachmittagsglut von 43° C. ein Südwind, der das Tageslicht verfinsterte, sodaß man selbst ganz nahe Gegenstände nur unklar zu sehen vermochte. Erst gegen den Abend des nächsten Tages konnte man wieder daran denken, zu essen, zu sprechen und umherzublicken, ohne Mund und Augen voll Sand zu haben. Es sind das die unvermeidlichen Zugaben aller Wüstenreisen und sie werden von unserm Reisenden, nachdem er vielfach Dinge ganz anderer Art erlebt hatte, als „kleine Leiden“ bezeichnet.

Wie schon eingangs bemerkt wurde, ist die Post- und Karawanenstrasse von Tripolis nach Murzuk der bequemere der verschiedenen Wege von der Küste nach dieser Station, doch tritt auf ihr der Charakter der Wüste schon hinlänglich deutlich hervor. Das Irrtümliche einer ziemlich weit verbreiteten Vorstellung, als ob die Sahara eine unter dem Meerespiegel gelegene wüste Sandebene sei, welche erst in ihrer weitem Fortsetzung nach Süden sich zu den fruchtbarern Ländern des nördlichen Mittelafrika durch 15 Breitengrade erstreckt, ist schon durch unsere topographischen Schilderungen des zurückgelegten Weges bewiesen. „Wenn man diesen Irrtum“, sagt Nachtigal, „auch längst für beseitigt halten sollte, so taucht er doch immer wieder auf, wie aus den verschiedenen ganz ernsthaft erwogenen Plänen erhellt, die Sahara in größerer Ausdehnung unter Wasser zu setzen. In Wirklichkeit

aber ist die große afrikanische Wüste, als Ganzes betrachtet, nicht eine unter dem Meerespiegel liegende, sondern beträchtlich sich über denselben erhebende Gegend, auch tritt ferner der Sand daselbst gegenüber felsigem und hartem Kiesboden in den Hintergrund und anstatt der reinen Ebene findet man dort eine ungeahnte Mannigfaltigkeit von Berg und Thal. Zene Klüftengebirge sind nicht etwa als einzelne, aus der Erde sich erhebende Ketten zu betrachten, sondern bilden gleichsam die Terrassen zu hochgelegenen, mit einzelnen Gebirgsstöcken und isolierten Berggruppen gezierten Ebenen, welche von zahlreichen wasserlosen Flußthälern (Wadi, in der Mehrzahl Wudjan genannt) durchschnitten sind. Auf den ungeheuern Ausdehnungen dieser Hochebenen findet man dann allerdings mehr oder minder große Strecken auch mit Sandbergen und Sandflächen bedeckt. Bei der gewaltsamen Erhebung, durch welche einst die Gebirgsstöcke im Norden wie im Innern der Wüste erzeugt wurden, scheinen eben weite, ungeheurere Ebenen zugleich mit erhoben und in ihrer Gesamtheit wie in ihrer Oberfläche unverändert geblieben zu sein. Aus der Verwitterung der Felsen und Ebenen und unter dem anordnenden Einflusse des Windes haben sich dann im Laufe der Jahrtausende in bestimmten Gebieten zusammenhängende Sandmassen aufgehäuft, welche vereinzelte bewegliche Dünen oder nach Länge und Breite verschieden geartete Züge darstellen.

„So hat man in dem ganzen westlichen Afrika, von der Nordküste kommend, wenn man sich die Anordnung in großartigen Dimensionen und schematisch vorstellt, eine mehr oder weniger von Westen nach Osten verlaufende Gebirgskette vor sich, von deren Höhe man jenseitig nur unwesentlich absteigt. Südlich von ihr dehnen sich dann Massen dünenartiger Erhebungen gelben sandigen Gerölls (Detritus) aus, auf welche terrassenförmige Plateaus wüster Hamaden und kiesiger Serirs folgen. Diese mit dem Namen «Serir» bezeichneten Ebenen sind besonders charakteristisch für die Sahara. In mittlerer Erhebung gelegen, jeder Vegetation entbehrend, den felsartigen, ausgedörrten Boden auf dünner Lage dunkelgelblichen Staubes dicht mit kleinen, vielfach abgeschliffenen Steinen bedeckt, unterscheiden sie sich von einer «Hamada» dadurch, daß diese höher liegt und mit größern, unregelmäßigen, nicht so scharfkantigen Steinen bedeckt ist. In den Serirs wie in den Hamaden bilden sich durch Verwitterungen

auch sogenannte Erosionsthäler mit Tafelbergen, welche «Zeugen» genannt werden, weil ihre Höhe dem Niveau des umgebenden Terrains entspricht und von ihrem ursprünglichen Zusammenhang mit demselben zeugt.“

Der schrecklichste Teil der Sahara ist unstrittig die fast absolut öde Libysche Wüste, an deren westlichem Rande die Dajen von Kufra liegen, welche Kohlfs im Jahre 1878—1879 besuchte. Ende Januar in südöstlicher Richtung von Tripolis aufbrechend, durchwanderte er erst den Dajengürtel von Djalo, welcher sich auf dem Breitenparallel von 29° nördl. Br. von 16° bis 22° östl. L. erstreckt, und wandte sich dann in genau südlicher Richtung nach der zunächst zu erreichenden Dase von Taiserbo in 25½° nördl. Br., welche den Anfang des sich bis 24½° nördl. Br. und 23° östl. L. hinziehenden Dajenarchipels von Kufra bildet. Dieser Weg von Djalo oder vielmehr dem letzten Brunnen Battifal bis Taiserbo beträgt in gerader Linie nahezu 3½ Breitengrade oder genauer 350 km; eine Karawane darf aber gern 50 km mehr rechnen, da es namentlich nachts äußerst schwer hält, die genaue Richtung einzuhalten. Diese lange Strecke mußte in angestrengten Tag- und Nachtmärschen zurückgelegt werden, wie sie nur in Notfällen fehlenden Wassers halber in der Wüste unternommen werden, und die Reise fiel obendrein in die heißeste Jahreszeit vom 28. Juli bis 2. August. Hören wir den Erzähler selbst.

„Zum Glück ist auf dieser ganzen Strecke kein Hindernis. Weder Berge noch Schluchten sind zu bewältigen, und Sanddünen sieht man zwar am ersten Tage, aber östlich weit entfernt am Horizont, man braucht sie also nicht zu durchwatzen. Der Boden dieser großartigen, stets ebenen Serir besteht oft aus feinem, ebenmäßig runden Kies, sodaß man glaubt, auf versteinerten Erbsen oder Linsen zu marschieren. Oft auch hat man Strecken, wo die Kieselchen größer, aber nie umfangreicher als eine Walnuß sind. Die Ebene ist derartig gleichmäßig, daß man von Battifal bis Kufra sehen könnte, wenn nicht der Blick durch den von der natürlichen Wölbung der Erdkugel gebildeten Horizont begrenzt würde. So aber sieht man nach allen Seiten nur circa 7 km weit. Und diese entsetzliche Einöde durchzogen wir in vier Tagen und zehn Stunden. Wir machten also täglich circa 95 km. Natürlich waren wir Tag und Nacht unterwegs.

„Wir bildeten eine stattliche Karawane, denn in Battifal stießen noch viele Suha zu uns: diesen gefährvollen Weg durchzieht man nur in großer Gesellschaft. Da war ein Kamel mit einer «Karmut», wie die großen, überdachten Frauensättel heißen, hier ein anderes mit einer «Kadóra», so heißen die kleinen; dort ritt einer auf einem «Bassor», wie man die aus «Pihf» gefertigten Sättel nennt, kurz, man sah eine große Mannigfaltigkeit in der Ausrüstung. Und gefährvoll ist der Weg nicht so sehr wegen der Wegelagerer und Räuber, als wegen des Wassermangels. Ein starker Samum kann die Schläuche austrocknen und eine ganze Gesellschaft zu Grunde richten. So zählten wir manchmal an 100 Kamele, oft jedoch waren einige nachts weit abwärts gekommen, wodurch sich die Zahl verringerte. Einige Suha-Scheichs aber hielten sich stets in unserer Nähe, und auf dieser großen Einöde mochte vielleicht der Scheich Bu-Bekr-Bu-Guetin, welcher ebenfalls nicht von uns wich, den Plan zu unserer Beraubung und Ermordung aushecken. Natürlich ließ er noch gar nichts darüber merken, denn seine Leute mußten erst bearbeitet werden, was hier nicht geschehen konnte, wo sich dieselben stets in Gesellschaft mit andern befanden, die nicht zu seinem Stamm gehörten.

„Imposant genug sah die Karawane aus, denn die Suha-Scheichs waren alle beritten, allerdings auf entsetzlich mageren Kleppern. Aber ein Scheich würde ohne gewisse Attribute nicht als voll in den Augen der Leute seines Stammes erscheinen. Also ein Roß, ein Windhund, ein Sonnenschirm, ein Falke und eine lange Flinte, auf der ein verrostetes Bajonett steckt: so kommt er daher, der Suha-Scheich, angethan mit einem schmutzigen Gewand (Hemd und weiße Baumwollhose, die nie gewaschen werden), darüber einen Burnus aus dickem Wollstoff, über welchen bei festlichen Gelegenheiten ein feuerroter, mit Goldstücken eingefasster Burnus geworfen wird. Er geht selten zu Fuß, der Suha-Scheich, weil das gegen sein *Savoir-vivre* ist, aber er hat hinter sich zu Pferde auf einem kleinen Lederkissen einen Falken sitzen, in seiner Linken hält er den aufgespannten Schirm, über dem Rücken hängt die lange Steinschloßflinte, im Gürtel stecken noch ein paar Pistolen und ein Dolch, und hinter dem Pferde trabt sein Slugi. Die Suha sind leidenschaftliche Raucher, aber nur wenn sie Tabak zur Cigarette sich haben erbetteln können. Alle

können erstaunlich essen, besonders wenn es auf Kosten anderer geschieht.

„Ich hatte mir in Bengasi einen starken Hengst gekauft, der die Strapazen der Reise spielend überwand, und ich hatte auch reichlich Wasser mitgenommen, so viel, daß Scheich Bu-Bekr mit



Karavats, überdachter Frauenfattel.

seinem Pferde und Slugi ganz und gar von unsern Vorräten profitierte. Nach Sonnenaufgang marschierten wir gewöhnlich eine Stunde, dann wurde ein Halt von einer halben Stunde gemacht, während welcher Zeit wir Deutsche in Wasser geweichten Zwieback, Datteln, Käse, Schokolade u. s. w. aßen. Unsere Leute mit den Suha bekamen eine große Schüssel mit Datteln, oft auch etwas Zwieback. Dann marschierten wir während des ganzen Tages ununterbrochen bis etwas nach Sonnenuntergang, wo wir wieder, um unsere Hauptmahlzeit zu halten, eine kurze Rast machten. Wir tranken nun Limonade, aßen das Fleisch einer ganzen Büchse, ferner Zwieback mit Butter, einen Zwiebelsalat, etwas Datteln oder andere trockene Früchte, während die Suha und unsere Diener tüchtig Someta\* zu sich nahmen. Dann ging es weiter. Die Nächte, unter diesen Breiten ohnedies schon lang, schienen noch länger zu sein. Und wenn wir anfangs den Anstrengungen der Marsche gut widerstanden hatten, so bemächtigte sich zuletzt aller eine unwiderstehliche Schlassucht. Vier Nächte waren Menschen und Tiere ohne Schlaf und stets unterwegs gewesen.

„Endlich der letzte Tag und der entsetzlichste Tag! Aufra schien ganz abhanden gekommen. Man sprach gar nicht mehr, sondern taumelte vorwärts. Mensch und Tier bewegten sich wie Maschinen. Dieser schlief im Gehen, jener auf dem Kamel. Hier hatte sich einer wie ein Sack quer über ein beladenes Tier geworfen, der Kopf baumelte nach der einen, die Füße nach der andern Seite herab; dort wackelte einer mit seinem Oberkörper auf seinem Gaulde hin und her, welcher selbst bedenklich schwankte und nur noch mit Mühe sich aufrecht erhielt.

„Einem unserer Neger gab ich am letzten Tage mein Pferd zum Reiten — wir mußten natürlich alle unsere Leute abwechselnd reiten lassen, damit sie nicht liegen blieben —; plötzlich fielen beide zur Erde, beide waren fest eingeschlafen gewesen, das Pferd kippte förmlich seitwärts. Aber rasch sprangen doch beide

---

\* Someta ist eins der vorzüglichsten Nahrungsmittel auf Reisen. Die Someta besteht aus über dem Feuer gerösteter Gerste, welche nachher zu Mehl vermahlen und sodann mit Salz und Pfeffer vermischt wird. Man braucht dann dem Wasser nur etwas Fett zuzumischen, um gleich ein nahrhaftes und leicht verdauliches Essen zu erhalten.





Arauan.





wieder empor. Ein anderer Neger, der am letzten Abend unmittelbar nach der Mahlzeit zu Boden fiel, blieb liegen und schlief ein. Zum Glück merkte ich seine Abwesenheit; es wurde zurückgeschickt und der junge Mann von einem sichern Tode gerettet.

„Wir hielten südliche Richtung, einige Grade zu West. Topographisch war nichts anderes zu notieren, als 150 km südlich von Battifal ein Wadi, schlechtweg so genannt, weil sich dort eine Rinne oder Einsenkung befinden soll, die sich angeblich bis nach Sella erstreckt. Ich konnte aber mit meinen Augen nichts entdecken, was auch nur entfernt einem Wadi glich. Auch einige als Gor el-Kelb, Gor el-Dub bezeichnete Erhabenheiten sind so unbestimmt, daß sie kaum die Erwähnung auf der Karte verdienen, besonders da die Suha selbst nicht recht wußten, ob sie diesen oder jenen maulwurfgroßen Hügel mit solchem Namen bezeichnen sollten. Am 1. August abends erspähten verschiedene Suha, die sich, um weiter sehen zu können, auf ihre Kamele stellten, in der Entfernung Sandhügel, und nachts 2 Uhr betraten wir wirklich die Dase Taiserbo.

„So hatten wir endlich diese geheimnisvolle Dase Kufra, deren nördlichste Insel Taiserbo ist, erreicht, aber ehe wir lagern konnten, mußten wir noch eine Geduldsprobe bestehen, denn den Brunnen von Djrängedi erreichten wir erst, immer in der Hattich marschierend, morgens um 11 Uhr.“

Wiederum ein anderes Bild führt uns Lenz vor, als er in 19° nördl. Br. und 3° westl. L. das nur noch 180 km von seinem Reiseziel Timbuktu entfernte Arauan mit seiner völlig vegetationslosen Umgebung von kahlsten Sanddünen aber zahlreichen Brunnen erreicht hatte. Nach Vollendung des größten Teils seiner Wüstenreise, auf welcher er so oft dem schmetternden Morgengesänge der Wüstenlerche gelauscht hatte, sagt er: „Die Zeit, in der ich gereist bin, war insofern nicht günstig, als es schon etwas zu heiß war; andererseits hatte dies wieder den Vorteil, daß die Banden von Wegelagerern, welche sich besonders in der Nähe der Brunnen aufhalten, um diese Zeit keine Karawane in der Wüste erwarten und lieber in ihren Dörfern bleiben. Diese Wegelagerer bilden überhaupt die einzige Gefahr, und um diese zu vermeiden, ist es eben nötig, sich vorher mit einem einflußreichen Scheich in Verbindung zu setzen. Ich habe das Glück

gehabt, in Scheich Ali einen Ehrenmann kennen zu lernen, der mit seltener Uneigennützigkeit viel für mich gethan hat; es wäre traurig, wenn unter den arabischen oder berberischen Scheichs der Länder südlich vom Atlas nicht noch mehr solche Leute zu finden wären. Viel hängt aber auch vom Reisenden selbst ab, und präventives Wesen und Inponierenwollen hat noch selten Erfolge gebracht. Die Verbindung mit Hadisch Ali hat mir zweifellos viel genützt, trotzdem wir in der letzten Zeit nicht immer harmonierten. Die Route von Marokko über Tenduf halte ich auch für eine der besten, um nach Timbuktu zu kommen, besser als diejenige über das Tuat; man trifft eben hier auf der ganzen Strecke nicht einen einzigen Tarfi (Tuareg).

„Es ist eine überaus ärmliche Tierwelt, die man bei einer solchen Reise durch die Sahara zu Gesicht bekommt, und wer etwa hier zu jagen hofft, dürfte bitter enttäuscht werden. Wilde Rinder, Gazellen und Antilopen finden sich in der Nähe großer Areg- (Dünen-)regionen, wo Futter wächst, und wir sahen auch öfters Herden dieser Tiere flüchtig vorüberziehen. Daß der sogenannte Wüstenkönig hier nicht vorkommt und vorkommen kann, habe ich schon einmal erwähnt; sein Gebiet beginnt erst jenseit der Meraia, in dem großen Akazien- oder Mimosenwalde el-Azanad, wo schon eine reichere Vegetation und reichlicheres Wasser existiert. Das Vorkommen von Schlangen, Schakalen und großen Eidechsen habe ich auch erwähnt, ebenso wie ich der Singvögel gedachte, die in einzelnen Aregregionen leben und deren anmutiger Gesang wesentlich zur Erheiterung beiträgt. Von Insekten sah ich öfters große schwarze Laufkäfer, schwarze Ameisen, sowie eine wunderschöne silberglänzende Ameise mit metallischem Glanz, ferner unsere gemeine Fliege und eine zweite sehr große Art. Von gefährlichen Tieren ist der Skorpion nicht selten und wird von den Arabern mit Recht gefürchtet.

„Es ist in der Wüste eine außerordentlich reine und gesunde Luft, und Krankheiten kennt man dort nicht, mit Ausnahme von Augenleiden, die aber nur der Unreinlichkeit der Bevölkerung zuzuschreiben sind. Als besonders gesunde Kur gegen verschiedene Leiden möchte ich die heißen Sandbäder in den Dünen empfehlen; es ist ein wahrer Genuß, in dem reinen, völlig staubfreien, lockern Quarzsand herumzulaufen.

„Die Wüste ist schön, sehr schön, trotz der Hitze und der

Dünen. Die ungeheuerere Einöde hat etwas Gewaltiges, Erhabenes, wie der weite unendliche Ocean. Ein Sonnenaufgang in der Sahara oder eine milde Mondnacht daselbst sind von unbeschreiblichem Zauber, von großartiger Schönheit und rufen Eindrücke hervor, die unverwischbar sind. Wer dann ausgestattet mit Empfänglichkeit für alles Große und Schöne in der Natur und beglückt ist mit einem leichtern Sinn, wen nicht die beständige Furcht vor etwaigen Gefahren befangen macht in der Betrachtung all dieser Herrlichkeit, der wird gewiß mit aufrichtiger Freude der in der Sahara verbrachten Zeit gedenken, dankbar einem freundlichen Geschick, welches ihn all diese Wunder bei gesundem Leib und gesunder Seele genießen ließ.“

Wer sich ein unbefangenes Urtheil über die Wüste bilden will, thut wohl, auch auf solche Stimmen zu achten, in welchen die Beschwerden der Wüstenreise nicht gar zu lauten Widerhall finden. Lenz hat den letzten Abschnitt des Weges bis Arauan auch während der Nachtstunden zurückgelegt, den Tag über indessen gerastet, und sich dadurch vor vollkommener Erschöpfung bewahrt; es geschah dies theils der persönlichen Sicherheit vor marodierenden Arabern halber, theils aber auch um das Marschieren in der Hitze zu vermeiden. „Wir brachen abends gegen 6 Uhr auf und ritten meist ununterbrochen bis zum andern Morgen um 6 oder 7 Uhr, je nachdem sich ein Futterplatz für die Kamele bot. Die Tiere wurden ihrer Last entledigt und auf die Weide getrieben, meist ohne Aufsicht, da sie sich nie weit entfernen. Wir selbst schlugen die Zelte auf, richteten die Betten her und ließen Thee oder Kaffee kochen; dann wurde etwas geruht; gegen 11 Uhr wurde ein Mahl eingenommen, bestehend aus Reis oder Kuskus, mit Butter angemacht, und etwas getrocknetes Fleisch und Brot; danach Thee oder Kaffee. Darauf legte sich alles schlafen. Das war die beste, und meistens sogar einzige Zeit, in der ich meine Tagebücher schreiben und das Beobachtete und Erlebte notieren konnte. Gegen 5 Uhr erhob sich alles; es wurde schnell noch einmal Reis oder Kuskus gekocht und dann wurden die Kamele eingetrieben und beladen. So spielte sich ziemlich gleichförmig jedes Bivak volle dreißig Tage hindurch ab, während welcher Zeit wir keinen Menschen gesehen haben.“

Lenz genießt sogar die angenehme Ueberraschung, in diesem von ihm durchwanderten westlichen Theil der Wüste am 18. Mai

von einem starken Regenguß heimgesucht zu werden, welcher ihm auch das völlig ungewohnte Schauspiel eines Regenbogens verschaffte. Ein solches Wetter war natürlich zum Reisen wie geschaffen, besonders da der Westwind wieder beständig feuchte Luftmassen vom nicht fernen Ocean herbeiführte. Der folgende Tag brachte freilich wieder  $33^{\circ}$  C. im Schatten, nachmittags um 3 Uhr, aber bald darauf kam Lenz an ein breites Flußbett, in welchem zuzeiten ein schmaler Wasserfaden läuft. Das war der zweite wasserführende Fluß inmitten der Sahara, und ihm nach den vorhergegangenen Regengüssen vollkommen verständlich. „Welch falsche Vorstellung“, ruft er aus, „macht man sich doch von der Natur der Sahara! Statt Tiefebene — Hochebene; statt unendlicher Einförmigkeit — große Mannigfaltigkeit in der Configuration; statt unerträglicher Hitze — durchschnittlich nur  $30^{\circ}$  C.; statt absoluter Wasserarmut — reichliche Brunnen, sogar wasserführende Flüsse!“

Das Gebiet der Sahara ist freilich so groß, daß terrestrische und klimatische Unterschiede in ihr vielfach, wenn auch nicht in dem Grade wie in Kulturländern miteinander abwechseln.

Man ersieht jedoch aus den eigenen Schilderungen der Reisenden ganz die Art und Größe der Rückwirkung, welche die kleinen und großen Beschwerden des Wüstenreisens bei dem einen oder dem andern hinterlassen haben. Und wahrlich, es mag jeder reichlichst mit sich zu Räte gehen, bevor er sich auf das Wagnis einläßt, ob er die körperliche und geistige Kraft besitzt, welche den Erfolg und das Gelingen verbürgen. Das Register der einzelnen Beschwerden ist gar lang und mannigfaltig. Nicht als ob der „ewig klare Wüstenhimmel“ und die „sengende Hitze“ die Hauptquälgeister wären. Der erstere gehört schon zu den abgethanen Fabeln der Vorzeit, denn bis zum Tjadsee hinauf, also bis durch die ganze eigentliche Sahara hindurch, pflegt der Himmel eher stets verschleiert als gelegentlich klar zu sein, da, außer nach kräftigen Regengüssen, welche sich aber erst in der Nähe der Breite des Tjadsee einstellen, der feine Wüstenstaub selbst das Sonnenlicht hindert, unaufgehalten auf die Erdoberfläche niederzustrahlen. Daher wird auch die Hitze meistens nur in engen Felschluchten oder unter dem Zeltdach erdrückend, während in der freien Wüste sie viel weniger störend ist. Dort leiden dafür die Augen von dem trockenen feinen Staube, den die Karawane oder der Wüsten-

wind aufwirbelt, selbst wenn er sich nicht zur Stärke des Samum erhebt. Dieser entsteht oft ganz plötzlich, indem auf einmal ohne erkennbare äußere Veranlassung das Gleichgewicht in der Atmosphäre gestört wird, unter Zutritt und Beihilfe elektrischer und meteorologischer Erscheinungen. Kohlfs giebt hierüber auch Aufklärung.

„Die aufs Zelt brennende Sonne wurde manchmal aufs unangenehmste abgelöst durch entsetzliche Samumwinde. Einer der stärksten fand am Ostermontag statt, kündete sich schon morgens durch die bleierne Luftfarbe an und entwickelte sich im Laufe des Tages zu einem widerstandslosen Orkan. Aus Süd und Südsüdwest blasend, segte er mit einer unglaublichen Geschwindigkeit und rasierend über den Boden dahin, denn es ist viel schlimmer, wenn ein Orkan in geneigtem Winkel gegen die Erdoberfläche antost, als wenn er in nicht so schräger Richtung wüthet. Vorsorglich hatte ich mein Zelt niederschlagen lassen, weil es größer als das meines Reisegefährten war und überhaupt weniger Widerstandsfähigkeit besaß. Ich verkroch mich unter einem Palmenbusch und wartete der Dinge, die nun kommen sollten. Die entfesselten Windsfurien tobten immer mehr, dicke Wolken — war es Sand oder waren es Wasserdämpfe? — wirbelten mit jagdzugmäßiger Geschwindigkeit über unsern Köpfen dahin, donnerähnliches Getöse erdröhnte zuweilen, und dann und wann hörte man das Krachen einer geknickten Palme. Da auf einmal ertönte ein lautes Geschrei meines Gefährten: sein ganzes Zelt mit einem Teil der darin befindlichen Gegenstände riß sich los und flog davon, und viel hätte nicht gefehlt, so wäre er selbst mit durch die Lüfte getragen worden.

„Die Sache war komisch und ernsthaft zugleich: komisch der Anblick Dr. Steckers, dem wir in diesem Augenblick gar keine Hilfe leisten konnten; ernsthaft die Besorgnis, unersetzbare Gegenstände, z. B. Schriften, Instrumente u. s. w., möchten verloren gehen. Glücklicherweise hing sich das Zelt an einem Palmenbusch und übrigens ging auch nichts verloren. Um aber die Verwirrung voll zu machen, ergoß sich, als der Orkan den höchsten Punkt erreicht hatte, plötzlich ein Sturzregen über uns, der zwar nur einige Sekunden anhielt, aber vollkommen hinreichte, uns bis auf die Haut naß zu machen. Es war, als ob man einen ungeheuern Eimer Wasser über uns ausgeleert hätte, oder eine Wasserwoge über uns weggerollt sei, und ich weiß jetzt noch nicht



mit Bestimmtheit zu sagen, ob die Flut von oben oder von seitwärts in Gestalt einer Wolkenwasserwooge kam. Dann aber plötzlich wie durch Zaubermacht war es still, und die jetzt glänzend aus klarster und heiterster Höhe hervortretende Sonne hatte im Augenblick unsere durchnässten Kleidungsstücke und übrigen Gegenstände getrocknet. Am Abend sprachen wir über diese eigenthümliche meteorologische Erscheinung; unter den Einwohnern in Djalo war aber große Trauer, denn gegen 300 hochstämmige Palmenbäume hatte der Sturm geknickt. Die Modjabra, wenigstens einige, ließen Worte laut werden, es sei dies eine Strafe Gottes, weil sie einige Christen in ihrer Dase beherbergten, ich hingegen wies darauf hin, es sei eine Strafe dafür, daß sich fanatisch und feindlich Gesinnte meiner Reise widersetzt hätten. In der That waren den uns feindlich gesinnten Leuten von Areg mehr Palmen umgeweht, als denen von Lebbeh. Ich wage nicht zu entscheiden, wer recht hatte, aber der geneigte Leser ersieht hieraus, daß auch in den entferntesten Winkeln der Erde die Menschen sich stets die Sachen nach ihren eigenen Anschauungen und zu ihren Gunsten auslegen.“

Daß infolge des glühenden Sonnenbrandes der Durst zu einer der größten Qualen der Reisenden wird, ist selbstverständlich, und wird deshalb durch Verschleiern von Nase und Mund das Austrocknen der Atmungskanäle möglichst zu verhindern gesucht. Wenn gar noch Irrtümer über den einzuschlagenden Weg hinzutreten und die wenigen Brunnen verfehlt werden, auf welche längs der Karawanenstraße gerechnet wurde, kann die Lage eine nicht wenig verzweifelte und hoffnungsarme werden: die vielen Tier- und Menschenskelette, welche man längs der häufig begangenen Wege antrifft, verraten in gar deutlicher Sprache, wie oft einzelne Menschen in der Wüste verschwinden und selbst größere Gesellschaften und Karawanen der Wassersnot erliegen. Hören wir eine Schilderung von Nachtigals Leiden in der Wüste, als er den allerdings noch nie gemachten und darum desto gefährlicheren Absteher vom gewohnten Karawanenwege nach Kufa, nämlich nach dem südöstlich davon belegenen Tibesti, angetreten hatte, und nun in der unbekanntenen Wüste kein Wasser finden konnte.

„Auch am vierten Morgen mußte der Führer noch immer sein entsetzliches, Tod und Verderben verheißendes «Mâ zâl» (noch nicht) sprechen, und im Lichte des Tages wurden nun auch zwei jedenfalls

in der Finsternis zurückgebliebene Leute vermißt: Wolla und Bu Zeids Diener Galma. Man sah, daß es so nicht weiter gehen konnte, es mußten die Kamele entlastet und die Leute beritten gemacht werden. Vorsorglich suchte das immer gleichmütig bleibende Väterchen Mohammed eine hochgelegene Stelle für das abgeladene Gepäck, mehr aus Furcht vor einer etwaigen Überschwemmung durch plötzlichen Regen als vor einem Auftauchen von Menschen in dieser gänzlich verödeten Wildnis. Und nun erhielt auch jeder von dem Wasserrest Giuseppe's ein 6—8 Unzen fassendes Glas. Während aber die andern gierig das kostbare Naß wie eine Errettung einsogen, nahm Kolokomi nur einen Schluck, kühlte mit demselben seinen Mund, spritzte das Wasser dann in langem Strahle von sich und reichte nachtigal das Glas mit dem Bemerken, daß er selber noch keinen Durst habe, wohl aber begreife, daß «die Leute des Wassers» — sie halten die Christen für eine Art Amphibien — sogar eine so kurze Entbehrung desselben nicht ertragen könnten. Gewiß, es lag für den Europäer etwas Imponierendes in der Haltung des Mannes, wie er, ausgetrocknet gleich den öden Gefilden seiner Heimat, hart und schroff wie die Felsen seines Landes, nichts von seiner Energie eingebüßt hatte. Auch Bu Zeid, Birsa und der alte Mohammed besaßen etwas von dieser Wüstenatur, und ihre Teilnahme für die begehrlche Not der beiden Christen und der zwei Neger war nicht ganz frei von ironischer Verachtung. Von den beiden Hunden mußte die treue Feida schon seit einigen Tagen zu Kamel transportiert werden, da der heiße und kiesige Sand ihre Füße arg zugerichtet hatte. Dudschali dagegen hielt trotz ähnlicher Leiden nicht auf dem Kamelrücken aus, obwohl ihm die fürchterliche Hitze und grenzenlose Ermüdung unaufhörlich ein jämmerliches Wimmern auspreßte. Aus der nunmehrigen Kolonne verschmachtender Reiter waren Kolokomi und Bu Zeid auf ihren leichtfüßigen Tubukamelen bald den Blicken der andern entschwunden. So schnell als ihre Tiere wollten, strebten diese weiter und weiter, bis bei Anbruch des fünften Tages plötzlich der ermutigende Ausblick auf ein weites Flußthal sich ihren Augen eröffnete. Am Ursprung desselben sollte der heißersehnte Rettungsbrunnen zu den Füßen der hohen, finstern Felsen liegen, die sie aus der Ferne schon erblickt hatten. Ein Strahl von Hoffnung fiel in die gebeugten Seelen und verstärkte sich, als in dem reinen Sande des Flußbettes sich Beweise zeigten,



daß jüngst hier noch Wasser in der Nähe gewesen: zahlreiche Fußspuren von Kamelen, Eseln, Antilopen. Zum ersten male sah Nachtigal hier auch den kräftigen Eindruck des Straußenfußes, der stets als ein sicheres Kennzeichen von Wasser in nicht allzu großer Ferne gilt. Der Weg war nun wenigstens nach allen Schrecken eines so langen Umherirrens in den Windungen des ausgetrockneten Flusses vorgezeichnet, und mit der Kraft der Verweisung ließen die geängstigten Wanderer ihre Knüttel und eisernen Ladestöcke auf die armen Tiere herabregnen, um sie gewaltjam vorwärts zu treiben.

„Bald aber stieg wiederum die Sonne hoch, dieser grausamste Feind der Verdurstenden. Erbarmungslos sandte sie ihre Strahlen auf die dunkelfarbigen Felsen der Ufer und den hellen Sand zwischen denselben, sodaß durch Strahlung und Rückstrahlung ein Meer von Glut entstand, in welcher alle vorübergehend aufgeflackerte Thatkraft wieder verschwinden mußte. Fürchterlich wurde der Durst; Mund, Nase, Hals und Kehlkopf verloren den letzten Rest von Feuchtigkeit, enger und enger schien sich um Schläfe und Stirn ein eiserner Ring zu legen, die Augen brannten schmerzhaft, die Ermattung war grenzenlos. Und zum Unglück standen auch hier und da im Flußlande vereinzelt Sajalazien, mit deren Schatten die Kamele zu liebängeln begannen, bis sich das Tier Nachtigals unaufhaltsam in das stachelige Geäst eines solchen Baumes gedrängt und so entschlossen niedergelegt hatte, daß es durch nichts mehr zum Wiederaufgeben des schattigen Platzes bewegt werden konnte. Auch die Kamele der nach und nach eintreffenden Gefährten folgten unwiderstehlich diesem Beispiele, sodaß sich die Gesellschaft bald unter dem Baume unfreiwillig vereinigt sah und in ihrer bis zur Willenlosigkeit gediehenen Erschöpfung die aufgedrungene Ruhe auch gefallen ließ. Man beschloß, bis gegen Abend zu verweilen und dann eine Erreichung des Brunnens zu versuchen, wenn bis dahin die Voraufgeeilten — Kolokomi und Bu Zeid — kein Wasser gesandt haben sollten.

„Es war aber erst auf der Höhe des Vormittags, und Nachtigal hat uns eine interessante Schilderung seiner Lage an diesem Ruhepunkte und des Zustandes gegeben, in den er hier während der vielen Stunden bangen Harrens allmählich verjank. Bei den zwei Negern stellte sich bald eine Art bedenklichen Delirierens ein und besonders Saad erging sich in bitteren Vorwürfen über diese

Reise in ein so gräßliches Land. Der Italiener Giuseppe aber erhob sich endlich aus dumpfem Brüten und stürzte mit geladenem Revolver und der Ankündigung fort, daß er nicht gewillt sei, so thatenlos seinen Untergang zu erwarten, sondern entweder Wasser finden oder mit diesem Irrführer Kolokomi abrechnen wolle. Nur der alte Mohammed blieb immer in derselben ruhigen Fassung, klammerte sich an seine fatalistische Weltanschauung und verwies dem Neger seine Ausfälle gegen den Herrn, der doch nicht mehr thun könne, als mit den andern zu sterben, wenn Gott es so verhängt habe. Als am späten Nachmittag noch immer kein Wasser sich zeigte, erlosch auch in Nachtigal die bisher aufrecht erhaltene Hoffnung. Es war so still weit um ihn her und nicht das leiseste Geräusch störte dieses Grabes Schweigen der Natur, kein Windhauch bewegte die Blätter und Zweige der wenigen Bäume, keine Regung irgend eines Lebens milderte das starre, tote Aussehen der düster aufragenden Felsen. Wie sehr er auch gegen den Gedanken eines so frühen Endes seiner innerafrikanischen Laufbahn sich Tage hindurch gewehrt hatte, überwältigte ihn doch endlich die Erschöpfung und er versiel in jenen Zustand des Traumwachsens, der in solcher Lage dem Ende vorherzugehen pflegt. Da sah er in seinem Fieberzustande mit einem Male ganz deutlich eine mächtige Ziege auf die Akazie losspringen und auf dem gewaltigen Tiere saß eine menschliche Gestalt. Ja, ein Mensch war es in der That und zwar ein heißersehnter, kein anderer als Birsa auf seinem Kamele — und das Kamel brachte Wasser, zwei Schläuche voll Wasser, dessen bloßer Anblick den verschmachtenden Menschen helle Thränen der tiefsten Nöthung entlockte.

„Wie durch eine zauberhafte Berührung waren Nachtigal, Ali und Saad sofort aus ihren Phantasien erwacht. Nur Väterchen Mohammed blieb ruhig wie immer, indem er aus dem Proviantfäckchen ein Duzend Zwieback kramte und diese zunächst in die Trinkgefäße brockte, da es zuträglicher sei, nach langem Durste erst etwas feste Nahrung zu nehmen. Dann sogon sie sich voll des «köstlichsten aller Getränke», welches dieses Mal freilich so schmutzig war, daß sie es in anderer Lage schwerlich angerührt hätten. Alle bisherigen Körperleiden aber waren nach dem ersten ausgiebigen Trunke völlig geschwunden. Der alte Mohammed schob zur Feier des Moments eine viel größere Prise Tabak in den Mund und biß mit seinem einsamen Eckzahn ein tüchtig Stück

Natron dazu ab. Und als kein Tropfen des rettenden Elements mehr vorhanden war, kam schnell der vorher so vergebens ersehnte Schlaf, von dem Nachtigal behauptet, daß es der gesündeste, tiefste, erquickendste gewesen, den er jemals im Leben geschlafen habe. Erst die Ankunft von Kolokomi und Bu Zeid erweckte ihn, die noch einen knappen Vorrat mit der Meldung brachten, daß der so lange angestrebte Brunnen nicht genügendes Wasser für Menschen und Tiere liefern könne. Kolokomi wußte aber jetzt noch einen andern Brunnen, den er aussuchen wollte, denn man mußte an die Tiere denken; waren doch fünf Tage verflossen, in denen sie bei harter Arbeit und gänzlicher Nahrungslosigkeit nicht hatten getränkt werden können.“

Das allergrößte Hindernis des Wüstenreisenden bildet jedoch unstreitig der Mensch, der Eingeborene der Wüste. So wenig der Reisende ihn entbehren kann, sei es als Führer oder als Händler oder als Lieferant, so bleibt doch das unerwartete Erscheinen Eingeborener mit Recht stets eine Mahnung zur Vorsicht, Sammlung und vor allen Dingen zur Ruhe, Festigkeit und Gelassenheit. Die Mehrzahl der Eingeborenen bekennt sich zum Islam, und wenn derselbe irgendwo seine Anhänger mit Verachtung der „Ungläubigen“, mit Fanatismus, Unduldbarkeit, Mißtrauen, Raubsucht, Handelseifersucht und Undankbarkeit selbst gegenüber genossener Wohlthat erfüllt hat, so ist dies in der Sahara der Fall, wo er wie keine andere Religionsgemeinschaft den Ton aniebt. Außer wenigen Maltesern in den Küstenstädten und zahlreichen Juden in Algerien und Marokko schwört die Bevölkerung Nordafrikas und der Sahara zum Koran, begünstigt die Sklaverei als notwendige häusliche und bürgerliche Einrichtung und erachtet sich unendlich erhaben nicht allein über die dem Fetischdienst ergebenen Neger des Südens, sondern auch über den stets vereinzelt erscheinenden Europäer. Da letztere durchweg als vermögende oder vermögend gedachte Reisende auftreten und keine Frauen in ihrer Begleitung mit sich führen, so sind sie schon dadurch Gegenstand der Habgier, Raublust und vor allem des gesellschaftlichen Mißtrauens gegen den möglichen Eindringling in ihr Familienleben, und diese Stimmungen lassen sich selbst dann nicht zurückdrängen, wenn der Reisende sich durch geleistete ärztliche Dienste Anspruch auf Wohlwollen und freundliches Entgegenkommen erworben haben sollte. Der ganze Ausflug Nachtigals

von Murzuk nach Tibesti bildet eine geradezu empörende Folge solcher niederträchtigen Scenen, wo Erpressung unberechtigter Weg- und Zehrgelder, nackte Habsucht, kindische Streitlust um Kleinigkeiten, schamlose Undankbarkeit und fanatische Unduldsamkeit sich den Vorrang streitig machen und nur einzelne wenige ältere Personen Ausnahmen von der allgemeinen Regel bilden. Wie wenig gegenüber solchen Anschauungen ein Menschenleben in der Wüste gilt, davon zeugt u. a. der räuberische Überfall, unter welchem Fräulein Tinne, welche Nachtigal in Murzuk angetroffen hatte, samt ihrer Begleitung erlag; derselbe ist bis zum heutigen Tag noch ungefühnt geblieben, so sehr auch Nachtigal sich bemüht hat, die nähern Umstände und die Namen der Schuldigen der türkischen Verwaltung bekannt zu geben.

Übrigens begegnet in der Wüste jeder Eingeborene einem fremden Manne mit ähnlichem Mißtrauen. Lenz schildert in seiner Reise nach Timbuktu die Aufregung, in welche seine Karawane bei dem bloßen Anblick von Kamelspuren in der Wüste gerät. „Während wir bisher immer in südöstlicher Richtung geritten waren, machten wir heute einen großen Bogen nach Osten. Heute früh nämlich waren meine Leute in der allergrößten Aufregung; man wollte in der Ferne Kamele sehen, und, was noch schlimmer war, wir bemerkten noch ziemlich frische Spuren von Pferden! Die Angst, daß wir hier mit einer Bande Wegelagerer zusammenstoßen könnten, war eine allgemeine. Der Führer hieß uns mit den Kamelen hinter Felsen versteckt warten und untersuchte allein die Umgegend; Kamele hatte er nicht erblicken können, trotzdem die Leute auf unglaubliche Strecken weit zu sehen im Stande sind; ebenso wenig bemerkte er die Reiter, die zweifellos vor kurzem, vielleicht erst vor einem Tage, unsern Weg gekreuzt hatten. Wir zogen demnach sehr vorsichtig weiter und wandten uns mehr östlich; indeß begegneten wir zu unserm Glück niemand.

„Daß Kamele heute früh nicht sehr weit von uns passiert sein müssen, schlossen wir aus der Unruhe unserer eigenen Kamele, die mit dem Fressen pausierten und immer nach einer Richtung schauten; die Tiere sind sehr feinfühlig in dieser Beziehung und wittern eine Karawane auf stundenweite Entfernung.

„Die Pferde- und Kamelspuren, besonders aber die erstern als die gefährlichern, bildeten den ganzen Tag über den Gesprächsstoff für meine Leute, und die scharfsinnigsten Kombinationen

wurden aufgestellt. Von welchem Stamm die Reiter gewesen sind, ob von Tekna oder Mit Tatta, wie viele es waren, wie lange es her ist, daß sie unsern Weg gekreuzt, über das alles wurde disputiert. Es ist erstaunlich zu sehen, mit welcher Sicherheit diese Naturmenschen aus den unscheinbarsten Beobachtungen, die den Europäern vollständig entgehen, richtige Schlüsse ziehen können.“

Auch Nachtigal erzählt davon eine ergötzliche Geschichte, wie nach einem Brunnen zum Wasserholen ausgesandte Diener entsetzt in wilder Hast ohne Kamele zurückgelaufen kommen und nach vielen Übertreibungen, daß sie eine ganze Bande Tubus (die berühmtesten Bewohner von Tibesti) am Brunnen gesehen, endlich bekennen, daß sie dort ein Kamel und Waffen, jedoch keinen Menschen erblickt haben. In der Erwartung, bald des nähern aufgeklärt zu werden, versteckte sich die Karawane hinter schattigen Felsen, während der Führer und Dolmetscher Kolokomi auf Wache ausgestellt wurde. „Endlich zeigte sich die harmlose Ursache der grenzenlosen Furcht der Diener in der Gestalt eines einzelnen Mannes, der mit einem beladenen Kamele friedlich vom Brunnen hergezogen kam. Da er allein war, machte Kolokomi beruhigt die zur Begegnung nötige Toilette, d. h. trug Sorge, daß von seinem Gesichte nur die Augen sichtbar blieben und alles übrige sorgfältig in die verhüllende Turbantour gewickelt war, ergriff Lanze und Wurfeisen und trat dem Fremdling entgegen, der, sein Kamel an langer Halfter führend, jetzt ebenfalls seinen Litham über die Nase in die Höhe zupfte. In der Entfernung von etwa sechs Schritten von einander hockten sie nieder, in der einen Hand die auf den Boden gestemmte Lanze, in der andern das Wurfeisen, und vollzogen den wichtigen Akt der wortreichen Begrüßung. Kolokomi begann mit der Frage nach dem Befinden des Fremden, welche er abwechselnd durch «Lahainkennaho» oder «Lahadintcheda» oder «Lahaniheni» oder «Killahani» ausdrückte, und dieser antwortete durch «Laha» oder «Killaha». Sobald diese Fragen und Antworten etwa ein Duzend Mal wiederholt worden waren, intonierte Kolokomi ein lautes, kräftiges «Thilla», auf das der Fremdling dasselbe Wort erwiderte, und es folgte nun eine wechselseitige Wiederholung dieses Grußes, welche uns durch ihre Länge in Verzweiflung setzte. Anfangs in kräftigster Mannesstimme erschallend stieg das «Thilla» in allmählicher Tonleiter bis zu dumpfem, unverständlichem Murmeln abwärts, und das Ganze

wurde mit einem so würdevollen Ernste ausgeführt, daß der Un-  
eingeweihte viel eher irgendeine wichtige Ceremonie als eine ein-  
fache Begrüßung vermutet hätte. Waren sie an dem tiefsten Laute  
ihres Kehlkopfes angekommen, und schien ihre Stimme im leisesten  
Murmeln zu ersterben, so begann wieder einer der beiden ein  
lautes, hochtöniges «Laha», und das «Thilla» machte von neuem  
die ganze Tonleiter durch. Dabei schienen sie durchaus kein gegen-



Tebu.

seitiges Interesse an ihren Personen zu nehmen, sondern sahen  
sich selten an und schienen vielmehr gechliffentlich entweder den  
Blick in die weite Ferne schweifen zu lassen, oder vor sich in den  
Boden zu bohren.

„Nach einiger Zeit wurde das sonderbare Wechselspiel durch  
zahlreiche Variationen der Frage: «wie geht es dir?» und durch  
Antworten «Gut!» oder «Mit Frieden!» unterbrochen und erst  
gegen das Ende des ganzen Begrüßungsaktes mischten sich andere  
Fragen nach Ausgangspunkt und Ziel der beiderseitigen Reisen,  
nach den Ereignissen des Landes, nach Lage und Zustand der

nächsten Brunnen unter die stereotypen Fragen und Antworten. Noch kehrte man zwar stets wieder zum «Ihilla» zurück, doch kürzer und kürzer wurden die Reihen desselben, bis allmählich die gewöhnliche Unterhaltung die Oberhand gewann und endlich die Begrüßungsformeln ganz aufhörten. Da Kolokomi den Mann nicht kannte, so gab er ihm weder vor noch nach der Begrüßungsscene die Hand, während unter Bekannten die arabische Sitte der Handreichung ihre Geltung hat.“

Wie sehr auch der Handelsverkehr in der Wüste durch solches gegenseitiges Mißtrauen oder die offene Feindseligkeit der Bewohner beeinträchtigt werden muß, so führt doch das Bedürfnis des Tauschhandels sowohl als das Streben nach Sicherheit zur Bildung großer, oft sehr großer Karawanen, welche den Austausch der begehrten Handelsartikel ohne Scheu vermitteln können. Von letztern nehmen Salz, Baumwollenwaren und Seidenzeuge, Solinger Fabrikate, Brauntwein die ersten Stellen unter den nach dem Süden bestimmten Waren ein, während nach dem Norden Straußenfedern, Elfenbein, heimische Fabrikate der Eingeborenen in Flechtwerk und Stickereien aller Art in Bast, Seide und Leder, außerdem vor allen Dingen Sklaven beiderlei Geschlechts gesandt werden. Große Wochenmärkte in Kuka, der Hauptstadt von Bornu am Tschadsee, dienen als Messen für größere Umsätze in den genannten Artikeln, und wie in Leipzig versammeln sich die Spezialisten an bestimmten Plätzen, welche für den einen oder andern Artikel reservirt sind. Sehen wir z. B. wie es auf einem Sklavenmarkte in Mursuk zugeht.

Auf der Südseite des Marktes entfaltet sich ein für den Europäer höchst beobachtungswertes Schauspiel: der Platz der Sklavenmakler, die hier große Buden aufgeschlagen haben, unter deren Schutz ihre Ware in langen Reihen gefesselt oder ungefesselt ausgestellt ist. Sklaven beiderlei Geschlechts, jeden Alters und Preises, aus den verschiedenen südlich von den Sudanstaaten gelegenen Heidenländern erwarten da ihr ungewisses, vom Zufall abhängendes Schicksal. Neben ganz kleinen, der zärtlichen Sorge einer liebenden Mutter entrissenen Kindern sitzen lebensmüde Greise, zwischen häßlichen, in Arbeit und Elend alt und stumpf gewordenen Weibern blicken frisch erblühte, sauber gewaschene Mädchen hoffnungsvoll in die Welt. Die gangbarste Klasse dieser Menschenware ist der sogenannte Sedasi, d. h. der vom Fußknöchel

bis zur Spitze des Ohres sechs Spannen messende männliche Sklave, dessen Maß ungefähr dem bildungsfähigen Alter von 12 bis 15 Jahren entspricht und dessen Preis den Stand der ganzen Ware kennzeichnet. Will jemand sich über die Sklavenpreise eines Landes unterrichten, so fragt er: „Wieviel kostet der Sedaji?“ und leitet sich dann selbst aus der Antwort die Preise der übrigen Altersklassen ab, welche stufenweise niedriger werden. In dem von Nachtigal aufgestellten Verzeichnis aller Waren des Kukaer Marktes ist der Sedaji mit 20—25 Maria-Theresienthalern angesetzt. Bedeutend teurer sind nur die (mit 40—100 Thalern angeetzten) erwachsenen jungen Mädchen, zugleich aber ein ziemlich unsicherer, weil von dem Geschmacke der Feilschenden abhängiger Artikel. Unter den Sklaven ziehen diese Mädchen gewöhnlich das beste Los, da sie vollständig den Platz einer Hausfrau bekommen und doch mehr als diese bestrebt sein müssen, sich das Wohlwollen ihrer Herren zu erhalten. Sie werden zwar leicht hochmütig, kosten aber trotzdem weniger als die rechtmäßigen Frauen und sind in ihrer Stellung ebenso gesichert wie diese, wenn sie Kinder haben. Denn kein rechtlich denkender Muselman trennt sich durch Verkauf von der Mutter seiner Kinder. Eine teuere Ware sind ferner auch die selten gewordenen, von den mohammedanischen Großen immer noch sehr gesuchten Eunuchen. Auch Zwerge, wozu möglichst zu Hofnarren erzogen, bilden bis heute noch ein beliebtes Spielzeug für muselmanische Fürsten. Dem Sklavenhandel sind jetzt auf der Nordküste gesetzliche Schwierigkeiten bereitet, die ihn vermindert haben. Es wird aber nach dem Urtheil Nachtigals noch viel Zeit vergehen, ehe die Erwartungen der Menschenfreunde in dieser Hinsicht befriedigt sein werden. Solange in muselmanischen Ländern die obersten Beamten als Mohammedaner noch von der Rechtmäßigkeit des Menschenhandels überzeugt sind, werden sie bei den Einwohnern die Übertretung des Verbots begünstigen und ihren Profit daraus ziehen wie der Gouverneur von Mursuf.

Die Arten, wie Händler in den Besitz von Sklaven gelangen, sind sehr verschieden. Vielfach geschieht es nach den anerkannten Gesetzen des Landes, welche Schuldenmachen, allerlei Vergehen und Verbrechen mit Abführung in die Sklaverei bestrafen. Ganz gewöhnlich ist ferner die Sklaverei die Folge der Gefangennahme in den häufigen Fehden und Kriegen, wo leichtverwundete oder auch unverwundete Gefangene jeden Alters und



Geschlechts zu Sklaven gemacht und vom Besitzer weiter verkauft werden, falls er sie nicht selber behalten will oder kann. Leider werden die Kriege oft aus keiner andern Veranlassung angefangen, als um den Gelüsten der Dorfherrscher oder Zaunkönige nach Menschenware nachzukommen, und sie arten dann ganz gewöhnlich zu reinen Menschenjagden aus, auf denen die wehrbaren Männer getödet, Weiber aber, Kinder und Greise als Sklaven fortgeführt werden. Schwächere Stämme oder Genossenschaften müssen daher immer auf der Hut sein vor raublustigen Nachbarn, und je tiefer beim Afrikaner die Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit eingewurzelt ist, und je störender er jede Einbuße an seiner persönlichen Ungebundenheit empfindet, um desto erfinderischer wird er in den Mitteln zur Abwehr. Eine der merkwürdigsten Weisen, wie ein schwacher Stamm sich der Angriffe eines übermächtigen Nachbarn erwehrt, schildert Nachtigal gelegentlich eines berüchtigten Raubzugs des Fürsten von Bagirmi, Mbang Mohammedu, gegen die Leute von Kimre, welche sich vor den wiederholten Angriffen ihrer mit Lanzen, Speeren und Pfeilen bewaffneten Nachbarn auf hohe Waldbäume zu flüchten pflegten, bis die vor Pfeilen gesicherte Höhe ihnen zum Verderben wurde, als die Gegner mit einigen Flinten gegen sie anrückten. Während der Anwesenheit Nachtigals, auf dessen Teilnahme man vorzeitig gerechnet hatte, wurde vom Lager der Bagirmi aus ein neuer Versuch gemacht, die Baumbewohner gewaltsam zur Unterwerfung zu bringen, und der Reisende hatte als Augenzeuge Gelegenheit, sich von der Unzulänglichkeit der Angriffsmittel seiner Genossen zu überzeugen.

„Eine Stunde nach Mitternacht ertönte eine der langen Posaunen, von denen mehrere auch zu den Attributen des Fatscha (oberster Anführer im Kriege) gehören; alle Beutelustigen sammelten sich vor dem Lager, wenn auch nicht gerade mit militärischer Pünktlichkeit, und nach etwa einer Stunde konnten wir aufbrechen. Unser Marsch führte uns in südöstlicher und später in südlicher Richtung, soweit die Dunkelheit erkennen ließ, anfangs durch die Ackerfelder von Broto, dann über eine baumlose Ebene, deren Graswuchs auch nur spärlich zu sein schien, weiterhin durch Buschwald und endlich durch die Getreidfelder von Kimre. Mit Sonnenaufgang hatten wir den Wald, die natürliche Festung der Verfolgten, vor uns. Die Gegend war durch einen schwarzen, humusreichen Thonboden ausgezeichnet, von Wassertümpeln durch-

setzt und von Elefantenspfaßen durchschnitten. Auf den Getreidefeldern sproßte unter den spärlichen Regenfällen dieser Jahreszeit die junge Saat. Aus dem Walde stiegen hier und da Rauchwolken auf als Warnungszeichen für fernere Wohnende und als Beweis, daß unsere Annäherung nicht verborgen geblieben war.

„Bevor wir den Wald betraten, musterte der Fatscha sein Kriegsvolk, das sich hier allmählich sammelte. Wir zählten an Bagirmi-Leuten und ihren Sklaven etwa 60 Reiter, von denen viele mit Wattenpanzern versehen waren, und ungefähr 400 Fußkämpfer, deren Bewaffnung in Lanzen und Handeisen, zum Theil auch in Schilden bestand. Eine annähernd gleiche Anzahl von Heiden (Sara, Bua, Adamm, Tummok), doch ohne alle Reiterei, begleitete uns. Der Fatscha ließ halten, ergriff einen etwa 30 cm langen, mit dunkeln Tuch überzogenen Stab, gleichsam seinen Marschallstab, empfing aus der Hand eines Sklaven ein fächerähnliches, ebenfalls in einem Tuchbehälter aufbewahrtes Emblem und sprengte, nachdem er das letztere entfaltet hatte, unter enthusiastischem Schwelgen desselben vor der Menge auf und ab. Nach dieser, eine begeisternde Ansprache ersetzenden Ceremonie, deren Ursprung mir weder der Fatscha noch irgendein anderer erklären konnte oder wollte, und nachdem die Embleme wieder in ihren Behältern einem Sklaven zur Aufbewahrung übergeben worden waren, setzten sich unsere Haufen in Bewegung, und wir betraten den Wald.

„Auf den Lichtungen befanden sich ebenfalls Ackerfelder, und reizend lagen im Schatten der prachtvollen Bäume weithin zerstreut die verlassensten Wohnstätten der Leute. Wo dieselben nicht bereits der Zerstörung anheimgefallen waren — die Bewohner hatten bereits vor Wochen ihre erhabenen Kriegswohnungen bezogen — entrollten sich die lieblichsten landschaftlichen Bilder durch die einfache Zierlichkeit der Stroh- und Lehmbauten, die grasige Frische der nächsten Umgebung, die Kraft und Fülle der Waldbäume und die lauschige Heimlichkeit der Plätze, zu denen sich hier und da die Strahlen der aufsteigenden Morgensonne stahlen.

„Bald kamen wir auch in Sicht derer, die wir verfolgten und die scheinbar mit großer Gemütsruhe dem Anrücken des grausamen Erbfeindes aus sicherer Höhe zuschauten. Über alle Bäume emporragte das Eriodendron (Baumwollbaum), das dort ausschließlich zum Aufenthalt in den Zeiten der Gefahr gewählt zu werden

scheint. Seine Höhe, der krügerade Wuchs des hartholzigen Stammes, die quirlförmige Anordnung der Äste in mehreren Etagen und ihre fast horizontale Richtung lassen diesen Baum besonders geeignet für solchen Zweck erscheinen. Die unterste Etage, als noch allzu sehr im Bereiche der Angreifer, wird meistens unbenutzt gelassen. In der nächst höhern werden möglichst wagrechte, benachbarte Äste durch darüber gelegte Stangen zu einer Plattform vereinigt, auf welcher ein solides, dickes Strohgesecht befestigt und darauf der Hausstand errichtet wird. Dieser besteht gewöhnlich in einer kleinen Hütte, welche auch Getreidevorräte, Wasserkrüge und Hausgeräthschaften (z. B. die Holzmörser zur Mehlbereitung) enthält, und selbst Haustiere, Ziegen, Hunde und Hühner werden mit hinaufgenommen. Oberhalb dieser Abteilung wird häufig am Stamme selbst aus starkem Geslecht von Zweigen und Stroh ein Korb nach Art eines Mastkorbes angebracht, der eine oder zwei Personen fassen kann, und in dem der größte Teil des Waffenvorrats der auf dem Baume befindlichen Leute aufbewahrt wird. Der oder die Hauptkrieger des Baumes befinden sich in diesem Behälter, dessen Seitenwandung etwa 1 m hoch ist, schleudern von dort aus ihre harmlosen Wurfgeschosse aus Rohr und halten Handeisen und Lanzen bereit für den Fall, daß es den Angreifern gelingen sollte, die unterste Etage zu erklimmen. Je nach Umfang und Höhe der Bäume wohnen eine oder mehrere Familien auf denselben. Während der Nacht, in welcher kein Angriff zu befürchten ist, steigen die Bewohner nach Bedürfnis herab, um ihre Vorräte an Wasser und an Getreide, das in versteckten Gruben verborgen gehalten wird, zu erneuern. Zum Hinauf- und Herabsteigen dienen primitive Leitern aus dünnen Baumstämmchen, Schlinggewächsen und Pflanzenfaserstricken.

„Von einem ordnungsmäßigen Angriff, einem gemeinsamen Handeln unsrerseits war nicht die Rede. Sobald wir den bewohnten Räumen gegenüber standen, begnügten sich die meisten damit, ihre Speere und Lanzen drohend zu schwingen und sich vorsichtig durch Schilde zu decken, in deren Ermangelung auch Stücke von Strohgesecht aus den halbzerstörten Hütten oder stärkere Matten benutzt wurden. Andere zerstreuten sich im Walde in der Hoffnung, eine vergessene Ziege, einen Hund oder ein paar Hühner zu finden, auf eine Getreidegrube zu stoßen oder gar ein

armes Menschenkind zu entdecken, das, von einem Baume herabgestiegen und vom Überfalle überrascht, vielleicht den Zufluchtsort nicht hatte erreichen können. Die Bagirmi sowohl wie ihre heidnischen Bundesgenossen waren der Lage der Dinge gegenüber ratlos. Hunderte von bewaffneten Männern umstanden die einzelnen Zufluchtsstätten, mit Worten und Geberden drohend, doch ohne den Mut, einen Angriff zu wagen, denn die ersten Ersteiger eines Baumes mußten, solange bewaffnete Verteidiger desselben vorhanden waren, als verloren angesehen werden. Die Bäume zu fällen, fehlten die Werkzeuge, und die gewöhnlichen Waffen reichten nicht bis zur Höhe der Belagerten. Freilich verfügten der König und der Fatscha über eine Anzahl flintenbewaffneter Sklaven, doch keiner derselben war im Stande eine Flinte anzulegen, zu zielen und zu treffen. Die Mordwaffe möglichst weit vom Körper entfernt haltend, sobald sie zu feuern beabsichtigten, konnten dieselben höchstens das Leben ihrer eigenen Genossen in Gefahr bringen. Am ehesten erschien es den Belagerern noch gelingen zu können, die Strohkonstruktionen der Flüchtlinge durch Feuer zu zerstören, die Verteidiger dadurch höher in die Bäume hinaufzutreiben und diese so allmählich zu erobern. Wo hinlängliche Deckung es erlaubte, einigermaßen gefahrlos die unterste Etage eines bewohnten Baumes zu ersteigen, versuchte man auch, mittels angezündeter Strohbindel, die an langen Stangen befestigt waren, Hütte und «Mastkorb» in Brand zu stecken, doch selten gelang es, und wenn Stroh und Holz wirklich einmal Feuer gefangen hatten, so löschten die Belagerten dasselbe ohne Schwierigkeit mit ihrem Wasservorrat.

„Schon begann ich über das Schicksal unserer armen Gegner beruhigt zu werden, als zu meinem Schmerze durch meine eigenen Leute sich das Blatt wenden zu sollen schien. Almas und Hammu beteiligten sich am Kampf, der für sie freilich nur ein Jagdvergnügen war, das weder die Gefahren noch Anstrengungen anderer Jagden mit sich brachte, noch, bei der Stetigkeit der Ziele, große Geschicklichkeit erforderte. Meine Empörung über diese feige Unmenschlichkeit machte keinerlei Eindruck auf die beiden Fanatiker; meine Autorität fand hier ihre Grenzen, denn es handelte sich für jene um eine religiöse Berechtigung, über die zu urteilen der Christ nicht kompetent war. Sie hatten auch nicht das geringste Bedauern, diese «verfluchten Heiden» wie Perlhühner zu erlegen,

hatten dieselben doch ihre Unterwerfung unter einen mohammedanischen König und die Gesetze des Islam verweigert! Wenn nicht glücklicherweise Almas ein nur mittelmäßiger und Hammu ein sehr ungeschickter Schütze gewesen wäre, und wenn nicht beide ihre Munition frühzeitig verbraucht hätten, so würden viele der unglücklichen Kimre-Leute an diesem Tage ihr allzugroßes Vertrauen in die Baumwollbäume mit dem Leben bezahlt haben.

„Ich war Augenzeuge der ersten Opfer des Tages. Von der Höhe seines Mastkorbes schleuderte der hochgewachsene junge Vorkämpfer eines von mehreren Familien bewohnten Baumes seine harmlosen Rohrgeschosse, sich durch den Schild oder die Brustwehr des Korbes möglichst deckend. Zuweilen richtete er sich zu seiner ganzen Höhe auf, ballte zornig die Faust gegen seine Verfolger und rief ihnen Worte des Hohns und der Verachtung entgegen, die von ermutigenden Zurufen der Frauen aus der nächsten Umgebung begleitet wurden. In einem solchen Augenblicke brach er, von einer Kugel Almas getroffen, lautlos zusammen. Bald darauf wurde ein zweiter Verteidiger des Baumes, der sich weiter oben auf einem Seitenaste befand, zum Tode getroffen, klammerte sich krampfhaft für einige Sekunden an die Zweige und stürzte dann, eine tote Masse, von der Höhe herab. Eine scheußliche Scene entspann sich. Die Unsrigen fielen über den Leichnam her, und im Nu war derselbe mit den Handeisen zerhackt und zerseht. Und die Wütendsten hierbei waren nicht die Bagirmi, sondern ihre heidnischen Bundesgenossen, gewissermaßen die Stammesangehörigen des Opfers, die sich bei einer andern Gelegenheit desselben Schicksals versehen mußten. Ein dritter, der letzte erwachsene Mann auf dem Baume, wurde durch einen Schuß verwundet, stieg mit seinen Angehörigen unter Anwendung seiner letzten Kräfte zum Gipfel empor und klammerte sich dort schweigend an, während sein Blut in langen Linien die graue Rinde des Stammes herabrieselte. Da endlich wagten die feigen Verfolger den Baum zu erklimmen. Bald wurden die Ziegen, Hunde und Hühner herabgereicht oder herabgeworfen, der Tote und der Verwundete in die Tiefe geschleudert und den untenstehenden Genossen zu bestialischer Zerfleischung überantwortet und die Frauen und Kinder nebst einem Greise allmählich herabgezerrt. Kein Schrei, keine Klage kam über die Lippen der Überlebenden. In verzweiflungsvoller Ergebenheit ließen sie sich mit Stricken



Kampf an den Baumwohnungen in Kaire.



aneinander binden, um mit dem Schmerze über den Tod der Ahrigen und den Verlust ihrer Heimat den Weg in die Sklaverei zu wandeln.

„Ein einziger Baum wurde ohne Beihülfe der Feuerwaffen allmählich erstiegen und so gewissermaßen erobert; doch befand sich auf demselben nur ein rüstiger Kämpfer, und dieser war wohl durch den Anblick der eben beschriebenen Katastrophe des benachbarten Baumes entmutigt. Nachdem es gelungen war, seine Hütte in Brand zu stecken, zog er sich in eine größere Höhe zurück und wurde hier von einigen mit Lanzen angegriffen, während andere sich der hier und dort in den Verzweigungen versteckten Frauen und Kinder bemächtigten. Sobald jener verwundet herabgeworfen war und durch den Sturz aus der Höhe oder unter den Handeisen der Unsrigen sein Leben ausgehaucht hatte, flohen zwei vierzehn- oder fünfzehnjährige Knaben in die äußersten Wipfel und Zweige des Baumes und stürzten sich, als sie von ihren Verfolgern fast erreicht waren, mit verzweifelnem Heroismus in die Tiefe. Kaum hatte ich vor dem gräßlichen Anblick, der mir das Herz zusammenschürzte, unwillkürlich für einen Moment die Augen geschlossen, als ich beim Wiederaufblick auch schon anstatt menschlicher Leichname nur formlose Massen erblickte; in wenigen Minuten hatten die Barbaren ihre Opfer der Köpfe beraubt, ihnen die Eingeweide herausgerissen, sie zerstückelt und zerhackt.

„Endlich wurde der Baum entdeckt, welcher dem Häuptling von Kimre als Zufluchtsort diente. In einer untern Etage befand sich dicht gedrängt das Kleinvieh, das neugierig und harmlos über den Rand der Plattform herabschaute. Der Hauptverteidiger hielt von seinem Korbe aus mit großer Geschicklichkeit die Brandapparate der Feinde ab und verhinderte mit bewunderungswürdiger Umsicht diese, welche, ermutigt durch die ungewohnten Erfolge des Tages, die unterste Etage erstiegen hatten, am weitem Vordringen. Der Häuptling selbst saß mit zwei Frauen und vier Kindern in der Teilungsstelle dreier mächtiger Äste und schleuderte von dort seine unzulänglichen Handpfeile. Der geringe Vorrat der Bagirmi an Pulver und Blei wurde gegen diesen Baum erschöpft, doch glücklicherweise ohne wesentlichen Erfolg, so wenig gedeckt auch der Häuptling und die Seinen waren. Als es gelungen war, den jüngern Krieger zu verwunden und zum Rückzug in die obere



Regionen zu zwingen, suchten auch die Bagirmi höher zu steigen, doch der Häuptling verlor keinen Augenblick seine Kaltblütigkeit und suchte die Position, so verzweifelt dieselbe ihm auch erscheinen mußte, zu halten. Ohne jede Deckung dem Gewehrfeuer ausgesetzt, wurden die Frauen und Kinder nach oben geschafft, was nicht leicht war bei dem zarten Alter der letztern, von denen jedes einzelne von der Mutter hinaufgetragen werden mußte, während der tapfere Mann zu Lanze und Wurfspeer griff und die Verfolger in Schranken hielt. Sein und der Seinigen Schicksal wäre gleichwohl auf die Dauer kaum zweifelhaft gewesen, wenn die Munition der Unsrigen länger vorgehalten hätte. Doch mit den Handwaffen allein den Baum zu erobern, hätte, obgleich derselbe nur von einem Manne verteidigt wurde, eine Opferwilligkeit der vordersten Angreifer erfordert, welche durch die Aussicht auf die bescheidene Beute einer Ziege, eines Hundes oder eines kleinen Kindes nicht erzeugt werden kann. So waren zu meiner großen Genugthuung der Häuptling und seine Familie gerettet.

„Da die Bagirmi mit ihren im Vergleich zu frühern derartigen Versuchen bedeutenden Erfolgen sehr zufrieden waren, so wurde gegen Mittag die Jagd aufgegeben. Die meisten Baumfestungen waren unangegriffen gelassen worden, und wir kehrten nach Broto zurück, das wir gegen Abend erreichten. Ich selbst hatte durch mein Betragen bei den Bagirmi nicht gerade gewonnen, sondern im Gegentheil ihre an meine Beihilfe geknüpften Hoffnungen arg enttäuscht. Meinen Hinterladerkarabiner auf dem Rücken weigerte ich mich sowohl selbst zu schießen, als andere mit demselben schießen zu lassen, und in meiner tiefen Verstimmung suchte ich meinen Ekel an der feigen Grausamkeit meiner Begleiter nicht zu verbergen und führte in Anbetracht meiner schutzlosen Lage bedenklich unkluge Reden. Leider mußte ich später hören, daß meine Friedfertigkeit bei den Verfolgten nicht die gehörige Anerkennung gefunden hatte. Dieselben waren im Gegentheil geneigt gewesen, in dem harmlosen Fernrohr, das ich auf ihre Baumwohnungen richtete, obgleich sie keine materiellen Wirkungen des Instruments konstataren konnten, eine nicht unwesentliche Beihilfe ihrer Feinde zu sehen. — Der Erfolg des Tages bestand übrigens nur in einem halben Hundert Sklaven, nicht aber in der Unterwerfung der Leute von Kimre, welche ihren



Arabische Sklavenhändler.



schönen Wald verließen und sich in ein südöstliches Nachbardorf, das durch einen Erdwall geschützt war, zurückzogen.“

Bei der Sklaverei, wie sie sich im Innern Afrikas in Wirklichkeit gestaltet, muß man jedoch alle Erinnerungen an die sensationellen Darstellungen amerikanischer Romanschreiber fallen lassen, welche uns mit „Onkel Toms Hütte“ und ähnlichen Machwerken Abscheu einflößen wollen. Der afrikanische Sklave in Afrika ist mit dem afrikanischen Sklaven in Amerika einfach nicht zu vergleichen. Beide sind oder waren allerdings dem Rechte nach käufliche Ware, aber mit dem gewaltigen Unterschiede, daß in Afrika der Sklave zur Familie gehört, während in Amerika sein Platz sozusagen im Viehstall war. Sobald in Afrika der Sklave erst vom Händler in den dauernden Besitz eines Eigentümers übergegangen ist, macht die bisherige häufig rauhe, knauserige, unter der Noth der Umstände oft grausame, ja unmenschliche Behandlung einer mildern, gerechtern Platz. Der Sklave wird natürlich, um ihm die Lust und die Möglichkeit zur Flucht zu verleiden, möglichst weit von dem Orte weggeführt, an welchem er bisher gelebt hatte. Sehr oft muß er die ganze Breite der Wüste von Süd nach Nord durchwandern, bis der Sohn der Tropen irgendwo an den südlichen oder östlichen Gestaden des Mittelmeers einen Käufer und damit dauerndes Unterkommen findet. Ist nun dieser lange Marsch an sich schon für einen wohlausgerüsteten Reisenden die Quelle vielfältigster Beschwerde, wieviel mehr muß die Noth zunehmen für Leute, die kümmerlich gekleidet, notdürftig genährt, dabei aneinander gekettet oder durch hölzerne Halsknebel verbunden jeder selbständigen Bewegungsfreiheit entbehren und mit der größten Eile vorwärts getrieben werden, damit sie den Bestimmungsort möglichst bald erreichen! Wird dann ein Unglücklicher marschunfähig und helfen alle Zwangsmittel nichts mehr, so wird er entweder sich selbst, d. h. einem langsamen Tode überlassen, oder der Führer und Eigentümer erbarmt sich seiner, indem er ihm mit einem Schnitt seines großen Messers die Kehle durchschneidet.

Daß in dem Kannibalenlande der heidnischen Niam-Niam (Äquatorial-Afrika) der gefangene Sklave den Bedürfnissen der Bewohner entsprechend noch anders verwertet wird, soll hier bloß angedeutet werden; die jüngern Sklaven werden dort für das Haus, die ältern für Acker und Hof, die ältesten für die Küche und den

— eigenen Wagen bestimmt. In der Mehrzahl der Fälle aber, besonders in den mohammedanischen Familien, finden die Sklaven eine ganz gute Behandlung und leben zufriedener als in der Heimat.

### 3. Jagdbilder aus dem Norden.

Die eigentliche Sahara, welche den weitaus größten Teil des hier einbezogenen Gebiets von Nordafrika einnimmt, darf in keiner Weise ein wirklicher Jagdgrund genannt werden; unter allen Schilderungen unserer Reisenden nehmen deshalb Jagdbilder den geringsten Raum ein. Wird in dieser Hinsicht von Reisenden im Süden des Weltteils oft mehr als zuviel geleistet, so bleiben sie hier desto mehr zurück, bis der Südrand der Wüste erreicht ist, oder wir uns östlich zum Nilthal wenden.

Vor etwa 30 Jahren erregten allerdings die Jagdgeschichten des „Löwenjägers“ Girard, welcher das südliche Algerien und Constantine von dieser Quelle des Verdrußes der Rabysen zu befreien suchte, gerechtes Aufsehen in der europäischen Lesewelt. Girards Erzählungen von seinen nächtlichen Kämpfen mit dem König der Tiere knüpften sich so hübsch an unsere Dichtungen vom Wüstenkönig u. s. w. an, daß man glauben mochte, der Löwe sei im Atlas und in Nordafrika überhaupt noch ein so gemeines Tier, wie er es nach den Erzählungen der alten Klassiker in Numidien gewesen sein muß, als dies Land noch Hunderte dieser Tiere zu den Kampfspieleen der Arena liefern konnte. Aber die fortschreitende Kultur und die Feuerwaffen haben sich den großen Raubtieren in Algerien ebenso gefährlich erwiesen wie überall sonst; der Löwe ist selbst in den Schluchten des Atlas selten geworden, und die Sahara kann man durchreisen von einem Ende zum andern, ohne von gefährlichen wilden Tieren behelligt zu werden, höchstens daß Hyänen und Schakale den nächtlichen Schlummer des Reisenden stören. In den größern Oasen, wie in dem Oasen-Archipel von Kufra mit seinen etwa 18000 qkm haltenden Kulturflächen findet sich allerdings Wild, aber einem eigentlichen Wildstand begegnen wir erst am südlichen Rande der Sahara, wo die Steppe und bald darauf der Mimosenwald auftritt und reichlich sprießendes Gras und niedriger Baumschlag den



Waldung nördlich vom Esadsee.



flüchtigen Gazellen und Antilopen sowohl als den großen Pflanzenfressern, Elefanten, Giraffen, Büffeln, Wildschweinen u. s. w. die notwendigen Bedingungen des Gedeihens bietet und mit ihnen auch die Raubtiere anlockt. Von der schon am Südrande der Sahara gelegenen Oase Agadem erfahren wir zunächst durch Kohlfs, daß Agadem wegen seiner reichen Vegetation ein anziehender Ruhepunkt für Karawanen, aber zugleich wegen der herumziehenden Tuareg und Tebu ein gefährlicher Aufenthalt ist. Had in Fülle nebst verschiedenen Grasarten, darunter Akresch, geben den Kamelen ausgezeichnete Weide. Ferner wachsen hier Geredh-, Talha-, Dum- und Suak-Bäume. Von vierfüßigen Tieren gibt es Hyänen, Antilopen und Gazellen in beispielloser Menge; von Vögeln sind außer kleinen Singvögeln, die jedoch nur kurz vor und nach Sonnenuntergang singen, Raben, Nasgeier und Falken häufig.

Auf der Weiterreise von Kuka am Tschadsee nach dem südwestlich davon fließenden Benué und Niger schreibt derselbe Reisende in Magommeri: „Der Wald ist reich mit Tieren bevölkert: Herden von Wildschweinen stürzen mit krachendem Geräusch durch die Büsche; Gazellen und Antilopen weiden zur Seite des Wegs, ohne sich durch unser Herannahen verschrecken zu lassen; das kleine Schnemmon eilt von einem Schlupfwinkel zum andern; hier zeigten sich auch wieder große Ketten Perlhühner und viele andere, meist buntgefiederte Vögel, darunter der Pfefferfresser mit seinem langen krummen Schnabel. . . Ein Ameisenfresser jedoch, so häufig dies Tier sein soll, ist mir nie im Freien begegnet.“

Auch Giraffen finden sich hier und Kohlfs erzählt, daß zu einem Festgelage unter anderm auch eine riesige Giraffe geschlachtet worden war; das Tier lieferte nach Aussage der Diener nicht weniger als sechs Kamelladungen Fleisch, jede von 5 Centner Gewicht, und auch an den aufgehäuften Knochen konnte man seine ungeheure Größe ermessen.

Der echte Wüstenvogel, der Strauß, wird hier in Magommeri gezüchtet, wie am Kap der Guten Hoffnung, wenn auch die Federn, womit sich der Züchter allein bezahlt machen kann, hier ebenfalls bei weitem nicht den Wert haben als die Federn der wilden Strauße. Am ausführlichsten und eingehendsten schildert Kohlfs eine solche Zucht- und Brutstelle für Strauße auf einem Rundgange durch die weitläufige Behausung des Herrschers von Magommeri.



„Durch verschiedene Höfe gelangte ich in den Straußenhof, einen umschlossenen länglichen Raum, der 30 Straußenweibchen und einem Männchen zum Tummelplatz und zur Brutstätte diente. Die Tiere werden behufs Gewinnung der Federn, die man ihnen einmal im Jahre ausrupft, auf dem Hofe gezüchtet; alle die 30, von einem Männchen stammend, waren hier in der Gefangenschaft ausgebrütet und großgezogen worden. Mein Führer zeigte mir in dem weißen Sande sieben Löcher, jedes mit 25—30 Eiern, und belehrte mich, daß die Bruthennen ihre Eier am Tage frei liegen lassen und sie nur des Nachts bebrüten. Als Nahrung erhalten sie allerlei Fleischabfälle, Gras, Kräuter und mit Wasser getränkte Kleie. Obwohl die Straußenzucht bei dem hohen Preise, mit dem die Federn bezahlt werden, sicher einen sehr lohnenden Ertrag liefern muß, war dies die einzige, die ich auf meinen Reisen in Afrika angetroffen. In Sella, das einst berühmte Straußenzucht gehabt haben soll, fand Beurmann nichts mehr davon vor. In Kufa und andern Ortschaften Bornus laufen zwar einzelne Strauße zahm auf der Straße herum, aber von einer eigentlichen Zucht und Pflege habe ich nirgends etwas bemerkt. Nördlich von der Sahara aber und in dieser selbst wird der riesige Vogel immer seltener. Der Strauß, *Struthio camelus*, ist, wenn jung eingefangen, leicht zu zähmen und gewöhnt sich sogar an den Menschen. So erwähnt Eduard Mohr, er habe auf seiner Reise nach den Victoriafällen zwei Strauße längere Zeit mit sich geführt, sie dann an eine andere Karawane verkauft, und nach Monaten hätten sie ihn wiedererkannt. Im wilden Zustande lebt der Strauß meist von Vegetabilien, doch verschmäht er auch animalische Nahrung nicht; in seinem Magen und den Excrementen finden sich sowohl Pflanzenreste als kleine Knochen, Theilchen von Eidechsen, Heuschrecken und andern Tieren. Merkwürdig ist, daß die Weibchen, besonders in der Wüste, eine Anzahl ihrer Eier außerhalb des Sandnestes legen und nicht mit den andern bebrüten. Diese unausgebrütet bleibenden Eier dienen der jungen Brut zur Nahrung, solange sie nicht wie die Alten in raschem Laufe weite Strecken durchmessen kann, um sich selbst das nötige Futter zu suchen.“ In der Wüste begegnet man den scheuen Tieren nur selten; sie werden dort wie auch in Südafrika mit flinken Pferden gejagt; der Buschmann kleidet sich auch wohl in die federnbedeckte Haut eines Straußes und beschleicht so den

stummen Vogel, welcher nach den täuschend nachgeahmten Bewegungen auf die Annäherung eines Kameraden schließt.

Sobald man von der pflanzen- und tierarmen Wüste mit ihrem stets verschleierte[n] Himmel nach den Däsen von Agadem und den Steppen von Tintümma nördlich vom Tsadsee kommt, wo die ersten befruchtenden Regen den Wüstenstaub niederschlagen, der klare blaue Himmel zwischen Haufenwolken durchbricht und stets üppiger werdender Pflanzenwuchs das Auge schmerzlindernd begrüßt, erscheint eine reiche Tierwelt. Ausführlicher als Kohlfs berichtet Nachtigal von seiner Reise durch die Däse Agadem.

„Wohin das Auge überrascht sich wendete, erblickte es friedlich grasende Antilopen, die sich auch bei größerer Annäherung nicht stören ließen, da sie dort nur selten der Verfolgung durch Menschen ausgesetzt sind. Durch die ausgesandten Windhunde wurden drei dieser herrenlosen Tiere erlegt. Es waren Mendes-Antilopen (*Antilope addax*), die in ausgewachsenem Zustande von weißlicher Farbe sind und sich durch prächtige, korkzieherartig gedrehte und elegant gewundene, sehr spitze Hörner auszeichnen, deren Wurzeln nach der Stirn hin von einem großen isabellfarbigen Fleck umgeben sind. Die Zahl dieser Tiere war hier fast unglaublich, man sah sie einzeln, in kleinen Rudeln, in Herden von Hunderten nach allen Richtungen, und natürlich gab das Kochen, Rösten und Verschmausen des «wildes Kindes» immer ein lustiges Fest.“

Eine tropische Fülle ist es allerdings noch nicht, besonders nicht in der sehr lange andauernden trockenen Jahreszeit. Die Reisenden betraten aber diese Gegend in der günstigen Regenperiode, welche die Nähe des berühmten Tsad-See mit ihren herrlichsten Reizen schmückte. Nicht fern vom Brunnen Belgaschifari stießen sie auch auf die ersten Spuren des schatten- und wasserbedürftigen Löwen, der hier schon reiche Gelegenheit findet, seine Antilopenjagden abzuhalten, sowie auf die mächtigen Fußabdrücke der schlanken und scheuen Giraffe, welche hier den weiten, menschenleeren und doch vegetationsreichen Spielraum hat, den sie liebt. Auf den Abhängen der reizvollen Bodenwellen graste furchtlos die graziose weiße Mohor-Antilope mit dem breit über den Rücken sich erstreckenden braunen Halskragen, neben ihr nicht selten der Strauß, der eine besondere Vorliebe für ihre Gesellschaft hegen soll und von hier aus den endlosen Raum der Steppe durchzieht.

Dabei erschallte der Wald ringsum von den lange entbehrten Stimmen der Vögel, deren Nester die Bäume bedeckten. Alles atmete Leben und Gedeihen, Anmut und Fülle. Und immer reicher ward die pflanzliche und tierische Regsamkeit. Massen von geringelten, meist braunen oder schwarz und weiß gestreiften Würmern mit zahlreichen Füßen, gegen vier Zoll lang und von der Dicke eines kleinen Kinderfingers, bedeckten den grünen Boden, der außerdem noch übersät war mit zahllosen kleinen Spinnen von prächtiger Purpurfarbe und samtähnlicher Körperoberfläche. Nach zweitägiger Wanderung kamen sie darauf näher dem Tsad-See in ein wunderschönes Thal, wo der Wald immer voller, das Tiergetümmel immer zahlreicher wurde. Die dichtverzweigten Bäume bildeten hier schattige Säulengänge und engverschlungene Boskettts, vortrefflich geschützte Schlupfwinkel des Wildes. Nach allen Seiten widerhallte auch hier der Wald von nie gehörten Tönen zahlloser buntstrahlender Vögelchen aller verschiedenster Art, während tief in den Boden getretene Fußspuren des Elefanten sowie seine ausgiebigen Verwüstungen in den Zweigen deutlich zeigten, daß die Umgegend des hier befindlichen Brunnens auch ein Lieblingsaufenthalt des mächtigen Dickhäuters ist. Gesehen aber hatte man ihn freilich bisher ebenso wenig als die offenbar zahlreich hier weilende Giraffe. Besonders aber nach Spuren menschlichen Lebens und Wirkens spähten die Reisenden inmitten dieses Paradieses tagelang vergebens.

Immer näher rückten sie dem großen See, aber der Wald entzog ihn noch den erwartungsvollen Blicken und nichts verriet die Nachbarschaft einer bewohnten Gegend, bis sie endlich auf weidende Haustiere stießen, auf große Herden prächtiger Rinder, welche die lichte Waldumgebung der nahen Ortschaft Ngigmi besetzten. Das gemüthliche Brüllen dieser Tiere hatte Nachtigal seit Jahren nicht gehört und ihr Anblick mutete ihn heimatisch an trotz ihres fremdartigen Riesengehörns. Noch eine sandige Hügelreihe und eine grasreiche Ebene hinter dem Walde und er hatte den Tsad-See erreicht, das ersehnte Ziel seiner kindlichen Träume und seines spätern Lebens! Aber seine Enttäuschung war nicht geringer als die seiner Vorgänger, sobald das berühmte, einen Flächeninhalt von 27000 qkm, also nahezu die Größe der Insel Sicilien umfassende Gewässer hier so flach und schmucklos, mit einförmigem Ufer und schilfigem Rande vor ihm lag. Wenn



Der Tsadsee bei Agigmi.



aber auch der Anblick in seiner einfachen Horizontlosigkeit einigermaßen an die glücklich überwundene Wüste erinnerte, so entschädigte dafür die Fremdartigkeit des Lebens, das sich auf dem Ufer dem Blicke entfaltete. Am Rande des Wassers dehnten sich in langen Reihen die zuckerhutförmigen Strohütten von Aggimi aus. Die große Wiesenfläche aber, welche diese Ortschaft umgab, war bedeckt mit Kindern, Eseln, Schafen, Ziegen, zwischen denen die Einwohner sich geschäftig hin- und herbewegten. Zahllose Wasservögel, fremdartige Störche, Reiher, Enten, Pelikane, dunkelfarbige Gänse gingen unbekümmert um Mensch und Vieh ihrer Nahrung nach, nahe dem Dorfe aber stand am Rande des Wassers ein friedlicher Elefant, der seinen Durst löschte und sich den mächtigen Körper mit dem erquickenden Naß berieselte.



Flußpferde im Wasser.

Als Nachtigal nach einer kurzen Ablenkung seiner Aufmerksamkeit der nächstgelegenen Stelle des Sees zuwies, war der Elefant zwar verschwunden, aber 20—30 Flußpferde tummelten sich fröhlich im Wasser. Neugierig, unbekannt mit der Mordlust civilisierter Menschen, kamen sie furchtlos in die unmittelbare Nähe des Ufers, der Beobachter aber hütete sich wohl, ihre heitern Spiele zu stören. Metallische Geräusche gefielen ihnen augenscheinlich sehr. Hatten sie sich zurückgezogen, so konnten sie durch Schläge auf einem kupfernen Kessel schnell wieder herbeigelockt werden. Aus Land kamen die sonderbaren Ungeheuer erst nach eingebrochener Nacht, und es war dann von hohem Interesse, diese Überbleibsel einer frühern Schöpfungsperiode mit ihren plumpen Köpfen und ihren langen, niedrigen, mächtigen Körpern zu beobachten. Gleich kolossalen vorweltlichen Schweinen gingen sie auf der Wiese grunzend ihrer Nahrung nach und eilten bei einer Aufförderung mit einer bei ihren kurzen Beinen und ihrem

schwerfälligen Bau ungläublichen Geschwindigkeit wieder dem Wasser zu.

Wenden wir uns nun aber nach dem Osten von Nordafrika, so beginnt das Herz des Jägers lauter zu klopfen angesichts der reichern und edlern Beute, welche die Niederungen des Nilthals und die Gebirge Abessinians darbieten. Dort ist der Jäger selbst vor den ärgsten Überraschungen nicht sicher, sei es auf dem Strom selber, wo Krokodile und Nilpferde und ganz andere, kleine Thiere ihn überfallen können, sei es in den angrenzenden Sumpfdickichten oder weiter südwärts in den unendlichen Steppen. Schweinfurth machte den ersten Theil seiner Reise von Chartum aus stromaufwärts in einer großen Nilbarke, welche mit ihrem mächtigen Lateinsegel, so schwerfällig sie sonst auch war, vom Nordwind doch mit „Dampfschiff“ vorwärts nach dem Süden getrieben wurde. Die Fahrt ist durchweg einförmig, da nur selten vereinzelt Hügel und kleinere Berge im sonst weitgestreckten Flachland dem Auge einen erwünschten Ruhepunkt gewähren. Aber schon am achten Tage von Chartum erlebte er ein Abenteuer, welches völlig hinreichte, zu größter Vorsicht zu mahnen, nachdem man sie bislang nicht für notwendig erachtet hatte.

„Der 14. Januar brachte den ersten Unglückstag, den ich selbst heraufbeschwor. In der Frühe war zu uns eine andere Barke gestoßen; die Leute wollten zusammen sich vergnügen und halt machen, wir waren aber an einer für mich sehr langweiligen Stelle, und so zwang ich sie weiterzufahren, um an einer interessanten kleinen Insel ans Land steigen zu können. Die Exkursion, die ich, von zwei meiner Leute begleitet, antrat, sollte verhängnisvoll werden, wenigstens für einen der beiden. Mohammed-Amīn, so hieß dieser, wurde an meiner Seite von einem wilden Büffel überannt, dem ich nicht das geringste Leid zuzufügen beabsichtigte, dem aber der Unglückliche im hohen Grade gar zu nahe gekommen war. Der Büffel hielt jedenfalls sein Mittagschläfchen und geriet durch diese Störung in die äußerste Wut. Aufspringen und den Störenfried in die Lüfte wirbeln, war für ihn das Werk eines Augenblicks. Da lag er nun da, mein treuer Begleiter, über und über blutend, vor ihm mit hocherhobenem Schweif der Büffel, grunzend, in drohender Haltung bereit, sein Opfer zu zerstampfen. Zum Glück war indes seine Aufmerksamkeit durch die zwei andern Männer gefesselt, die sprachlos vor Staunen als



Begegnung mit einem Büffel.





Zeugen dastanden. Ich hatte kein Gewehr in der Hand, mein schöner Hinterlader hing vorläufig noch am linken Horn des Büffels, Mohammed hatte ihn getragen. Mein anderer Begleiter, der meine Kugelbüchse trug, hatte gleich angelegt, aber der Hahn knackte vergebens, mal auf mal versagte das Gewehr. Man stelle sich vor, daß die Zeit nicht erlaubte, ihm zuzurufen: «die Sicherheit ist vor»; es galt den Augenblick. Da griff der Mann nach einem kleinen Handbeil, das ganz aus Eisen bestand, und schleuderte es unverzagt dem Büffel an den Kopf auf eine Entfernung von kaum zwanzig Schritt; so ward denn die Beute dem Feinde entrissen. Mit einem wilden Sake warf sich der Büffel seitwärts ins Köhricht, unter gewaltigem Rauschen der Halme dahinsauzend mit der Wucht eines entgleisten Dampffrosses, brüllend und den Boden erschütternd. Nach rechts und links sah man ihn unter Schnaufen und Grunzen die gewaltigsten Säge machen, und da wir in seinem Gefolge eine ganze Herde vermuteten, griffen wir zunächst nach den Gewehren, um einem nahen Baume zuzueilen; doch es wurde alles still, und unsere nächste Sorge wandte sich jetzt dem Unglücklichen zu. Mohammeds Kopf lag wie angenagelt am Boden, da seine Ohren von scharfen Schilfhalmen durchbohrt waren, auf die er gefallen, aber eine flüchtige Untersuchung überzeugte uns sofort davon, daß die Verletzung nicht tödlich sein konnte. Das Büffelhorn hatte gerade den Mund getroffen, und außer vier Zähnen im Oberkiefer und einigen Knochen splintern hatte er keine weitem Verluste zu beklagen. Ich ließ meinen andern Begleiter an der Stelle, Mohammed zu waschen, und eilte allein zur entfernten Barke, um ihn abholen zu lassen. In drei Wochen war er glücklich wiederhergestellt.“

Von der Ungemüthlichkeit des afrikaniſchen wilden Büffels, namentlich wenn er im Schlafe oder in seiner Siesta gestört wird, werden wir noch öfter zu hören bekommen. Eingeborene wie Reisende halten ihn für das gefährlichste wilde Tier Afrikas.

Ein Überfall ganz anderer aber nicht minder empfindlicher Art harrte Schweinsfurths einige Tage später, als die Barke wegen einer starken Krümmung des Flusses nicht länger vom Winde Gebrauch machen konnte, vielmehr von der Bedienungsmannschaft am Seil stromaufwärts gezogen werden mußte. „Als das Seil durch die hohe Grasmasse des Ufers streifte, geschah es, daß ihm ein Bienenschwarm in den Weg kam, welcher gleich einer

großen Wolke in demselben Moment sich über die Ziehenden entlud. Jeder von ihnen stürzte sich nun kopfüber in den Fluß und suchte die Barke wiederzugewinnen, aber der Bienenschwarm folgte ihnen auf dem Fuße nach und erfüllte in wenigen Augenblicken alle Räume des mit Menschen vollgepfropften Fahrzeugs. Die Folge hiervon war ein Bild der Verwirrung, welches sich schwer beschreiben läßt.

„Ich arbeitete gerade, nichts Böses ahnend, an meinen Pflanzen in der Kabine, als ich über und um mich herum ein Rennen und Springen vernahm, das ich anfangs, da solches an der Tagesordnung war, für Ausgelassenheit der Leute hielt. Ich rufe den Leuten zu, was die Tollheit zu bedeuten habe, aber sie geberden sich wie Verrückte und geben keine Antwort. Da stürzt einer ganz verwirrt mit dem Ruf herein: «Bienen, Bienen!» Ich will eine Pfeife anzünden, thörichter Versuch, denn plötzlich im Gesicht und an den Händen von den empfindlichsten Stichen getroffen, höre ich mich bereits von Tausenden umsummt, vergeblich suche ich das Gesicht mit einem Handtuch zu schützen, es hilft nichts, ich schlage wütend um mich, um so mehr vergrößert sich die Hartnäckigkeit der Insekten. Da fühle ich einen wahn sinnigen Schmerz im Auge, und Stich auf Stich fällt mir in das Haar. Die Hunde unter meinem Bett springen wie toll auf, werfen eine Menge Sachen um, und ich selbst, meiner Sinne nicht mehr mächtig, stürze mich voller Verzweiflung in den Fluß, ich tauche unter, alles vergebens, es regnet immer wieder Stiche auf meinen Kopf. Ich achte nicht auf die Rufe meiner Leute, zu bleiben, sondern im Ufersumpf mich durch das hohe Schilfgras schleppend, das mir die Hände zerschneidet, suche ich das Festland zu gewinnen, um im Walde Schutz zu finden. Da packen mich vier kräftige Arme und schleppen mich gewaltsam zurück, daß ich im Schlamm zu ersticken glaube. Ich mußte wieder an Bord zurück, an eine Flucht ist nicht zu denken.

„Durch die kühlende Nässe war ich soweit wieder zu mir gekommen, daß ich ein Betttuch aus dem Kasten zu zerren vermochte, und fand nun endlich Schutz, nachdem ich die in diese Hülle mit eingeschlossenen Bienen nach und nach zerquetscht hatte. Mittlerweise war von meinen vortrefflichen Leuten mit großer Selbstverleugnung der große Hund, den ich mit mir führte, wieder an Bord gebracht und unter Tücher gesteckt worden; der zweite Hund,

ein geborener Chartumer, ging mir verloren. Krampfhaft zusammengekauert mußte ich so drei volle Stunden verharren, während das Summen um mich herum ununterbrochen fortwährte und einzelne Stiche noch durch die Laken hindurchdrangen. Eine lautlose Stille herrschte schließlich an Bord, da alle Insassen das Gleiche thaten. Die Bienen schienen sich allmählich zu beruhigen; zugleich hatten sich einige Beherzte ans Ufer geschlichen, um dort das dürre Schilfgras in Brand zu setzen; so gelang es endlich, mit Hilfe des Rauches die Bienen von der Barke zu verscheuchen, dieselbe flott zu machen und dem jenseitigen Ufer zuzutreiben. Hätte man gleich an die Hilfe des Feuers gedacht, so hätte sich unser Mißgeschick weit milder gestaltet; allein die Geistesgegenwart war jedem genommen.

„Nun erst konnte man sich den Schaden besehen. Mit Hilfe eines Spiegels und einer Pincette zog ich mir alle Stacheln aus Gesicht und Händen; diese Stiche blieben alsdann auch ohne schädliche Folgen. Unmöglich aber war es, in meinem Haar die Stacheln ausfindig zu machen, und viele waren bei meinem wahnfinnigen Gebaren abgebrochen und erzeugten ebenso viele kleine Geschwüre, welche zwei Tage lang empfindlich schmerzten. Arslan, der arme Hund, war schrecklich zugerichtet, besonders am Kopf, im langen Haar des Rückens dagegen waren die Stiche wirkungslos geblieben. Diese Mordbienen gehörten der ägyptischen gebänderten Varietät unserer Königsbiene an. Ein Unfall wie der unsrige ist selten erlebt worden auf den Gewässern des Weißen Nils; nur Konsul Petherick hatte einmal Ähnliches zu überstehen gehabt, wie mir seine Diener erzählten. Das Merkwürdigste aber war, daß alle in unserm Kielwasser steuernden Barken an diesem Tage bei der nämlichen Stelle einer gleichen Plage ausgesetzt waren, alle, sechzehn an der Zahl. Nun stelle man sich erst die Verwirrung vor, welche auf Barken geherrscht haben muß, wo die Bemannung sich auf 50—60 eng zusammengedrängte Bewaffnete belief. Am Abend jenes Tages wünschte ich mir lieber zehn Büffel und noch zwei Löwen dazu, als je wieder mit Bienen zu thun zu haben, ein Wunsch, in den die ganze Schiffsgesellschaft aus vollem Herzen einstimmt. Ich nahm Chinin und erwachte neu gestärkt und munter am folgenden Tage, während mehrere der arg zugerichteten Leute von unserer Mannschaft ein heftiges Fieber zu bestehen hatten.“

Bis zu etwa 8° nördl. Br. ist das Land am Nil mit einem erstaunlichen Vieh- und Wildreichtum gesegnet, dann hört aber im Westen des Djur, eines Nebenarms des Gazellenflusses, die Viehzucht angeblich der überhandnehmenden schädlichen Fliegen und Bremsen halber plötzlich auf, während es gerade südwärts in 7½° nördl. Br. „in der Umgebung von Kutschuk-Ali's (des Gastgebers von Schweinfurth) Seriba (mit einer Dornhecke, Verhau, umgebenes Dorf) noch von Wild jeglicher Art wimmelte: Genneten, Civetten, Zebra=Schneumons, Warzenschweine (Phacochoerus) und Wildschweine, Katzen, Luchse, Servals und Caracals



Kopf des Hartbeest.

und die große Familie der Antilopen, alle hatten da ihre Weidegründe. Ich erlegte hier das erste Hartbeest und eine Leucotis=Antilope.“

Die Jagd auf diese Antilopen ist übrigens mit manchen Schwierigkeiten verbunden, wie Schweinfurth gelegentlich der Schilderung einer südöstlich von der vorigen belegenen Seriba anführt.

„In einer mit großartiger Grasvegetation erfüllten Steppenniederung im Süden der Seriba verbrachte ich einen ganzen Tag mit vergeblichen Anstrengungen, den größern Antilopen anzukommen, welche auf diesem gesicherten Terrain ihrer gewohnheitsmäßigen Weidegründe jeder Verfolgung spotteten. Ich

lernte hier zum ersten Mal eine ganze Reihe der verschiedenen Arten flüchtig kennen, welche ich indes später wiederholt erbeutete. Ein verhältnismäßig seltenes Tier dieser Ordnung war hierzulande der «Manja» der Bongo, den die südafrikanischen Kolonisten Bastard-Gemsbock zu nennen pflegen. Dies soll die einzige Antilope sein, welche, dem Büffel gleich, sich dem Jäger zur Wehr setzt, ihn anminnt. Ein seltener Unstern waltete indes über allen meinen Manövern, ein Beschleichen möglich zu machen. Oft sah ich große Herden der *Leucotis* in langen



Kopf des Bastard-Gemsbock.

Reihen aufgestellt in anscheinend sorgloser Ruhe ihrer Nahrung nachgehen; allein meine Bewegungen waren so sehr an die Beschaffenheit des Terrains gebunden, und das Vordringen im hohen Grase mit so vielem Geräusch verknüpft, daß an ein regelrechtes Beschleichen nicht zu denken war. Glaubte man sich einer Gruppe vorteilhaft genähert zu haben, durch vereinzelte Gebüsch gedeckt, so wurde man durch die Urruhe der übrigen an den äußersten Flanken sofort verraten. So war es mit der Jagd bestellt an den mehr trockenen Stellen am Rande der Niederungen, weit größer erschienen die Hindernisse in ihren mittlern Teilen. Hier tauchten zu wiederholten Malen ganze Rudel der stattlichen

Abu-Maarif (*A. nigra*) auf, welche, wie riesige Ziegen mit steinhockartigem Gehörn und einer stolzen Nackenmähne geziert, sorglos durch das Gras zu schreiten schienen. Die stark gekrümmten schwarzen Hornspitzen als unbestimmtes Ziel vor Augen, indem sie ab und zu aus dem Grasmeere hervortauschen, hatte man bei dem Beschleichen auf dreierlei zugleich zu achten, auf das Wild, auf das Grasdickicht und auf die von Schritt zu Schritt verteilten Sumpflöcher. Vermeinte man einen Vorteil gewonnen zu haben, so waren alle Errungenschaften sofort zunichte gemacht durch den Alarm beim Hineinstürzen bis an die Brust in solche Sumpflöcher. An einzelnen Stellen wurden allein schon die hoch über dem Kopf des Beschleichenden hin- und herschwankenden Halme dem Wilde zum Signal einer heranrückenden Gefahr. Diese Details mögen eine Vorstellung von der Unüberwindlichkeit der Schikane geben, mit welcher die Jagd während der Regenzeit in diesem Lande verknüpft zu sein pflegt. Durchnäßte und mit Sumpfmohr überdeckte Kleider, äußerste Ermattung und ein auf drei Läufen munter den Gefährten nachhüpfender Abu-Maarif waren die Errungenschaften dieses verfehlten Jagdzugs.

„Der 4 1/2 stündige Rückzug von Dumuku nach meinem Standort bot mannichfaltige Zerstreuung dar, indem hochgelegene, trockene Felsplatten mit überschwemmten Niederungen abwechselten und aus dem lieblichen Waldschatten des Buschwaldes der Weg sich oft zu offenen Steppen hinabschlängelte. Hier gab es überall Wild in Menge. Man braucht sich nämlich nur eine Stunde von einer Niederlassung zu entfernen, so gewinnt man schon den Eindruck, als kümmerere sich die Tierwelt nicht mehr viel um das Treiben der Menschen.“

Weiter im Süden in Esabbi im Bongolande (6° 20' nördl. Br., 28° 50' östl. L.) zählte Schweinfurth auf seinen wiederholten Streifzügen in die Umgegend nicht weniger als zwölf verschiedene Antilopenarten, unter denen die Elenantilope (*Antilope orcas*) besonders häufig vorkam. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen auch die Eingeborenen häufig der Jagd oblagen. „In gewissen Jahreszeiten, besonders nach Beendigung der Regenzeit, bieten Jagd und Fischfang ihnen eine reiche Quelle an Lebensmitteln für lange Zeit. Die Jagd ist bald eine gelegentlich zufällige des einzelnen, bald eine in großartigem Maßstabe als Treibjagd betriebene, an welcher die männliche Ein-

wohnerschaft ganzer Distrikte sich beteiligt. Ab und zu liefern die aufgestellten Fallen und Gruben reichen Ertrag. Der Fischfang ist hauptsächlich auf die Wintermonate beschränkt. Beim Kesseltreiben kommen überall Wildgarne in Anwendung, auf deren Herstellung die Bongo ebenso viel Fleiß verwenden als auf das Flechten von Fischkörben und Netzen. Die Elefantenjagd gehört im Bongolande seit nachweisbar bereits zwölf Jahren in das Reich der Mythe, und nur die ältesten unter den Männern (wirklich Alte, Greise, fehlen hier überhaupt) wissen davon zu berichten. Die riesigen Lanzenspitzen, welche gegenwärtig nur noch als Luxuswaffen im Besitz der Reichen sind, oder wie sie hin und wieder noch bei der Büffeljagd Verwendung finden, sind die einzig übriggebliebenen Zeugen jener Jagden, von welchen uns Petherick eine charakteristische Schilderung hinterlassen hat. Die Fallen, deren sich die Bongo bedienen, um des kleinern Wildes habhaft zu werden, bestehen in der Regel aus einem durch Stricke in horizontal schwebender Lage gehaltenen Baumstamm. Man benutzt die vom Wilde begangenen Pfade und Wechsel zur Errichtung solcher Fallen, und zwingt durch Herstellung eines Dornverhaues oder einer Art Einzäunung zu beiden Seiten des Pfades das Wild, gerade unter den Fallbereich des Stammes zu kommen; der versteckte Hebel, auf welchen es dabei treten muß, löst die Bande, welche den Baumstamm in der Schwebelage erhalten, und unfehlbar zerquetscht derselbe beim Niederfallen das darunter hinwegschlüpfen wollende Tier.

„Die Jagd im kleinen ist auch Lieblingsbeschäftigung und ein Hauptgegenstand der täglichen Spiele bei den Kindern, welche dem Ratten- und Feldmäusefange mit größtem Eifer obliegen, denn eßbar erscheint den Bongo von animalischen Stoffen, mit Ausnahme von Hunde- und Menschenfleisch, fast alles, und gleichviel in welchem Zustande es sei. Die verwesenden Reste von Löwenmahlzeiten, welche das Dunkel des Waldes in reicher Menge zu bergen pflegt, dem Auge des Spähenden durch die in den Lüften darüber ihre Kreise ziehenden Milane und Geier sich alsbald verrathend, sind ihnen eine stets willkommene Beute; Hautgout, meinen die Bongo, ist ein Zeichen, daß der Braten mürbe sei, das macht stark und gibt mehr Kraft als frischer. Nach ihrer Ansicht und den Erfahrungen ihres Magens wäre faules Fleisch auch leichter verdaulich, doch wer wollte mit den Bongo um



dergleichen streiten? Schrecken sie doch selbst vor den ekelhaftesten Dingen nicht zurück.“

Über die Häufigkeit der Löwen macht übrigens Schweinfurth eine sehr zutreffende kurze Bemerkung. „Man erfreute sich im weiten Umkreise der Seriba einer solchen Sicherheit, daß ich getrost und ohne Waffen stundenlang in der Wildnis umher-schweifen konnte, wenn ich nicht ein zufälliges Zusammentreffen mit Löwen zu befürchten gehabt hätte, was mich behutsamer in die Dickichte eindringen ließ, deren verborgene Pflanzenschätze meine Neugierde regte erhielten. Mein Beruf brachte es mit sich, tagtäglich alle Gebüsch, und namentlich die unzugänglichsten, zu durchstöbern; dennoch ist mir nie etwas Unangenehmes begegnet. Bei uns fehlt es nicht an Leuten, die da glauben, daß der Reisende in Centralafrika jederzeit von Löwen bedroht werde; andere fragen naiv: «Haben Sie jemals Löwen gesehen?» Beide sind auf dem Holzwege. Löwen sind in der That allverbreitet, aber zum Glück sind sie überall in so geringer Anzahl vertreten, als es dem fürstlichen Range zukommt, welchen sie im Tierreiche einnehmen. Immer ist ihre Anwesenheit ein untrügliches Anzeichen der Menge des großen Wildes. Wenn wir in der Geschichte lesen: «Vierzig Mameluckengeschlechter bedrückten das Volk von Ägypten», so würde das, auf die Tierwelt übertragen, also lauten: in jenem Lande fanden vierzig Löwen ausreichende Existenzbedingungen.“

Desto häufiger begegnen ihm die großen Gras- und Laub-fresser. Während eines dreitägigen Aufenthalts in Kurfur (7° 20' nördl. Br., 28° 5' östl. L.) in der Niederung des Djur-flusses wurden zwei Giraffen von den Eingeborenen erlegt. „Der Verwalter besaß einige lebend eingefangene Tiere von Interesse, welche er nach Chartum expedieren wollte, um sie daselbst zu verkaufen. Sehr häufig in dieser Gegend ist der gefleckte Hyänen-hund (*Canis pictus*), das bunteste Säugetier, welches man kennt. In der Seriba sah ich ein in hohem Grade gezähmtes Exemplar, welches seinem Herrn gegenüber die Folgsamkeit eines Hundes an den Tag legte. Das an einem einfachen Strick befestigte Tier benahm sich sehr zahm und gelassen und schien die Wichtigkeit einer Angabe Livingstones zu bestätigen, der zufolge die Bewohner der Kalahariwüste dieses Raubtier zu zähmen und zur Jagd abzurichten verständen, welches interessante Faktum er indes

nicht als Augenzeuge, sondern nur mit allem Vorbehalt mitgeteilt hat.“ Farini erwähnt dies Kunststück nicht, obwohl er das Tier, welches die Boers auch „wilder Hund“ nennen, wohl kennt.

Der Durfluß verlockte auch zur höhern Wasserjagd auf Flußpferde, wenn die Fischerei nicht genügende Ausbeute ergab. Solche Jagd muß übrigens energisch betrieben werden, wenn sie von materiellem greifbarem Erfolg sein soll. Die Flußpferde sammeln sich gern in den seeartigen Erweiterungen der Flußläufe, wo sie sich vergnügt miteinander herumtummeln, ohne sich viel um einzelne Kugeln zu bekümmern, welche ihnen vom Ufer zugesandt werden. Ein solches Feuern blindlings in die Masse der Tiere hinein ist selten von Erfolg; besser ist es ein einzelnes Tier durch mehrere Schüsse von der Herde abzutrennen und dann, wenn es weidwund ist, von den Eingeborenen mit Stricken an Land ziehen zu lassen. Schweinsfurth hatte wirklich einmal das Glück, auf solche Art ein Tier zu erbeuten. „Ich saß viele Stunden lang am Felsabhange des rechten Ufers, um dem Getümmel der Flußpferde zuzuschauen und gelegentlich auf dieselben Schüsse abzufeuern. Da ich nur eine Büchse leichten Kalibers aus dem Feuer (welches einige Tage vorher fast alle seine Habseligkeiten vernichtete) gerettet hatte, so vermochte ich den gewaltigen Tierkolossen mit meinen leichten Kugeln eben nicht viel anzuhaben. Die Schußweite betrug in der Regel 150 Schritt. Von hundert abgefeuerten Kugeln thaten nur wenige den Tieren ernstlichen Schaden, und nur zwei derselben schienen tödlich verwundet. Die Eingeborenen der Gegend machten in der Frühe des folgenden Tages das von mir durch einen Schuß hinter das Ohr tödlich getroffene Exemplar im Köhricht der Uferniederung ausfindig und brachten mehrere Stunden mit dem Zerlegen des riesigen Körpers.“

Mit wirklichem Bedauern lesen wir bei demselben Reisenden, wie von den Niam-Niam der Elefant nicht gejagt, sondern mit Weibchen und Jungen vernichtet, ja förmlich ausgerottet wird, weil die Eingeborenen zu feige und mangelhaft ausgerüstet und bewaffnet sind, ihm einzeln gegenüber zu treten. „Nirgends habe ich eine derartige Stärke und Dichtigkeit der Grasvegetation angetroffen, als in dieser Gegend (an der Grenze des Landes der Niam-Niam am Fluß Ibba oder Tondj in 5° 20' nördl. Br., 28° 50' östl. L.). Jetzt standen die dünnen Grashalme, süd-europäischen Köhrichtern an Flußufem vergleichbar an Höhe

und Dichtigkeit, absichtlich von den Eingeborenen geschont da, d. h. geschügt gegen den Steppenbrand, der Elefantenjagd halber. Je nachdem sich die Gelegenheit darbietet, Elefantenherden hineintreiben zu können, werden hier die Steppen stückweise in Brand gesteckt. Das stärkste dieser Bestand bildenden Gräser ist ein Panicum, welches die Niam-Niam Popuffi nennen. Die Halme erreichen eine Höhe von 15 Fuß und verholzen zu einem Rohr von Fingerstärke. Die Niam-Niam verfertigen von Popuffi vortreffliche Thüren, auch dicke rouleauartige Matten, welche sie als Schlafstätte auf dem Boden benutzen.

„In Grashorsten von derartiger Beschaffenheit bringt das Feuer dem Elefanten unvermeidlichen Tod. In großartigem Maßstabe wird alsdann die Treibjagd betrieben. Tausende von Jägern und Treibern versammeln die von Weiler zu Weiler durch den ganzen Distrikt sich verbreitenden Jagdsignale auf großen Holzpaufen. Jeder waffenfähige Mann ist da Jäger, wie auch ein jeder in den Krieg ziehen muß, sobald der allgemeine Landsturm aufgeboten wird. Kein Entweichen rettet das Wild; überall vermittelst Feuerbränden zurückgetrieben, scharen sich schließlich die Alten um die Jungen, bedecken sie mit Gras, pumpen Wasser aus ihren Rüsseln auf dieselben, solange es gehen will, um sie zu retten, bis sie, betäubt von Rauch oder ohnmächtig von Hitze und Brandwunden, ihrem Schicksal erliegen, das ihnen der undankbare Mensch bereitet. Mit Lanzenstichen gibt man den armen Tieren den Rest, viele, wie das die eingehandelten Stoßzähne beweisen, müssen buchstäblich durch Feuer den Tod erleiden. Es ist ein Vertilgungskrieg, in welchem Alte und Junge, Männchen und Weibchen vernichtet werden; und welchen Nutzen schafft eine solche Mezelei? Die Antwort auf diese Frage geben unsere Stoßgriffe, Billardkugeln, Klaviertasten, unsere Kämme und Fächer und hunderterlei derartiger Kram. Kein Wunder daher, wenn das edle Tier, das der Mensch sich nutzbar machen könnte, noch bei unsern Lebzeiten einmal in die Kategorie des Dagewesenen verfällt, wie Urochs, Seekuh und Dronte.“

Das ist natürlich eine bequemere Art, ein so großes edles Wild abzuthun, als wie wir später von Europäern sehen werden, welche Aug' in Aug' mit dem Riesen des Waldes kämpfen.

Doch sind auch die Eingeborenen im stande, sich zu größerer Anstrengung aufzuraffen. Die Niam-Niam sind Kannibalen, aber

als solche nicht gerade lecker in der Auswahl ihrer Speisen, sondern sie verzehren außer den Leichen ihrer erschlagenen Feinde auch Meerkatzen, Paviane und namentlich auch Schimpanse, wenn sie ihrer habhaft werden können. Zum äußern Beweise dienen die überall in ihren Dörfern auf Bäumen und Pfählen aufgesteckten Schädel und Knochen von diesen Tieren wie von Menschen, wenn sie auch letztere Mahlzeiten thunlichst vor den Augen der Europäer verbergen. Leider konnte Schweinfurth es nicht ein einziges Mal durchsetzen, daß in seiner Gegenwart eine Jagd auf Schimpanse veranstaltet wurde. „Eine solche bereitet nämlich viele Schwierigkeiten. Nach Aussage der Niam-Niam selbst gehörten dazu mindestens 20—30 entschlossene Jäger, welchen die heikle Aufgabe zufiel, in den 80 und mehr Fuß hohen Bäumen und den verschiedensten Laublagen, welche sie darstellen, mit dem Schimpanse um die Wette umherzuklettern und dabei die gewandten und kräftigen Tiere in Fangnetze zu locken, in denen sie, einmal verwickelt, mit Lanzenwürfen leicht erlegt werden können. In solchen Fällen sollen sie sich grimmig und verzweifelt wehren, in die Enge getrieben sogar den Jägern die Speere zu entreißen vermögen, mit welchen sie alsdann wütend um sich schlagen. Weit verderblicher aber noch soll den Angreifern der Biß ihrer gewaltigen Eckzähne werden, und die erstaunliche Muskelstärke ihrer nervigen Arme. Auch hier, ähnlich wie in den Wäldern der Westküste, wiederholten sich die bekannten Erzählungen vom Raube der Mädchen und vom Errichten der Nester, welche sich die Schimpanse angeblich aus Laubzweigen in der Höhe der Baumkronen herzustellen bemüht seien. Es ist aber gewiß nichts Wahres an allen diesen Märcen.“

Am Nibali- oder Kafilifluß, einem Nebenfluß des noch immer nicht völlig bekannten Uelle, südlich von 4° nördl. Br. und in 28½° östl. L. ward Schweinfurth endlich das Vergnügen, einmal auf eigene Hand zu jagen, während die Eingeborenen, neugierig auf die Leistungen seiner Feuerwaffe, ihn in weitem Kreis umstanden. „Nach einem erquickenden Bade in den rauschenden Fluten, während dessen die Karawane sich an die Passage des Flusses machte, die auf einem mächtigen, als Steg von Ufer zu Ufer reichenden Baumstamme mit großer Vorsicht bewerkstelligt werden mußte, wurde der Marsch in Ostsüdost durch eine offene Steppenfläche fortgesetzt. Löwenspuren frischesten Datums geleiteten

uns auf der ganzen Strecke bis zum nächsten Gewässer. Dieselben waren so scharf und genau in die rote Thonerde getreten, daß die Eingeborenen, welche ihr besonderes Augenmerk auf Jagdvorkommnisse zu richten pflegten, in dem räuberischen Wanderer von vergangener Nacht ein bejahrtes männliches Individuum zu erkennen vorgaben; die Gegend war natürlich überaus wildreich, da die Steppen sich weit am rechten Kibaliufer ausdehnten, ohne von menschlichen Niederlassungen unterbrochen zu werden. Mehrere Rudel von *Leucotis*-Antilopen belebten die Fläche, und ich widmete eine Stunde der Jagd. Schweifstriefend wie im Gewühle einer heißen Schlacht durchstrich ich das hohe Gras der Savanne, planlos und ziellos den Eingebungen des Augenblicks folgend, denn die afrikanische Jagd ist ein Kreisen und Schwärmen ohne Ende, aus einer Überraschung stürzt man in die andere, die Menge des Wildes verwirrt den Blick und macht jede Ruhe zu Schanden. Unter großer Erschöpfung ward schließlich ein Bock erbeutet, zur großen Verwunderung der Eingeborenen, welche in einer Beobachtungslinie aufgestellt vom fernen Pfade aus meinen Bewegungen folgten. Ein großer Teil derselben schien immer noch hartnäckig an der Wirkung der Feuerwaffen zu zweifeln. Ein zweites von mir nur angeschossenes Exemplar wurde von ihnen verfolgt, meilenweit vom Jagdplatze entfernt mit Sonnenuntergang umstellt und durch Lanzen erlegt. Mitten in der Nacht weckte man mich, um mir die Kugelwunde am Schenkel zu zeigen; ich dachte, etwas ganz Außerordentliches wäre vorgefallen, da wies man mir das Mal, mit dem Finger in demselben herumsondierend, als bekäme ich selbst so etwas zum ersten Mal zu sehen.“

Nachher mußte Schweinfurth öfters mit seiner Büchse aus-  
helfen, um den nötigen Fleischbedarf für seine Leute herbeizuschaffen; die zahlreich vorhandenen Antilopen, Hartebeests, Elens u. s. w. geben stets neuen Antrieb zur Jagd, so mühsam und schwierig sie auch in dem hohen Grase wird.

„Es war ein schöner, heiterer Nachmittag, die grüne Steppe stand in ihrer Sommerpracht da und auf dem wohlbetretenen alten Pfade wurden die sechs nur unmerklich angeschwollenen Wiesenwasser, welche bis zum Hügel Gumango vor uns lagen, überschritten. Die ehemals nackten roten Steinflächen erschienen nun von dem solchen Örtlichkeiten eigenen zarten Graswuchse überdeckt, Kornfeldern vergleichbar in unserm Sinne, nach afrikanischen Begriffen aber nur



Antilopenherde.



freundliche Nasenplätze, welche zu Spiel und Tanz aufzufordern schienen. Nach langer Zeit sah man nun wieder Antilopen, welche in kleinen Rudeln die liebliche Parklandschaft durchheilten, wo viele zerstreute Gebüſche die Jagd außerordentlich erleichtern mußten. In einiger Entfernung standen fünf Hartebeest wie versteinert da und äugten unverwandt auf die vorüberziehende Kette unserer Karawane. Auf meinen ersten Schuß, welcher mir sofort das Gefühl einflößte, daß ich gut abgekommen war, machten die Tiere eine plötzliche Schwenkung links um und verloren sich im Galopp zwischen den Büschen; ich hatte auf das Blatt gezielt. Ungeachtet des Mangels an Jagdhunden vermochte ich doch mit einigen Begleitern leicht die infolge gänzlicher Durchbohrung der Lunge durch die Kugel äußerst starke Schweißspur zu verfolgen. Als diese undeutlich zu werden begann, halfen mir die in den Lüften kreisenden Milane aus, die in räthselhafter Weise sofort zur Hand waren, um nun die Stelle zu bezeichnen, wo das franke Wild vorübergehend rastete. Nach halbstündigem Suchen fanden wir unsere Beute verendet im hohen Grase. Von der Hartlebigkeit des afrikanischen Wildes hatte ich hier wieder ein neues Beispiel zu verzeichnen.

„Nicht geringe Schwierigkeiten pflegen der Jagd entgegenzustehen, wo man weder Schweißhunde noch das zur Verfolgung des angehossenen Wildes geeignete Terrain zur Verfügung hat. Es gilt aber außerdem noch, die vermehrten Schwierigkeiten von Raum und Zeit zu überwinden. Die Karawane hat oft eine Ausdehnung von einer halben Wegstunde, Lücken in derselben müssen vermieden werden, denn der schmale Pfad ist leicht verfehlt. Der Reisende hat Eile, die Antilopen sind eilig genug; der reisende Jäger ist unruhig und aufgereg, die Antilopen sind es erst recht infolge des ungewohnten Anblicks der Karawane. Im mannhohen Grase der absolut flachen Steppe hat der Jäger nirgends einen freien Blick, nur für Momente tauchen die Gehörne des verfolgten Tieres als ein unstetes Ziel vor seinen Blicken auf, während er kaum schneller vorzuschreiten vermag als ein Schwimmer in den Fluten des Meeres.

„Nachdem ich von dem im Handumdrehen zerwirkten Wilde die geröstete Leber gekostet, ließ ich einige Leute als Wache zurück, um den Lagerplatz der Karawane noch bei Zeiten erreichen und Träger absenden zu können. Da ich den Weg verfehlt hatte,



mußte ich mit Hilfe des Kompasses die mir bekannte Richtung anstreben, indem ich eine Stunde lang auf dem holperigen Pfade eines riesigen Elefantenwechsels mühsames Fortkommen hatte. In einer streckenweise unter Wasser gesetzten Niederung lenkten mich Leucotis-Antilopen abermals vom Wege ab. Das Wasser hemmte bald meine Schritte, da gab ich, gleichsam aufs Geratewohl, meinen letzten Schuß auf einen einzeln stehenden Bock ab, die Entfernung betrug mindestens 500 Schritt. In demselben Moment war das Tier verschwunden, während rechts und links andere Exemplare über die Sumpffläche davoneilten; das vermißte war wie in den Boden gesunken. Meine Niam-Niam waren bald zur Stelle und machten mir aus der Entfernung ein freudiges Zeichen; ich wollte nicht meinen Augen trauen, als sie das erlegte Tier herbeizuschleppen begannen. Die Kugel saß auf dem Halse. So hatte ein seltenes Jagdglück mir leichten Kaufs einen großen Fleischvorrat in den Schoß gespielt, der nach den Entbehrungen der letzten Zeit allgemeine Begeisterung unter meinen Leuten zuwege brachte.“

Ein Bad in diesen zahlreichen Flüssen ist übrigens nicht ohne Gefahr, da selbst in kleinen Bächen, welche während der trockenen Jahreszeit völlig wasserleer werden, man nicht sicher ist, von einem dort verborgenen Krokodil überrascht zu werden. Wie Humboldt aus den Planos von Venezuela erzählt, daß bei den ersten Regentropfen der eben anfangenden Regenzeit oft der trockene Letten im Bett eines Bachs in die Höhe gesprengt und eine Wasserschlange oder ein riesiges Krokodil aus seinem Sommerschlaf erweckt wird, so erzählt Schweinfurth auch hier von dem verborgenen Aufenthalt des gefährlichen Sauriers. „So winzig der Gettibach auch erscheinen mochte, so beherbergte er dennoch Krokodile von einer solchen Reckheit (vielleicht nur die Folge des Fischmangels im Bache), daß sie die ganze Umgegend in Schrecken versetzten. Vor einigen Wochen, als das Wasser noch bis an den Rand der Ufer reichte, war an dieser Stelle ein Djurknabe beim Durchschwimmen des Baches von einem dieser gefräßigen Saurier weggeschnappt und nie wieder gesehen worden. Man muß oft staunen, mit wie kleinen Pfützen und Lachen das Krokodil zur regenlosen Zeit fürliebzunehmen vermag, um sich, tief im Schlamm und im Thone des Bettes vergraben, ein ausreichendes Asyl zu suchen.“

Weiter nach Osten, im Gebirgsland von Abessinien bilden Paviane (*Hundsaffen*, *Cynocephalos Hamadryas* und *C. Gelada*) die neugierigen, oft unverschämten Begleiter der Karawane, und müssen häufig erst durch blinde oder scharfe Schüsse daran gemahnt werden, den Weg frei zu geben. Unter großem Geschrei und wütenden Grimassen ihren Unwillen über die Störung des Landfriedens zu erkennen gebend, machen sie sich dann



Pavian.

auf die Flucht, mit fabelhafter Leichtigkeit die steilsten Hänge hinankletternd, wobei die Jungen auf den Rücken der Mutter aufsitzen. In die Enge getrieben verteidigen sie sich im Fernkampf durch wohlgezielte Steinwürfe, und können so nicht bloß dem einzelnen Jäger, welcher sich überhaupt nicht mit einer Herde dieser Affen einlassen soll, sondern selbst einer größern Anzahl Jäger lästig und gefährlich werden, wie Brehm und Cumming wiederholt bestätigen.

Am größten See Abessiniens, dem in 12° nördl. Br., 37° 15' östl. L. belegenen, 2980 qkm großen Tanaasee, findet der Liebhaber

der Wasserjagd ausgezeichnete Gelegenheit zu dieser Art Sport. Kuhlfs schreibt: „Der Tanasee ist äußerst fischreich, hat aber keine Krokodile. Flußpferde sahen wir, aber wegen zu großer Entfernung konnten wir nicht Jagd auf sie machen. In bewundernswürdiger Ruhe saßen aber in nächster Nähe von unserm Zelte buntfarbige Enten, schöne wilde Gänse, Riesenreiher, Schwäne und Strandläufer. Pelikane stopften sich Fische in ihre Kropfbeutel, und in der Baumwandung zwitscherten und fangen die Vögelchen, daß es eine Lust war. Man glaubt gewöhnlich, in Afrika gebe es wenig Singvögel, das ist aber irrtümlich; namentlich in Abessinien sind sehr viele, von denen die meisten sich im farbenprächtigsten Federschmuck zeigen.“



Hyänenhund.

### III.

#### Reisen ins Innere von Süden her.

##### 1. Land und Leute und die Vorbereitungen zur Reise.

Wie schon in der einleitenden Übersicht über das Gebirgs- und Flußsystem von Afrika angedeutet wurde, ist das dreieckförmige süd-afrikanische Hochland im Süden von  $15^{\circ}$  Breite von einem nach Norden offenen längs des Meeres sich hinziehenden Kranze von Gebirgen umgeben, welcher sozusagen eine Guirlande an dem untern Teil des lateinischen S bildet, dessen Gestalt wir in dem großen zusammenhängenden Gebirgsstock von Abessinien an den Seen entlang und quer durch den Kontinent nach der Kunenemündung erkannt haben. Nach der Küste zu, sowohl nach dem Atlantischen wie nach dem Indischen Ocean, fällt dieser aus mehreren parallelen, aber selten geschlossenen Ketten bestehende Kranz von Bergketten in mehreren Terrassen ab, an der Westseite nur einmal durch das tiefeingeschnittene Thal des Dranjesflusses, an der Ostseite dagegen von den viel weitern Flußthälern des Limpopo und Sambesi durchbrochen, von letztern vielmehr begrenzt. Wie übrigens das Gebirge von Westen nur allmählich nach Süden und von da wiederum an der Ostküste nordwärts bis zu seiner größten, in den Drakenbergen erreichten Höhe ansteigt, um dann zum Limpopo und Sambesi desto rascher abzufallen, so ist auch die Terrassenbildung im Westen weniger gut erkennbar als im Süden und Osten. Im Süden der Mündung des Kunene kann man eigentlich nur von einer etwa 40—50 km breiten, 100—150 m hohen Küstenterrasse reden, weil von da ab der anfangs auf Granit und Gneis, weiter südlich auf Sandstein auflagernde tiefe Sandboden sich direkt zur Meereshöhe von 1200 m als der mittlern Höhe des Hochlandes

im Innern erhebt; ein eigentliches Küstengebirge tritt erst in größerer Nähe des Kaplandes auf. Weit schärfer sind die Terrassen im Kaplande selber voneinander geschieden, ebenso an einzelnen Stellen von Port Natal aus, und noch schärfer und mannigfaltiger von den Drakenbergen abwärts, während höher im Norden die Terrassierung des Küstenstrichs sich wieder in breiteren Abstufungen vollzieht.

Da für die Erforschung des Innern Südafrikas aus vielen Gründen als Ausgangspunkte bisher meistens die Küstenorte von Kapstadt bis Port Natal (Durban) gewählt wurden, so genügt für das Verständnis der Reisewege und Reismittel ein näheres Eingehen auf das Vorterrain zwischen diesen beiden Punkten. Von See aus erscheint es überall als Steilküste von 80—100 m Höhe mit zahlreichen, aber wenig tief einschneidenden und daher dem Schiff selten Schutz gewährenden, vielmehr oft durch Gegenströmungen und Fallwinde gefährlichen Buchten; nur wo an den Mündungen der durchweg kleinen Flüsse sich ein breiterer Strand angelegt hat, liegen Handelsplätze, aber mit meist offenen Rheden, von denen die Schiffe bei plötzlich auffpringenden südöstlichen Stürmen rasch, oft mit Zurücklassung ihrer Anker und Ketten, nach See flüchten müssen, um der sonst sichern Strandung zu entgehen.

Die erste der drei Terrassen des Kaplandes zwischen der Simons-Bai im Westen und der Algoa-Bai im Osten oder zwischen  $19^{\circ}$  und  $26^{\circ}$  östl. L. hat eine Breite von nur 10—50 km bei einer wie schon bemerkt durchschnittlichen Meereshöhe von 80—100 m. Die aus ihr sich erhebenden Einzelberge fallen deshalb sowohl durch ihre relative Höhe, wie besonders durch ihre abgeplattete tafelförmige Gestalt auf: wir nennen von ihnen nur den Simonsberg von 1540 m und den bekannten Tafelberg oberhalb der Kapstadt von 1080 m Höhe über dem Meere. Das ganze Land wird zum größten Teil von den Nachkommen der ersten Besitzer, den holländischen Boers, bewohnt, welche fleißig Wein und Korn bauen und in neuerer Zeit auch Straußenzucht treiben, seit die Jagd auf diese Tiere im fernen Innern immer unergiebig geworden ist, obwohl die Preise für „wilde“ Federn bedeutend höher als für „zahme“ sind.

Zahlreiche tief eingeschnittene, steilwandige Pässe, in ganz Südafrika Kloofs, d. h. Kluft, Spalte genannt, führen auf die

zweite, die Terrasse der kleinen Karroo (sprich Karrú\*) hinauf. Dieses zwischen zwei der Küste parallel laufenden Längsketten von 1200—1500 m Kammhöhe von Ost nach West streichende, 60—70 km breite, und in einer mittlern Meereshöhe von 600—700 m liegende Thal wird von den Boers meistens nur zur Viehzucht benutzt, weil für den Weinbau wenigstens die Winter zu rauh werden.

Diese Terrasse bildet die Vorstufe zu der dritten, der großen Karroo-Terrasse, welche mit ihrer 80000 qkm großen Fläche der ausgedehntesten Viehzucht (Rinder, besonders aber Schafe) freieste Bewegung gestattet, leider aber durch öftern Regenmangel eher einer Wüste als einer Weide gleicht. In ihrem westlichen Teil liegt die Große Karroo schon 1100 m hoch bei 120 km Breite, im östlichen Teil dagegen nur 800 m hoch bei 90 km Breite. Ihr nördlicher Steilrand bildet die Wasserscheide zwischen dem Atlantischen und Indischen Ocean, da die nördlichen Abflüsse zum Gebiet des Oranjesflusses gehören, während die südlichen Abflüsse nach meist kurzem Lauf sich direkt in den Indischen Ocean stürzen. Aus diesem nördlichen Steilrande ragen einzelne hohe Gipfel, wie der oft mit Schnee bedeckte Kompaßberg, bis zu 2600 m empor, während das benachbarte Hochland bis 2300 m ansteigt. Von da ab aber, also aus 31° südl. Br., dacht das Land durch die Gebirgslandschaft Karree gemach zum Thal des Oranje ab, dessen östliche Hälfte mit einer Meereshöhe von im Mittel 1200 m etwa 500 m höher liegt, als die westliche Hälfte. Jenseit des Thals des Oranjesflusses und seines bedeutendsten aus Nordost kommenden Nebenflusses, des Baal, welche beiden Flüsse den höchsten Gebirgsstock Südafrikas, die Drakenberge hinter Port Natal, von Süden und Norden umfassen und entwässern, liegt das Ziel so vieler jagd- und abenteuerlustigen Reisenden, die sogenannte Kalahariwüste. Ein großer Teil derselben bildet eine von unzähligen, bis 100 m und darüber hohen Sandwellen durchzogene Fläche, hat aber, trotzdem er im Mittel 1200 m hoch über dem Ocean liegt, doch ganz das Aussehen eines frühern Meeresbodens, woran auch die zahllosen salzhaltigen Wassertümpel, hier Pans, d. h. Pfannen genannt, erinnern, ebenso wie die die meiste Zeit des Jahres hindurch trockenen Wasserläufe und die ebenfalls

\* Karrú, hart, in der Hottentottensprache, weil der lehmige Boden in der Sonne feinhart wird.

salzhaltigen größern seeartigen Bodensenkungen, von denen der Ngamifsee der bekanntere ist. Nördlich vom Ngamifsee folgt das „Land der 1000 Pfannen“, sich bis zum Thal des Sambesi erstreckend, welcher jedoch seine Hauptzuflüsse vom Norden her, d. h. vom mittelafrikanischen Hochland und den Ausläufern des Hauptgebirgsstocks Mittelafrikas erhält.

Der Weg zu dem mittlern Teil des Laufs des Sambesi, in welchem die von Livingstone zuerst entdeckten großartigen Victoriafälle und der Reichtum an Wild die Hauptanziehungspunkte der Reisenden bilden, geht jedoch von dem östlichen Küstengebirge und meistens von dem Hafenort Port Natal aus. Hinter ihm liegt zunächst eine schmale, äußerst fruchtbare Küstenterrasse von 200 m Höhe und 40 km Breite; ihr folgt die Binnenlandsterrasse von 800 m Höhe und 60 km Breite, und an diese schließt sich eine ebenfalls deutlich unterschiedene Hochlandsterrasse von 1100 m Meereshöhe als letzte Vorstufe vor dem eigentlichen Gebirge. In einer Länge von vollen 900 km erstreckt sich dieses von Kap St.-Francis bei Port Elizabeth oder der Algoa-Bai bis nach 26° südl. Br. oder der Delagoa-Bai im Norden, und erreicht in seinem mittlern Teil seine größte Höhe, aus welcher die Drakenberge mit dem Giants-Castle (2950 m) und der Cathkin Peak (3160 m) besonders hervorragen. Nach Westen fällt das Gebirge allmählich zum Flußthal des Dranje und der Kalahari ab und nach Norden zum Dranje- und Transvaal-Freistaat sowie dem Thal des mittlern Sambesi. Das untere Flußthal desselben und das weiter nordwärts folgende Küstenland bis 10° südl. Br. hat bislang von allen Versuchen, von hier aus ins Innere vorzudringen, durch seine Ungesundheit abgeschreckt.

So bleibt also nur das eigentliche Kapland von Port Natal im Osten bis zum Dranje im Westen als der der europäischen Gesittung nächststehende Teil von Südafrika übrig, von welchem erst Holländer, darauf Engländer weiter nach Norden vorgestoßen sind, um ihre politische und commerzielle Machtphäre weiter auszu dehnen. Dabei ist dieses Land aber erst sehr dünn bevölkert; auf seinen circa 12000 Quadratmeilen wohnen nur  $\frac{3}{4}$  Mill. Menschen, darunter 240000 Europäer (meist holländischer Herkunft, die sogenannten Boers, welche im Kaplande selbst noch die Mehrzahl der Europäer ausmachen, wenn auch die Engländer politisch die Übermacht haben; ein großer Teil der Boers wohnt

aber auch weiter nördlich im Transvaallande frei von englischer Herrschaft), 100 000 Hottentotten, 220 000 Kaffern, 90 000 Mischlinge oder Bastards (von Weißen mit Farbigen oder Farbigen untereinander), 75 000 Fingos („Knechte“, Reste unterjochter Kaffernstämme), 10 000 Malayen. In den nördlichen Grenzgebieten und darüber hinaus wohnen im Westen verschiedene freie Hottentottenstämme, im Innern Buschmänner und nach Nordosten Betschuanen, Boers, Zulus u. a. m. Von allen diesen Bewohnern sind die Boers diejenigen, welche durch ihre körperliche und geistige Entwicklung es verdienen, zunächst in den Kreis dieser Betrachtungen gezogen zu werden; die Eigentümlichkeiten der schwarzen Eingeborenen werden wir auf den Reisen gelegentlich kennen lernen. Die Boers haben jedenfalls auch die besondere Art, in Südafrika zu reisen, erfunden.

Die ersten Entdecker des Landes waren bekanntlich die Portugiesen Bartolomeo Diaz (1486) und Vasco da Gama (1497), welche das Land aber nur als Anlegeplatz für die Reise nach Ostindien ansahen. Ein Jahrhundert später (1595) nahmen die Holländer es ihnen mit leichter Mühe weg, verpflanzten mit Erfolg ihre heimische Kultur, Ackerbau und Viehzucht, hierher, und blieben bis 1815 die wenn auch viel bestrittenen Herren des Landes, als die Engländer es ihnen wegnahmen.

Das Charakterbild des Boer „schwankt in der Geschichte“. Reisende, besonders angelsächsischen Stammes, welche ihn einzelt in Gehöften, Wirtschaften und Herbergen unterwegs trafen und als Eindringlinge und Gewaltherrscher von ihm mit kühlfster Nichtachtung behandelt wurden, schildern ihn als den Zubegriff aller Verschlagenheit, Gaunerei, Trägheit, Heuchelei und ökonomischen Rückgangs, während Reisende, besonders deutscher Herkunft, die ihn noch weiter nordwärts in seinem freien Heim im Transvaallande aufsuchten, allerdings ihre Augen vor manchen dieser bedenklichen Eigenschaften nicht verschließen, aber seine körperliche Rüstigkeit, waidmännische Überlegenheit, vollendete Reiterkunst, männliche Tapferkeit, staatliche Unabhängigkeitsliebe und unentwegte Festigkeit gegen englische Anmaßung hervorheben. Es wird wohl in beiden Urteilen Berechtigtes und Unberechtigtes gemengt sein; jedenfalls darf man dabei nicht aus den Augen lassen, daß über die wein- und kornbauenden, also sesshaften Boers im eigentlichen Kaplande, welche dort der Kern der



Bevölkerung und im Parlament der Kapstadt häufig in der Mehrzahl sind, niemals andere Klagen erhoben werden konnten, als daß sie, gegen die englische Oberherrschaft kühl bis ans Herz hinan, dem Grundsatz huldigen, daß das Kapland den Kapländern gehören sollte. Als Landesangehörige im ererbten Wohlstand und dementsprechenden Einfluß lebend dürfen sie nimmermehr mit demjenigen Teil ihrer Stammesgenossen zusammengeworfen werden, welche ein freieres, nomadisches Leben als Viehzüchter in ungemessenen Räumen mit dem üblichen Gefolge von Unwissenheit, Unbändigkeit, Roheit und Aberglauben dem gesitteten Leben des Acker- und Weinbauern vorgezogen haben. Diese Boers des Nordens sind vor dem Andrängen der Engländer immer weiter nordwärts ausgewichen, haben erst den Dranje-Freistaat zwischen den Drakenbergen und dem Dranje- und Vaalfluß, darauf nach dessen Einverleibung in das Kapland die Transvaalrepublik gegründet, unter steter Zurücklassung zahlreicher versprengter Familien (im Dranje-Freistaat allein 12000 Seelen), welche dem allgemeinen Auszug nicht gleich folgen wollten oder konnten. Diese Transvaalrepublik ist durch Gebiete der Zulusaffern und Portugiesen vom Meere getrennt, und mehrfache Versuche der Boers, sich einen Ausweg zum Meer und damit größere wirtschaftliche Unabhängigkeit von der britischen Kolonie Natal zu verschaffen, sind stets durch die ihre Handelsvorteile eifersüchtig hütenden Engländer, sei es direkt, sei es durch Aufwiegelung der Eingeborenen bekämpft worden. Endlich kam es 1880 zum Kriege, in welchem aber die Boers nach verschiedenen Erfolgen im offenen Felde, Erstürmung befestigter Stellungen wie Laingsnek und Majubaberg, und der Bewältigung Tausender von ungeschickt geführten Truppen die Engländer zur Anerkennung ihrer Republik und Freigabe einer Straße zum Meer zwangen. Verschiedene nach Europa gesandte Vertreter haben dort freilich vergebliche Versuche gemacht, ihr Land mit dem Transportmittel der civilisierten Staaten, der Eisenbahn, zu beglücken; vorläufig bleiben sie noch auf das alte Verkehrsmittel angewiesen.

Das ist in dem weg- und straßenlosen Lande aber von jeher der Ochsenwagen gewesen, ein so knorriger, solider Bau wie der Boer selbst und im stande, innerhalb seines bis 7 m langen, bis 2 m breiten völlig überdachten Baus das ganze Wohnwesen des Boer samt seiner Familie wochen-, selbst monatelang zu beherbergen und

durch regen- und vegetationslose Wüsteneien zum sichern Ziele zu schaffen. Eine böse Eigentümlichkeit des Klimas Südafrikas ist nämlich der unregelmäßige Regenfall. Es giebt Jahre, wo in bestimmten Gegenden kein Tropfen Regen fällt, sodaß der üppigste Grasswuchs endlich verdorrt und nur Stachelgebüsch, Melonen, Sama genannt, und Dornestrüpp übrigbleiben, und nur so anspruchslose, an Entbehrungen gewöhnte und trotz alledem urkräftige Tiere wie die südafrikanischen Ochsen und allenfalls Maulesel zum Transport gebraucht werden können. Mit dem ganzen Hausstande an Bord ziehen (trekken) dann die Boers und ihnen nachahmend die Reisenden durchs Land, soweit nicht die bis zur Diamantenstadt Kimberley von verschiedenen Küstenpunkten wie Kapstadt, Port Elizabeth ins Innere führende Eisenbahn bequemes und rascheres Fortkommen gestattet. Auf allen übrigen Wegen und Reisen bedient man sich des mit 12—16 Ochsen bespannten Ochsenwagens, und mögen die Reisenden uns selbst dessen nähere Beschaffenheit schildern.

Unser Landsmann Ernst von Weber, der in recht auskömmlichen Verhältnissen hier reiste, führt ihn mehr im allgemeinen vor, als er von Bloemfontein im Oranjerestaat nach Kimberley fuhr.

„Bloemfontein ist circa 19 deutsche Meilen von Kimberley entfernt, und da ich mit meinen Ochsen nur langsam und mit aller Mühe reiste, so brauchte ich zu dieser Tour fünf Tage. Für den, der in seiner Zeit nicht pressiert ist, ist das Reisen in einem bequemen von Ochsen gezogenen Wagen außerordentlich angenehm, vorausgesetzt, daß die Gegend nicht gar zu abschreckend häßlich und langweilig ist.

„Mein Wagen, der mich freilich auch 2400 Mark gekostet hatte, war so außerordentlich komfortabel, so elastisch und doch fest gebaut, daß er wirklich als das Ideal eines afrikanischen Reisevehikels betrachtet werden durfte. Doppelte Kopfschmatzen und Federkissen, weiche Schakal- und Tigerkarossen (Felldecken), ein Spiegel, und Fensterläden, die ich nach Belieben öffnen und schließen konnte, ein vollständiger Wasch- und Toilettenapparat, ein kleiner auf- und niederzuklappender Speisetisch, Gestelle für Flaschen, und zahlreiche geräumige Taschen, Kästen und Netze für Provisionen und allerhand nötige Reiseutensilien gaben dem Innern meines Wagens allen Komfort eines schmucken und

eleganten kleinen Wohn- und Schlafzimmers und überhoben mich vollständig der Notwendigkeit, bei den Boers oder in den kleinen Zelt-hotels unterwegs Nachtquartier zu suchen. Und was die Nahrungsbedrfnisse betrifft, so war ich mit allen notwendigen Provisionen: Thee, Kaffee und Zucker, Schokolade, Schinken, Wurst, Käse, Sardinen, ja selbst preservierten Austern, Gemüsen und Fruchtgelees, so reichlich versehen, daß ich, unter Zukauf von Milch, Brot und Butter, die man in der Regel bei den Farmern bekommt, jeden Tag in den ausgewhltesten kulinari-schen Genüssen schwelgen durfte. Da nun überhaupt das Essen in der freien Luft, serviert auf einem leichten Feldtischchen unter dem blauen Himmelszelt und inmitten einer grünen Landschaft, ungleich besser schmeckt als innerhalb der vier Wände eines geschlossenen Raumes, so stellte sich Appetitmangel bei dieser Lebensweise niemals ein. Und die Luft, diese unbeschreiblich herrliche, balsamische Luft des 5000 Fuß über dem Meere gelegenen Hochplateau des Oranje-Freistaates! Welcher Reisende, der sie je geatmet, wird sich ihrer ohne Entzücken erinnern? So leicht, so elastisch, so erfrischend und alle Sinne mit Lust und Behagen erfüllend wie die Alpenluft der Schweiz, nur daß diese ausschließlich während der Dauer von vier Monaten des Jahres für schwache Brustorgane genießbar ist, während im Oranje-Freistaat der Lungenfranke wie in einem ewigen Frhling lebt und das ganze Jahr hindurch ohne Unterbrechung diese gesunde, trockene, therleichte Luft im Freien einatmen kann.“

Weiter im Norden hört indessen die Benutzung der Ochsen, Pferde und Maultiere auf. Wo die bienenartige braune Tsetsefliege haust — und sie tritt schon nördlich von 27° südl. Br. auf — fllt jedes Haustier dem Stich dieses bösen Insekts zum Opfer, während der feinhutige Mensch sie nicht zu fürchten hat; daher sehen wir in den weiten Distrikten bis zum Aquator und darüber hinaus den Menschen als alleiniges Lasttier übrig bleiben.

Da die Tsetsefliege nur am Tage beißt, bei Nacht aber schläft, ist eine Möglichkeit gegeben, mit Ochsenwagen selbst in den von ihr heimgesuchten Gegenden zu reisen. Dieselbe bewohnt übrigens nicht alle Lokalitäten, sondern nur strichweise einzelne bestimmte Gegenden des Tieflandes, und ein Reisender, der diese Punkte ihres Vorkommens aufmerksam studiert hat und

überdies möglichst nur bei Nacht reist, hat daher viel Chancen für sich, seine Zugtiere am Leben zu erhalten. Infolge solcher Vorsicht kam der Führer eines Ochsenwagens von den Goldfeldern nach neuntägiger Reise in Lorenzo Marques an, ohne einen einzigen seiner Ochsen verloren zu haben!

Es ist übrigens die Meinung der mit dem Lande seit lange vertrauten Leute, daß die Tsetsefliege durch Menschen angewohnt werden kann. Würde die dichte Buschvegetation durch Feuer zerstört, so würden mit den Elefanten, Rhinocerossen und Büffeln auch die unsern zahmen Haustieren so schädlichen Tsetsefliegen verschwinden. Distrikte, die früher von Menschen bewohnt und dann von denselben verlassen wurden, sind seitdem auch wieder von der Tsetsefliege eingenommen worden.

E. von Weber bespricht auch die Frage anderer Transportmittel.

„Es wäre sehr zu wünschen, daß, solange die projektierte Eisenbahn von Lorenzo Marques nach Transvaal noch nicht fertig sein wird, ein Versuch mit Elefanten gemacht würde, um den so teuern und unverläßlichen Transport auf Menschenrücken zu ersetzen.

„Der Versuch mit Kamelen ist leider mißglückt. Schon Sir Samuel Baker hatte im nördlichen Äquatorialafrika üble Erfahrungen mit Kamelen gemacht, denn sie starben ihm alle. Auch im Oberlande der Kolonie Natal bemühte man sich dieses «Schiff der Wüste» einzuführen, aber ohne Erfolg, denn der lehmige Boden erwies sich dort für die Kamele als ganz unzutraglich; sie fielen auf dem bei Regenwetter sehr schlüpfrig werdenden Boden leicht hin und verrenkten sich dann die Gelenke. Der sandige und steinige Boden zwischen Lorenzo Marques und der ersten Bergkette, den Lebombobergen, die das von den Tsetsefliegen bewohnte Tiefland begrenzen, wäre allerdings an sich wohl den Kamelfüßen ganz angemessen, weniger aber dürste die dichte, feuchte Dünste aushauchende Buschvegetation dieses Tieflandes für die mehr für trockene Wüstenluft geschaffenen Tiere geeignet sein, und überdies hat leider ein anderweit gemachter Versuch die üble Erfahrung gebracht, daß auch die Kamele dem Stiche der Tsetsefliege erliegen.

„Für Elefanten ist gewiß das hiesige Klima sehr zuträglich, denn sie lebten ja in frühern Zeiten massenhaft dieses Tiefland, und die «Elefanteninsel» in der Delagoa-Bai hat speziell von den zahlreichen Elefantenherden, die sich früher dort tummelten, ihren Namen erhalten. Wenn man bedenkt, was für

große Lasten ein einziges dieser Riesentiere auf seinem Rücken tragen kann, so hat gewiß der Wunsch, daß ein Unternehmer es einmal mit ein paar eingeführten indischen Elefanten hier versuchen möchte, viel für sich.“

Eingehend wird das typische Fuhrwerk des Landes mit allem Zubehör von unserm leider zu früh verstorbenen Landsmann Eduard Mohr gelegentlich seiner 3500 km langen Reise von Durban oder Port Natal nach den berühmten Victoriafällen des Sambesi vorgeführt. Die 21 Monate dauernde Reise erforderte natürlich die sorgfältigste Vorbereitung und genaueste Prüfung des Hauptgeräts, des Wagens, welcher den beweglichen Gasthof des Reisenden bildet.

„Kaum waren unsere vorläufigen und ersten notwendigen Einrichtungen nach unserer Landung beendet, als ich sofort darauf ausging, jene traurige, aber für den hier zu Lande Reisenden absolute Notwendigkeit anzuschaffen: ich meine den unentbehrlichen, schwerfälligen Ochsenwagen, von dem mein Freund, der Reisende Baines, behauptet, daß jeder ihn bemängelt, aber dennoch keiner ihn verbessern kann. Ein solcher Wagen ist eine unbeholfene, langsam sich fortbewegende Maschine, die Konstruktion ist für die rauhen Gegenden der Wildnis berechnet und daher eine enorm starke; wäre von einem Schiffe die Rede, so würde man dieselbe zum allermindesten mit den Worten Kupfer und kupferfest bezeichnen.

„Ich habe immer gefunden, daß zwischen dem besagten afrikanischen Ochsenwagen und seinem Erfinder, dem holländischen Boer, eine absolute Ähnlichkeit besteht, denn wie dieser ist er plump, massiv, geschmacklos, aber kernfest und zähe. Jemand, der nur europäische Straßen und Landwege selbst der allerverbärmlichsten Art kennt, hat noch lange keine Idee, wie ein afrikanisches «Feld» aussehen kann und wie es mit den Fluß- und Bergpassagen hier zu Lande beschaffen ist, allein der Wagen, dank seiner unverwüßlichen Konstitution, kommt überall durch. Die Achsen sind etwa 18—24 Zoll dick und vom allerzähesten und besten Holze, sie sind durch schwere eiserne Bolzen verbunden, die oben und unten mit massiven Kopfschrauben versehen sind; er ist mit einem doppelten, aus festem Segeltuch gefertigten Zelt mit vielem Geschick überdacht. Die innere Seite des Zeltes ist mit grüner oder grauer Ölfarbe gestrichen und gewährt nun vollkommenen

Schutz gegen den Regen des Himmels, den Tau der Nacht und die oft kalten Stürme der Hochebenen. Im obern Teile hängt ein Holzrahmen, der netzartig mit Riemen aus rohen Ochsenhäuten überspannt ist, hierauf ruht die Matratze. Diese Maschinerie bildet das immerhin trockene und geschützte Bett des Wanderers, allerdings schwankt es wie ein Schiff beständig hin und her, wenn das Vehikel sich in Bewegung setzt, allein an eine derartige Bewegung gewöhnt man sich bald.

„Längs der beiden Seiten im Innern des Wagens sind zahlreiche Taschen aus Leder oder Segeltuch angebracht; sie erweisen sich als äußerst praktisch, denn sie enthalten unzählige Gegenstände, die jeden Augenblick auf der Wanderung gebraucht werden und die somit leicht zur Hand und zum Griff fertig liegen, als da sind Munition, Fernrohr, Bücher, Tabak, Reibhölzer, Pfeife, Toilettengegenstände, Becher, Feldflasche, Arzneien, Mittel gegen Schlangenbiß, Schiffszwieback u. s. w.

„Natürlich ist neben der soliden Konstruktion der Achsen auch besonders darauf zu sehen, daß die Räder aufs sorgfältigste angefertigt sind. Die eisernen Bänder müssen fest anliegen und die Spaken genau in die Naben einfassen; klopft man mit dem Finger derb an den Holzrand des Rades, so muß sofort ein metallisch hell klingender Schall erfolgen, ein Beweis, daß obigen Anforderungen entsprochen ist. Vor allen Dingen aber kommt es auch auf das Material an, und ein absolut tüchtiger Wagen kann nur aus Holz angefertigt werden, welches zum mindesten einige Jahre im Schatten abgelagert hat und ganz gehörig ausgetrocknet ist. Eine Konstruktion aus frischem Holze kann unmöglich einer Luft widerstehen, deren Trockenheit im Innern des Kontinents wochenlang so groß ist, daß das Hygrometer nur 20—25° zeigt, die also nur  $\frac{1}{5}$ — $\frac{1}{4}$  Wasserdampf enthält, aber selbst das beste Holz zeigt unter solchen Verhältnissen kleine Risse, sodaß es nun äußerst ratsam wird, wenn es nur irgendwie möglich zu machen ist, die Räder alle 3—4 Tage mit Salzwasser zu waschen, weil Salz ein Mineral ist, welches bekanntlich sehr viel Feuchtigkeit aus der Luft absorbiert.

„Der schwerfällige, aber dennoch unentbehrliche Boerwaggon ist für Südoafrika das Schiff der Karroo, und wenn man die Navigation desselben bislang auch auf den deutschen Steuermannsschulen noch nicht in den neuesten Lehrkursus mit hinein-

gezogen hat, was eigentlich noch fehlt, so wird doch jeder besonnene Reisende alles thun, sein Haus auf vier Rädern inmitten der großen Einsamkeit und Wildnis so gut wie nur irgend möglich im stande zu halten, denn vom Wagen hängt hier mitunter geradezu die Existenz des Wanderers ab. Vorn befindet sich ein großer, in der Regel grün angestrichener kastenartiger Sitz; hier thront im ganzen Stolze seines wichtigen Amtes, die lange Peitsche in der Hand und fast immer eine kurze Pfeife im Munde mein Kutscher — oder Treiber, wie der Landesausdruck ist — der Bastard-Hottentotte Jack auf dem einen, Philipps auf dem andern Wagen. Da beide nun etwas Englisch sprechen, so rechnen sie sich selbstverständlich mit zur aristokratischen Gesellschaft, speisen für sich, lassen sich durch die Kaffirbegleitung bedienen und erwarten, daß man sie mit Mr. Boffis und Mr. Philipps anredet. Wie alle Menschen, die nur einen Tropfen Hottentottenblut in ihren Adern haben, sind sie ausgezeichnete Ochsentreiber, aber bodenlos leichtsinnig; sie haben eine entschieden hohe Meinung von sich und sprechen sich anerkennend über die bekannten Eigenschaften von Country Whisky und Genever aus.

„Hinten am Wagen ruht in einer Holzwanne ein Fäßchen, welches etwa 8—10 Gallonen (36—45 l) Wasser fassen kann; der Reisende läßt es für den Gebrauch seiner Karawane nur dann füllen, wenn der Zustand des vor ihm liegenden Landes dies absolut notwendig macht. An den Seiten außerhalb sind noch zwei Holzkisten angebracht, diese sowie der oben beschriebene Kutscherkasten vorn enthalten: Geschirrzug, Sochschlüssel für die Ochsen, Nackenriemen, Instrumente, falls am Wagen etwas bricht, Ärte, Messer, Beise u. s. w.

„Bei einem Wagenmacher Milne in Durban fand ich zwei komplette und neue Fuhrwerke, die sich auf der langen Reise, wo sie mindestens jedes 450 deutsche Meilen zurücklegten, ganz ausgezeichnet bewährt haben, und wofür ich damals zusammen die Summe von 1400 Thaler bezahlte.

„Hiermit fertig nahm ich die Ausrüstung und Proviantierung in die Hand. Sie erfordern immer eine große Mannigfaltigkeit von Gegenständen als da sind: Kleidungsstücke, Waffen, Blei, Pulver, Patronen, Zündhütchen, Teller, Töpfe, Bratpfanne, Löffel, Messer, Gabel, Arzneien, Bücher, astronomische Instrumente, Barometer, Thermometer, künstlicher Horizont, dessen Schale mit

Quecksilber gefüllt wird und der beim Messen von Sonn- und Sternhöhen benutzt wird, chemische Säuren, die Hübner bei Prüfung von Mineralien und Metallen gebraucht, Handelsartikel für die im Innern wohnenden Kaffirstämme, wie wollene Decken, bunter Kattun, venetianische Glasperlen, kupferne und messingene Ringe; von Lebensmitteln: Kaffee, Thee, Zucker, Mehl, Essig, Öl, ferner getrocknete Gemüse, Liebigsche Bouillon von Frah Ventos, die man nicht genug empfehlen kann, getrocknetes Obst, ein großer Sack Salz, englische Pickles, Cayenne- und schwarzen Pfeffer, Saucen, Strychnin, um Raubtiere, besonders Hyänen zu vergiften, die sich nachts so gern ins Lager schleichen, wo sie dann die Schafe und Ziegen der Karawane überfallen; von Getränken etwas Kapwein, Genever und Cognak, alles dieses und noch manches andere füllt die nun schwer bepacten Wagen an.

„Jetzt müssen die Ochsengepanne angekauft werden, was unbedingt die schwierigste Aufgabe bei der ganzen Ausrüstung ist.

„Im Jahre 1855 brach nämlich unter den Rinderherden Natal's eine aus der Kapkolonie eingeschleppte, bössartige Pneumonia aus, jene unter dem Namen «Lungsikness» in der Kolonie bekannte Krankheit; rasch flog sie durchs Land wie eine verheerende Pest und vernichtete Tausende und aber Tausende von Rindern. Die langjährigen Erfahrungen der Kolonisten scheinen festgestellt zu haben, daß ungefähr nur etwa 4 Prozent der Rinder überhaupt von Haus aus keine Anlage haben, von dieser Krankheit ergriffen zu werden. Im Zululande verschwanden die Herden dermaßen, daß der alte König Panda kein Vieh mehr schlachten konnte, aber Büffel (*Bos Bubalos Kaffir*) schwärmten zu der Zeit noch zu Tausenden im Lande umher; man ernannte John Dun zum Jäger für den König, und dieser mit seiner Kaffirbegleitung erlegte binnen drei Monaten an den Ufern der Umvolosi und des Umchlatus über 800 Büffel. Dun ließ sich in Ländereien und Privilegien bezahlen und erhielt so seine schöne Farm Inthuenzi.

„Seit dieser Zeit nun ist die Lungenkrankheit nie ganz aus dem Lande verschwunden, nur sind ihre Verheerungen in verschiedenen Jahren verschieden stark. Um die gesunden Rinder zu schützen, haben die Kolonisten zu einem eigentümlichen Mittel gegriffen. Es wird nämlich, sobald ein Vieh an der Krankheit verendet, ein Stück der kranken Lunge herausgeschnitten, durch



dieses zieht man einen wollenen Faden so lange, bis er vollständig von dem Krankheitsstoff gesättigt ist, nimmt nun einen gesunden Ochsen und macht mit einem scharfen Messer einen kleinen Einschnitt in den Schwanz nahe am Rücken. Wirkt der Krankheitsstoff, so erfolgt binnen wenigen Tagen an der operierten Stelle eine heftige Inflammation, oft geht durch dieselbe ein großer Teil des Schweißes verloren, aber das Kind ist geimpft, „okuliert“ nennen es die Boers, und man nimmt an, daß etwa 30—35 Prozent von dem so behandelten Vieh für eine Periode von vier bis sechs Jahren von der Lungenkrankheit frei ist; mit welchem Rechte, will ich freilich dahingestellt sein lassen, denn aus eigener Erfahrung weiß ich nur, daß aus einem meiner Gespanne von 14 Ochsen, alle mit Krankheitsstoff einer und derselben Lunge inokuliert, fünf Tiere denselben überhaupt gar nicht aufnahmen, acht leicht, während ein Ochse die Entzündung im fürchterlichsten Grade aufwies. Die holländischen Boers, deren praktische Erfahrungen jedenfalls zu beherzigen sind, behaupten, daß es weit besser sei, während der Entzündungsperiode die Zugtiere mäßig stark arbeiten, als sie ganz unthätig stillstehen zu lassen.

„Endlich nach langer, schwerer Wahl war ich im Besitz zweier Gespanne von zusammen 28 Stück Ochsen und drei Reservetieren; die Wagen mit elf Kaffirn, einem englischen Diener Edwards, Hübner und mir, nebst fünf Jagd- und Sattelpferden sowie sechs Hunden setzten sich in Bewegung, den Weg nach Marisburg einschlagend. Es war nun alles bereit, den Kampf mit der Wildnis und ihren Mühseligkeiten aufzunehmen, voran flattert von jedem Wagen herab das Emblem unsers Vaterlandes, die deutsche Tricolore, da ertönt der gellende Ruf der Treiber, die Tiere ziehen an, Peitschen knallen, Hunde bellen und der Staub wirbelt auf, wir besteigen die Kofse — noch einmal leb' wohl Durban! es wird lange dauern, ehe wir dich und das schöne blaue Meer wiedersehen!“

Die Pferde, fast nur Reitpferde, sind Gegenstand besonderer Fürsorge. Nicht allein, daß sie den uns geläufigen Krankheiten erst recht ausgesetzt sind, kommt hinzu, daß sie gegen die Strapazen dieser Reisen, namentlich gegen das stets wechselnde Futter abgehärtet, nach dortigem Sprachgebrauch „salted“ (gesalzen) sein müssen.

„Es giebt Gegenden in diesen Teilen Afrikas, von denen die Leute sagen, sie sind giftig für Pferde — eine Behauptung,

die absolut korrekt ist, denn von hundert Rossen, die man hineinbringen würde, blieben kaum fünf am Leben. Immerhin ist es eine auffallende Erscheinung in der Natur, daß es glücklicherweise einzelne Individuen giebt, die für die Empfängnis dieser Seuche durchaus unempfindlich bleiben, hier zu Lande nennt man sie *Salted Horses* — zu deutsch acclimatisierte Pferde. Für solche Tiere, die glücklich durch die Gefahren von zwei bis drei Regenzeiten in den sogenannten giftigen Distrikten kamen, bezahlten die Elefantenjäger 300—400 Thaler, während ein gewöhnliches Tier 30—40 Thaler kostet. Bemerken will ich noch, daß es allerdings vorkommt, daß Pferde die Krankheit überstehen, allein sie haben dann für immer einen großen Teil ihres Feuers verloren, sie sind taub und eselartig geworden.

„Vergeblich forschte ich nach der Ursache, warum denn nun dieser Landstrich für Pferde giftig sei; Klima, Wasser, Gräser waren doch gerade so beschaffen wie 20 Meilen davon, wo die Tiere leben und gedeihen. Übrigens sind die giftigen Eigenschaften gewisser Landstriche selbst für Kinder auch den Zulus und andern eingeborenen Stämmen sehr wohlbekannt, auf allen Hügeln um Inthuenji herum, bei John Duns Farm weideten sie ihre Herden, mieden aber durchaus gewisse buschige Niederungen, weil sie durch Erfahrung wußten, daß die hier grasenden Tiere sicher binnen kurzem sterben, doch konnten sie über die Ursache keinen vernünftigen Grund angeben.“

Daß die Tsetsefliege viele Unbequemlichkeiten und Gefahren mit sich bringt, bestätigt Mohr mit folgenden kurzen Worten:

„In neuerer Zeit haben einzelne Reisende in Natal, unter andern Vincent Erskine, die tödliche Eigenschaft der Tsetse für Haustiere in Zweifel ziehen wollen; die mich auf meinen Wanderungen begleitenden Eingeborenen der verschiedensten südafrikanischen Stämme aber waren alle ohne Ausnahme von den giftigen Eigenschaften der *Glossina morsitans* überzeugt, und keiner von ihnen würde seine Kinder oder Pferde in diese Gegenden hineingetrieben haben.“

Mohrs Wagen hatte sich auf der langen Reise so gut erhalten, daß er ihn nach Rückkehr sofort gut verkaufen und der Erbauer dem neuen Besitzer versprechen konnte, ihn wieder so gut wie neu herzustellen.

Der amerikanische „Showman“ Farini, welcher mit einem

landsmännischen Maler und Photographen, den er Lulu nennt, und einem zufällig in London aufgegebekten Mischling Namens Kert eine Reise zur Kalahariwüste von Kapstadt über die Diamantstadt Kimberley ausführte, und nachdem er dort die Eisenbahn verlassen, sich zur Reise in die Wildnis auch den üblichen Ochsenwagen anschaffte, bespannte denselben erst mit sechs Maultieren, welche er aber trotz vielversprechenden Anfangs bald gegen Ochsen umtauschen mußte. In seiner launigen Weise berichtet er über die Abfahrt von Kimberley also:

„An jenem Abend wurde der Wagen fertig und sofort um den Marktplatz vor unsern Gasthof gefahren; gleichzeitig kam die Nachricht, die Maultiere seien frisch beschlagen und warteten nebst dem Treiber Jan unserer Befehle auf dem Landgut draußen. Jan war gemischter Rasse und stand früher im Dienste eines Engländers, von dem ich ihn samt den Maultieren « kaufte ». Dieser « Junge » stand in dem reifen Alter von 45 Jahren, war von Statur klein, hatte kleine scharfe Augen in dem runzeligen Gesicht, welches von schlichtem aber ungekämmttem schwarzen Haar umgeben war. Er war von St.-Helena gebürtig und gleich in der Nähe einem Europäer so vollständig, daß man an dem europäischen Blut in seinen Adern nicht zweifeln konnte. Da alles vorbereitet war, beschlossen wir sofort aufzupacken und morgen die Reise nach der Kalahari anzutreten.

„Beim Aufladen unserer Vorräte und der ganzen beweglichen Habe umstanden den Wagen Duzende von Müßiggängern, welche Fragen aller Art stellten, die undenklichsten Vorschläge zum besten gaben und aus unserer ganzen Hantierung sich einen möglichst großen Zug machten. Lulu erwies sich hauptsächlich beim Verstauen nützlich, da er wegen seiner vielen Reisen, die er freilich unter andern äußern Umständen ausgeführt hatte, Sachkenner darin war. Sein leitender Grundsatz war, alles möglichst oben zu verpacken, damit es leicht zu finden war; aber bei aller seiner Geschicklichkeit entdeckte er endlich doch, daß etwas zu unterst auf den Boden gelegt werden mußte; die Kessel und Pfannen, Töpfe und Körbe, Schaufeln und Spitzhacken et hoc genus omne wurden an Ringen unterhalb des Wagens aufgehängt. Eine Art Kutschkasten, die Klappe genannt, hing hinten herunter, mit einem Ende an dem Ständer der Radachse und mit dem andern durch eine Kette an der Decke der Hinterseite befestigt. Darin ver-

stauten wir einen Sack mit Korn und Häcksel, oder was man Häcksel im Kaplande nennt, nämlich einfaches Weizenstroh, welches vermisch mit mehligem Futter die Manttiere gern fressen. Es sollte eine Aushilfe gewähren an Stellen, wo wir kein Gras fänden. Oben auf dem Wagen befestigten wir eine Zinnkiste mit einem Reservevorrat von nicht unmittelbar in Gebrauch zu neh-



Kert, Farinis Führer.

menden Geräten und Gegenständen und darüber noch meinen Sattel; daneben wurden mit Riemen die Säcke und Decken und zwei Bündel Kleidungsstücke festgebunden, welche Kert und den Manttiertreibern gehörten. Das Innere war bestimmt für unser wertvolleres Besitztum, für die Camera und zugehörigen Utensilien, unsere Arzneikiste, Vorräte, Flinten und Munition. Zum Transport unserer Patronenkiste bedurften wir vier starker Männer, da sie 8—9000 Ladungen enthielt; da ich aber noch nicht genug zu haben glaubte, telegraphierte ich nach Kapstadt um die

Erlaubnis, noch 1000 kaufen zu dürfen. Da die Antwort ausblieb, nahm ich die Hilfe von Dr. Sauer in Anspruch, welcher Herr nebst noch drei Freunden jeder 250 Patronen kauften und sie mir einhändigten. Endlich war alles fertig, ich bestieg mein Pferd und gab Befehl zum Abfahren. Klatsch! tönte die Angelrutenspeitsche und fort stürmten die mutigen Maultiere im fliegenden Schritt um die Marktecke, wozu die Zurufe der Umstehenden wohl ebenso viel beitrugen als Zans kräftiges Knallen.

„Das sind sechs prächtige Tiere“, hörte ich einen Mann ausrufen, wie ich hinter ihnen herritt, und sie verdienen das Lob vollauf. Hinter solchen willigen Tieren könnte der Treiber sich häufig einen Feiertag machen.

„Bevor wir eine Anzahl Kilometer zurückgelegt hatten, wurde ich von dem seit Jahren ungewohnten Reiten wund, stieg deshalb ab und band das Pferd hinten an, um mich selbst in den Wagen zu setzen.

„Dann kamen wir an einem Kaffer vorbei, was gerade nichts Ungewöhnliches in diesem von Kaffern bewohnten Lande ist; aber meinem Zan kam die Weise verdächtig vor, wie er «Goon dag» (guten Tag) bot und uns dann folgte. Da es nun dunkel wurde und vom Neumond nicht viel Helligkeit zu erwarten war, so stieg er ab, um sich zu überzeugen, ob alles in Ordnung sei.

„Da“, rief er aus, «die Reems (die rohen Riemen von Ochsenhaut), mit welchen wir die große Kiste und den Sattel festgebunden haben, sind durchschnitten! Das hat der Kaffer gethan!» Wie er das sagte, sahen wir den Kaffer die Straße entlang fortrennen und sich auf ein Koppje in der Nähe zurückziehen, was für uns ein vollwichtiger Beweis für seine Schuld war.

„Wir hielten jetzt scharfen Ausguck nach einem Licht, denn obwohl die Maultiere trotz der Finsternis der Straße gut folgten, so wurden wir doch um unser erstes Nachtquartier besorgt, welches wir nicht gar zu spät erreichen wollten. Auf einmal schrie Zan: «Da ist ein Licht, Baas (Herr)!» Als wir ihm näherkamen, hörten wir ein ziemlich harmonisches Singen und entdeckten eine Gesellschaft von Bastards oder Mischlingen, welche längs der Straße lagerten, vier Männer und fünf Weiber, eine materische Gruppe um das Feuer herum bildend, die schwarzen Gesichter von dem rötlichen Schein beleuchtet, während die glänzenden Farben der Frauengewänder den schwarzen nächtlichen Hintergrund aufhellten.

„«Goon dag, neef en nichtje (guten Tag, Nefse und Nichte); wie weit haben wir noch nach Steynes Hof?» Fremde heißen, wenn untergeordneten Ranges, in Südafrika immer Nefse und Nichte; Höherstehende, oder die man als solche anerkennen will, werden Onkel und Tante angeredet.

„«Etwa eine halbe Stunde weiter; aber dort findet ihr kein Gras, ihr spannt deshalb besser etwas vorher aus.»

„Mit «Danke bestens» und «Gute Nacht» überließen wir sie wieder ihren Gefängen und hörten ihre hellen Stimmen noch lange melodisch über die Ebene erschallen, während wir weiterfuhrten. Nach Zurücklegung einiger Kilometer bekamen wir ein anderes Licht zu sehen, welches wir für das Licht des Pachthofes hielten; wir spannten deshalb aus, kochten unser Abendessen über



Blick in die Wüste.

einem Feuer von trockenem Kuhdünger, machten unsere Betten im Wagen zurecht, indem wir Bretter mit Kissen und Decken querüber auf die Sitze legten und schiefen dann den Schlaf der Gerechten, als befänden wir uns in dem üppigsten Gasthof der civilisierten Welt, während Kert und Jan es sich ein Stockwerk tiefer, unterhalb des Wagens, gleichfalls bequem machten. Anfangs war es zu warm, als daß wir der Decken bedurft hätten, gegen Morgen wurde es aber recht kühl und wir waren froh, uns auch mit unsern Decken zudecken zu können, statt sie bloß unter uns zu fühlen.“

Von Farini erfahren wir auch Genaueres über die endemischen Krankheiten der Pferde und Maultiere.

„Bei meiner Rückkehr zum Wagen brannte das Feuer hell und das Wasser kochte bereits, deshalb versuchte ich mein Glück mit Smidts Kaffee. Die Schwierigkeit bestand darin, den Bodensatz niederzuschlagen, ohne Hilfe von Ei oder Hausenblase. Auch

ein brennendes Stäbchen sollte dazu dienen können, erwies sich aber nicht geeignet. Keinen bessern Erfolg gab ein Guß kalten Wassers, deshalb versuchte ich das letzte Mittel und filtrierte ihn durch ein leinenes Taschentuch und hatte die Genugthuung, zu finden, daß natürlich infolge der Anwendung eines solchen Patentfilters das Getränk so gut war als der beste von mir getrunkene französische Kaffee. Nachdem ich dann noch eine Rundschau vorgenommen hatte, ob Pferd und Maultiere gut angekoppelt seien, sodaß eine Wiederholung des Aufenthalts von heute früh nicht zu befürchten war, legte ich mich zu Bett, wenn man das Niederlegen mit allen Kleidern am Leibe, einige Kissen unter dem Kopfe und einer übergeworfenen Decke so nennen kann, und schlief mit ruhigem Gewissen ein.

„Der nächste Tag war ein Sonntag, mir freilich unbewußt, bis ich durch einen alten Landwirt — einen Engländer — daran erinnert wurde, welcher dicht neben uns aus dem Hause trat. Ich gab ihm einen Schluck «Cango», bei dem er mit der Zunge schmalzte, und dann erzählte er mir, daß er hier der Grundeigentümer sei von ungefähr 16000 Hectar, auf welchen 300 Stück Vieh, 200 Pferde und 12—15000 Schafe, alle ihm und seinen Söhnen gehörend, umherschweiften. Nach alledem bedurfte es keiner weiteren Mitteilung, daß sein Name Virtue sei. «Virtues Farm» war eine der Landmarken der Gegend.

„Ich fragte, was für Preise er für seine Tiere bedinge und wo der Markt sei, worauf er erwiderte, der Markt sei auf seinem Gute. Spekulanten kämen hierher und kauften nach Bedarf, indem sie gewöhnlich 6—9 Pfd. Sterl. für einen Ochsen, 20—30 Schilling für ein Schaf, und 10—25 Pfd. Sterl. für ein Pferd anlegten.

„«Bei solchen Preisen kann sich jemand in sehr kurzer Zeit ein Vermögen erwerben! Das Anlagekapital ist nicht groß und die Unkosten für einige Hottentotten oder Griqua-Buschmänner als Hirten betragen nicht viel.»

„«Das stimmt. Einem Kasserhirten geben wir als monatlichen Lohn ein Schaf oder einen Bock und die Kost dazu, wenn er mit dem Abfall der geschlachteten Tiere vorliebnimmt. Aber die häufige Dürre bringt uns oft fürchterlich zurück. Ich habe freilich das ganze Jahr hindurch einen Wasservorrat, und selbst wenn die Dams (Wasserbecken) austrocknen, so behalte ich noch

Wasser in meinem Brunnen; aber dann haben wir mit Krankheiten unter den Herden zu kämpfen. Da ist zunächst die Lungziekt oder Lungenentzündung und dann die Steuve-ziekt oder Gicht — die letztere ist eine ganz besondere Krankheit, welche erst vor wenig Jahren auftrat. Das Vieh bekommt steife Vordergelenke, kann nach einigen Tagen nicht mehr gehen und schwindet allmählich dahin bis es eingeht.»

„Giebt es denn kein Heilmittel dagegen?“

„Ich hörte nie davon. Die Regierung schickte uns einen Tierarzt, um die Krankheit zu beobachten; aber er begnügte sich damit, einige Tiere zu secieren und dann wegzugehen, ohne etwas zu verschreiben, setzte aber eine Rechnung auf, als ob er sie alle geheilt hätte. Was hilft uns ein Regierungs-Tierarzt, wenn er kein Heilmittel ausfindig macht?“

„Sind Ihre Pferde Krankheiten unterworfen?“

„Ja, doch nicht so schlimm wie in Transvaal. Um diese Jahreszeit können sie dort nicht leben und werden bis Mai nach hier heruntergeschickt. Es giebt zwei Pferdekranheiten: die eine heißt die Paarde-ziekt (Pferdekranheit) und die andere die nieuwe ziekt (die neue Krankheit). Die Kennzeichen der erstern sind ein leichter Fluß aus der Nase und schwerer Atem; häufig sterben die Pferde einige Minuten nachdem sie befallen sind. Bei der zweiten sind die Nasensymptome dieselben, begleitet von einer Anschwellung unter der Kehle und zuweilen von harten Geschwülsten über den ganzen Körper, welche in Eiterung übergehen. Wenn das Pferd nicht stirbt, so bleibt es doch einige Zeit dienstunfähig. Ein Pferd, welches die Krankheit gehabt und überstanden hat, ist oft 80—100 Pfd. Sterl. wert; denn man nimmt an, daß es nicht zum zweiten Mal befallen wird. Und selbst wenn dies geschieht, so stirbt es nicht daran; man nennt es dann ein gesalzenes Pferd.“

„Die erstere Krankheit scheint die Folge einer Entzündung der Lungen zu sein, weil sie die Pferde nur bei heißem Wetter zu befallen pflegt. Versuchten Sie nie eins ärztlich zu behandeln oder zu beobachten, wie es sich bei der Behandlung im Stall verhielt?“

„Nein; gewöhnlich heilt es von selbst oder die Tiere sterben! Es würde sich nimmer lohnen, sie im Stall zu behandeln; wenn Kornfrüchte 1½ Pfd. Sterl. pro Centner kosten,



fressen sich die Tiere in einer Woche auf. Sie leben in jedem Wetter auf dem Felde: brauchen wir ein Tier, so wird es eingefangen und nachher lassen wir es wieder laufen. Ihr Unterhalt kostet nichts.»“

Da die Maultiere aber den an sie gestellten Anforderungen, den Wagen über die tiefsandigen Dünenwellen der Wüste im ewigen Auf und Nieder hinwegzuschleppen, nicht genügen, der Wagen öfters festgerät und dann durch mühsam aus der Ferne herbeigeholte Ochsen losgearbeitet werden muß, so bequemt sich auch Farini der als die beste anerkannten Fahrgelegenheit an, als der Zufall ihn mit dem Besitzer eines Zuges Ochsen zusammenführte. Da außerdem die Unvorsichtigkeit eines Treibers sie um das beste Begleitpferd gebracht hatte, so war der Tausch zur Notwendigkeit geworden.

„Nachdem wir noch einige Erzählungen von Wells (einem frühern Matrosen, jetzt mit einer Buschmännin verheirateten Padeninhaber an einer Furt des Dranjessflusses) aus dem Koranna-Kriege angehört hatten, gingen wir im Mondschein zu unserm Wagen zurück, um nicht eine Mahlzeit gedämpfter Tauben zu versäumen, für welche wir den richtigen Appetit mitbrachten. Die erste uns zu Gesicht kommende Person war Jan, welcher ein wenig seitwärts vom Wagen allein darsaß. Wir dachten, er schmolle mit Kert, weil sie sich immer zankten, wer von ihnen am meisten arbeite, und nahmen deshalb keine Notiz von ihm; während wir aber aßen, erzählte uns Kert, Jan sei in tausend Ängsten.

„«Was giebt's? Seid ihr miteinander zerfallen?»

„«Nein; aber das Pferd ist hineingefallen.»

„«Was ist das Pferd?»

„«In den Fluß gefallen.»

„Ich sah rund um mich und erblickte nur die Stute Lady Anna, gut gefesselt. Das beste der beiden Pferde fehlte.

„«Sage Jan, er soll herkommen.»

„Und Jan kam, den Kopf tief hängen lassend, und ganz dämlich aussehend.

„«Was ist mit dem Pferde geschehen, Jan? Erzähle!»

„«I—jah, Herr; die Pferd das ist den Berg runtergespringt und ich konnt es nicht kriegen. Sie waren alle in die Büsche, und bevor ich hinkommen that, kamen sie alle heraus. Bloß er kam nicht. Ich kann's nicht helfen, Herr. So schnell ich laufen

konnte, war ich ans Wasser. Ich war auf seiner Spur auf das steile Ufer, und die Spur kam Sie nicht wieder heraus. Ich lief hinunter zur Fähre, ob ich ihn da fassen könnte, konnt's aber nicht.»

„«Sank es unter, sodaß du es nicht sehen konntest, bevor du zur Furt liefst?»

„«Ja, Herr, so war's. Ich sah ihn nicht mehr. Ich kam zu's Wasser, sah Spur, aber sah nicht Pferd.»

„«Es war natürlich gefesselt und konnte nicht schwimmen. Warum sprangst du nicht hinein und schnittst die Halfter durch oder warfst sie ihm über den Kopf?»

„«Das konnte ich nicht machen; er sank so schnell.»

„«Also sahst du es sinken?»

„«3—jah, Herr — nein, Herr.»

„«Jan, du lügst. Ich habe dir hundert Mal gesagt, niemals Pferde oder Maultiere gefesselt zur Tränke zu lassen. Sie stürzen sich ins Wasser, weil sie sehr durstig sind, und wenn das Wasser auch anfangs seicht ist, so kann es doch auf einmal tief werden. Ich mietete dich als einen kundigen Menschen; du sagst, du hast seit Jahren Wagen gefahren und Maultiere und Pferde geführt und doch bist du so dumm, daß du nicht allein meine Pferde verlierst, sondern dich selbst auch, und jetzt ist mein bestes Pferd durch deinen Ungehorsam ertrunken. Du versprachst mir gestern, auf alles zu achten was ich anordnen würde; nun lasse ich dir die Wahl. Du kannst jetzt gehen, ich will dir meinen Verlust nicht anrechnen und von dem Wert des Pferdes soll nicht weiter die Rede sein, oder du kannst weiter bei mir bleiben und ich will dich durchfüttern, bis du den Preis des Pferdes abverdient hast.»

„«Danke, Herr. Ich will hart vor Sie arbeiten, bis ich zahlen kann, Herr. Weiß nicht, warum Gott mich so gestraft hat; alles geht mir schlecht von Hand.»

„«Das ist deine eigene Schuld; klage keinen andern an als dich selbst. Deine niederträchtige Nachlässigkeit ist an allem schuld.»

„Als der «Zunge» ganz niedergeschlagen sich wegwandte, sagte Yulu: «Es ist ziemlich einerlei, wohin wir gehen oder was wir thun wollen. Es ist bloß noch der Blitz übrig, der uns Schaden zufügen kann; alles andere haben wir durchprobiert bis auf den Blitz und vergiftete Pfeile. Schadet nicht, wir wollten ja Diamanten und Viehherden suchen. Ein Hoch auf das Leben in der Wüste!»

„An diesem Abend schlachteten wir die beiden von Kert gekauften Schafe, schnitten das Fleisch in Streifen und hingen dieselben auf zum Trocknen, für den Fall, daß unser frisches Fleisch knapp werden würde; dann ging es am andern Morgen bei Tagesanbruch weiter, die Schurve-Berge hart zu unserer Rechten. Während ich die Zügel nahm, klatschte Jan mit der langen Peitsche, und Kert ritt auf der «Lady» voraus, um nach dem besten Wege auszuschauen. In zwei Stunden kamen wir an eine Reihe steiler Sandhügel, welche wir nicht umgehen konnten. Nachdem der erste Höhenzug erstiegen war, sah ich mich um und konnte nichts als Sandwellen nach jeder Richtung hin entdecken, zwischen denen ebener Grund von 50—150 Schritt Breite lag. Es blieb uns nichts übrig, als den Manttieren ihren Willen zu lassen und ihnen zwischendurch die Peitsche zu geben — dafür konnten sie auf den zwischenliegenden ebenen Flächen sich einige Minuten verschmaufen. Diese bestanden öfters aus hartem Boden, noch öfter aus Sand; doch diente der Sand, wie ich glaube, lediglich als Decke für einen weitgedehnten steinigen Untergrund, und die Dünen waren im Grunde nichts als Steinhaufen, auf welchen der Flugsand sich angehäuft hatte. Ohne diesen Sand war freilich das Land gar nicht zu passieren, denn kein Fuhrwerk hätte über die nackten Felsen wegfahren können. Auf alle Fälle mußte ich mich über die Geschicklichkeit wundern, mit welcher die kleinen Manttiere uns über die Sandwellen dahinzogen. Zuletzt kamen wir leider an einen Abhang, welcher ihnen zuviel zumutete, sodaß wir auf halbem Wege stecken blieben. Mit aller Gewalt konnten sie uns nicht weiterbringen. Ich hatte beschlossen, nicht wieder den Wagen abzuladen, denn wenn wir erst anfangen, bei jedem Hindernis uns auf diese Weise zu helfen, so würde kein Ende in die Sache kommen; deshalb ritt ich zu Wells zurück, um meine Manttiere gegen Ochsen umzutauschen. Darauf wollte er jedoch nicht eingehen. Er sei an Ochsen gewöhnt, sagte er, und oben-drein könne er, wenn ein Manttier stürbe, daselbe nicht essen, ein toter Ochse gäbe aber immer noch einen guten Braten ab. Er kannte jedoch in einigen Meilen Entfernung einen Händler, welcher Manttiere gebrauche und sie vielleicht in Tausch gegen Ochsen nähme; er sattelte deshalb sein Pferd und ritt mit mir dahin.

„Der Handelsmann war ein deutscher Jude aus Frankfurt, Namens Hochschild, ein lustiger Patron, welcher Lustsprünge machte

aus Freude darüber, Ochsen gegen Manttiere vertauschen zu können. Ich verlangte vier Ochsen für ein Manttier, und die Soche und Ketten im Tausch gegen mein Geschirr; er wollte mir aber im ganzen nur sechzehn geben und überhaupt nur unter der Bedingung, daß die Manttiere ihm gefielen. Nach einigem Feilschen wurden wir handelseins bei einem «Cape-smoke» (Tresterbrantwein) und dann lud er mich, weil es unterdessen finster geworden war, ein, mein Abendessen, einen Springbock, bei ihm einzunehmen und die Nacht in seinem Wagen zuzubringen. Natürlich teilten wir uns gegenseitig die neuesten Tagesnachrichten mit; und sodann weihte mein semitischer Gastgeber mich in einige Handelsgeheimnisse ein und erzählte prahlerisch, wie er die Eingeborenen zu betrügen verstünde, indem er z. B. bei den Rechnungen das Datum mit addiere u. dgl. Es fiel ihm nicht im Traume ein, daß diese Praktik nicht anständig sei; dies seien erlaubte Kniffe.

„Vor Tagesanbruch waren wir unterwegs zum gestrandeten Wagen, mit 16 Ochsen und allem Zubehör und zwei Koranna-Kassern als Treibern, erreichten unsern Bestimmungsort aber erst gegen Mittag. Hochschild wollte sehen, wie die Manttiere zogen, deshalb spannte ich sie an den Wagen so wie er da stand.

„Wollt Ihr sie nehmen, wenn sie den Wagen aus dem Soche da ziehen?“

„Ja“, war seine Antwort, „aber das können sie nicht.“

„Wollen sehen“, antwortete ich, indem ich alle Zügel in die Hand nahm und sie lose durch die Kummerte führte. Dann gab ich Jan das Wort und dieser erfüllte nun die Lust mit seinem Peitschengeknall und obligatem Geheul, daß die kleinen Tiere sich bis zum Bauch im Sande streckten. Nach der zweiten Sekunde würden sie stehen geblieben sein, aber glücklicherweise bewegte sich der Wagen, sodaß sie frischen Mut faßten und sich derartig ins Geschirr warfen, daß der Wagen wohl 6 m weiterkam, worauf ich sie anhielt. Nachdem sie sich einige Minuten verschauft hatten, ließ ich sie wieder anziehen und diesmal zogen sie den Wagen bis auf die Höhe des Abhangs.

„Was denkt Ihr jetzt von diesen kleinen Matten?“

„Das sind die richtigen Matten für mich; ich nehme sie; noch sechs von diesen Matten und Sie können damit durch die ganze Welt kutschieren.“

„Damit war der Handel abgeschlossen und wir spannten die

Ochsen an, freilich nicht ohne allerhand Schwierigkeiten, denn es waren sich fremde, hier und da zusammengekaufte Tiere, welche noch nie zusammen gearbeitet hatten. Eine Stunde lang konnte unser vereinigtcs Rufen und Peitschen sie nicht bewegen, den Wagen den Hügel herunterzuziehen. Die einen wollten hierhin, die andern dorthin; aber zuletzt nach vielen Umstellungen gelang es uns, die richtigen Paare als Leittiere und als Deichselochsen herauszufinden, und nun ging es wie mit Dampf vorwärts. In der Niederung halt machend, überlieferten wir die Maultiere samt



Ochsenreiter.

ihrem Geschirr dem neuen Eigentümer und mieteten einen der Kafferntreiber, einen schlankeu schwächtigen Gesellen, mit einer Stimme wie von einer Haustaube und einem Paar Storchbeinen, daß man jeden Augenblick befürchten mußte, sie brächen ab oder verwickelten sich zu einem Knoten, der aber dabei etwas von der Straße oder besser von der einzuschlagenden Richtung — denn eine Straße gab es nicht — verstand. Darauf sagten wir dem Handelsmann Lebewohl und tauchten von neuem unter in das Kalahari genannte Sandmeer.

„Sehr bald nachher wurden wir durch den Anblick einiger auf Ochsen reitenden Mischlinge überrascht. Ein durch die Nase des Tieres geführter Stock diente als Gebiß und an jeder Seite angebundene Stricke als Zügel; ein Schaffell und eine Decke mit einem Sattel-

gurt und Steigbügeln daran stellten die Sättel vor. Die Ochsen gingen Paß und liefen Trab und schienen leicht zu lenken zu sein.

„Mit Finsterwerden spannten wir aus; die Ochsen wurden über Nacht an die Kette gebunden und mit Tagesanbruch für einige Stunden losgelassen, während wir zur Tränke kommende Rebhühner schossen. Dann spannten wir nach dem Morgenkaffee an, fuhren etwa vier Stunden, spannten wieder aus bis 5 oder 6 Uhr, und fuhren dann noch 5—6 Stunden weiter. Das war



Fahrt durch die Kalahariwüste.

unsere übliche Tagesleistung, die nur durch das Bedürfnis, das Vieh einmal täglich zu tränken, eine Änderung erlitt. Es hatte ziemlich viel geregnet, sodaß die Regenlöcher gefüllt waren; da sich diese aber in sehr ungleichen Zwischenräumen fanden, so hielt es schwer, die Zeit immer so abzapassen, daß wir die Löcher stets zur rechten Zeit erreichten. Der Treiber gab den Tieren am liebsten des Morgens einen tüchtigen Mundvoll und später nichts mehr; als Grund führte er an, daß sie immer Durst haben würden, falls sie häufiger zu saufen bekämen, während bei seiner Praxis sie im Fall der Not es zwei, selbst drei Tage ohne Wasser aushalten könnten ohne Schaden zu leiden.“

Die in Südafrika üblichen Ochsenjoch sind gerade Stücke Holz, die über die Schultern der Ochsen gelegt werden, direkt

vor einem natürlichen Höcker, welcher die Bestimmung erhalten zu haben scheint, das Abgleiten derselben zu verhindern. An jedem Ende des Fochs ist ein flaches Holzstück befestigt, welches fast den halben Hals hinunterreicht, und die Enden desselben sind mit einem Streifen roher Haut um den Hals herum befestigt, welcher die geduldigen Tiere zu erwürgen droht, wenn sie eine Last schleppen. Es ist ein ganz gewöhnlicher Anblick, Gespanne von 12, 20—24 Ochsen in dieser umständlichen Weise angeschirrt zu sehen, wobei die großen, weit seitlich vortretenden Hörner sich gegenseitig belästigen und wie spanische Reiter die Straße zu sperren scheinen. Zuweilen mißt dieser nutzlose Schmuck bis zu  $3\frac{1}{2}$  m querüber, und die Tiere müssen sich förmlich darauf einüben, die Hörner unter des Nachbars Nacken durchzustecken, um frei voneinander zu bleiben.

## 2. Reisebilder aus dem Innern Südafrikas.

Seit den letzten 20 Jahren hat sich dem frühern Reisezweck der Aufschließung des Landes und der Ausübung der hohen Jagd ein dritter zugesellt, nämlich die Diamantensuche. Der reine Zufall hat die Entdeckung dieser Edelsteine herbeigeführt und die Hauptfundstellen, das von alters her diamantenreiche Ostindien und das seit 1782 die meisten Diamanten ausführende Brasilien, noch um eine, Südafrika, vermehrt.

Ernst von Weber erzählt in seinem interessanten Werk „Vier Jahre in Afrika“: „Es war im Jahre 1867, als der erste Diamant in Südafrika gefunden wurde, und zwar auf der Farm des Bauers Jacobs am Dranjestrom, siebzehn Stunden westlich von Hope-town in dem Albanien genannten Landstriche. Der Straußenjäger und «Trader» (Händler nach dem Innern) John O'Keilly kam dort zufällig mit einem andern Trader, Van Riekerk, zusammen; da wurde beider Aufmerksamkeit auf ein durchsichtiges und glänzendes Steinchen gelenkt, mit dem die Kinder des Jacobs spielten. O'Keilly meinte, es erinnere ihn an die weißen scheinenden Steine, von denen in der Bibel die Rede sei, und fragte den Bauer, ob er ihm den Stein schenken wolle. Dieser erwi-

derte lachend: «Von Herzen gern!» In seinen Augen hatte ja der Kiesel nicht den geringsten Wert. D'Keilly hatte allerdings eine unbestimmte Ahnung, der Stein könne von Wert, wohl gar ein Diamant sein. Als er durch Colesberg kam, sprach er im dortigen Hotel seine Vermutung aus, und zum Beweise schnitt er mit dem Stein in eine Fensterscheibe. Er wurde aber von den Anwesenden ausgelacht, indem sie ihm einwendeten, daß jeder Feuerstein solche Kritzel im Glase hinterlasse, und im Übermut warfen sie seinen Stein durchs Fenster auf die Straße. D'Keilly fand ihn zum Glück wieder und begab sich damit nach Grahams-town, wo er ihn von den gelehrten Doktoren Atherstone und Ricards untersuchen ließ. Diese erklärten den Stein für einen

Diamant von 288  $\frac{1}{2}$  Karat.

Diamant von 166 Karat.

Diamanten von 22  $\frac{1}{2}$  Karat. Infolge dessen wurde er an den Kolonialsekretär Southey in Kapstadt und dann an die Firma Hunt und Roskill in London geschickt, die seinen Wert auf 500 Pfd. taxierten. Für diesen Preis kaufte ihn der damalige Generalgouverneur der Kapkolonie, Sir Philipp Woodhouse, von D'Keilly. Hierauf kehrte letzterer hoch erfreut zu Jacobs zurück, und es gelang ihm, einen zweiten Stein, von 8  $\frac{7}{8}$  Karat, daselbst zu bekommen, den er für 200 Pfd. St. ebenfalls an den Generalgouverneur verkaufte.

„Zunächst begannen nun die Eingeborenen, welche glaubten, daß die Weißen diese Steine als Talismane gebrauchten, mit ihren schnellen und scharfen Augen die Ufer des Dranjeströms abzusuchen, und das Resultat war, daß in wenigen Wochen weitere zehn wertvolle Steine gefunden wurden. Jetzt wurde das



Suchen allgemein, und im Laufe des Jahres 1868 fing man auch am Baalströme, bei Pniel, zu suchen an, zuerst aber nur auf der Oberfläche des roten sandigen Bodens und am Ufer entlang in den reichlichen bunten Kieselablagerungen, die den Strom einfassen.

„Ein Kaffer Namens Swartsboy (Schwarzburtsche) fand zu Anfang 1869 einen großen Stein am Dranjestrom, den er zum nächsten Store, dem des Herrn Gers bei Hopetown, brachte. Er verlangte dafür Waren im Werte von 200 Pfd. St. Eine so große Summe wollte der ängstliche junge Kommiss in Abwesenheit seines Prinzipals nicht riskieren, er lehnte daher den Kauf ab. Der Schwarze ging mit seinem Steine weiter zur Farm des Herrn Niekirk und forderte hier das Doppelte, 400 Pfd. St. dafür. Herr Niekirk verstand sich besser auf das Geschäft, er gab ihm sofort 500 Schafe, einige Pferde und eine Quantität Waren, im Gesamtwerte von 400 Pfd. St. Und er durfte dies wohl geben, denn es war ein Stein von prächtiger Weiße und außerordentlicher Größe, und noch denselben Tag verkaufte er ihn an das große Haus Viliensfeld und Brüder in Hopetown für 11200, sage 11200 Pfd. St.! Wenn das Schwarzburtsche gehnt hätte! Doch dieser war schon voller Entzücken nach Hause zurückgekehrt, er dünkte sich im Besitz seiner neuen Schätze einen Krösus und lachte herzlich über den dummen Weissen, der ihm für einen unbrauchbaren Kiesel ein solches Vermögen gegeben hatte! Und dieser selbe Stein wurde später in der ganzen Welt hochberühmt unter dem Namen «der Stern von Südafrika»; er wog 83½ Karat und war dabei vom reinsten und herrlichsten Wasser. Erst durch Südafrika, dann durch England im Triumph herumgeführt, erregte er überall das ungeheuerste Aufsehen. Die Kronjuweliere Hunt und Comp. in London kauften ihn für 11500 Pfd. St. und übergaben ihn einem Schleifer in Amsterdam; den daraus geschliffenen Brillanten kaufte später der Earl of Dudley seiner jungen Frau, der durch ihre unvergleichliche Schönheit in ganz England berühmten Gräfin Dudley, für den Preis von 25000 Pfd. St. (500000 Mark).

„Von da an bewegte sich ein gewaltiger Menschenstrom nach dem Baalflusse hin. Hauptsächlich waren es Boers von den benachbarten Farmen, welche die wunderbare Mär gehört hatten und nun mit Frau und Kind kamen, um die Ufer sowie

die gesamte Oberfläche des Flußthales aufmerksam und fleißig abzusuchen.

„War bisher das Diamantensuchen auf die Oberfläche des Bodens beschränkt geblieben, so fing man Ende 1869 an tiefer nach Diamanten zu graben und den ausgegrabenen Boden systematisch durchzuwaschen.



Diamantenväscher am Baalflusse.

„Da die ersten Diggers fast ohne Ausnahme ruhige und gesittete Leute waren, theils und zwar überwiegend einfache und einfältige, nüchterne und an harte Arbeit gewöhnte Boers mit ihren Familien, theils herbeigekommene Engländer aus den gebildeten Klassen, so herrschte im Jahre 1870 die größte Ruhe und Ordnung auf den Flußdiggings. Jede Diggergemeinschaft wählte ihr Komitee, das feste Statuten nach dem Vorbilde der in Au-

stralien geltend gewesenem entwarf, und die durchweg aus ruhigen und ehrbaren Leuten bestehende Diggergesellschaft kam allen diesen vernünftigen Verordnungen unweigerlich nach. Einzelne Störenfriede und Thunichtgute wurden durch die gemeinsame Ruhe- und Ordnungsliebe, mit der alle Digger sich gegenseitig beistanden, leicht in Schranken gehalten.“

Diese idyllischen Zustände unter der patriarchalischen Herrschaft einzelner zur Oberaufsicht vorzugsweise geeigneter Männer, unter welchen sich alte Seelente hervorthaten, waren indessen von kurzer Dauer. Mit dem Zulauf aus größerer Ferne, besonders der australischen und kalifornischen Goldgräber, welche ihre Arbeitsmethoden mitbrachten und aus Erfahrung wußten, daß genossenschaftliche Ausbeute der individuellen vorzuziehen sei, zogen andere Elemente in die Minenbevölkerung ein, teils um im Dienst der Genossenschaften als Tagelöhner zu arbeiten, teils um den Absatz nach außen zu vermitteln, ohne die schwere Grubenarbeit zu leisten. Die Tagelöhner bestanden vorwiegend aus hünenhaften Kaffern, Hottentotten, Basutos, und diese überließen sich nur zu gern der ihnen angeborenen Lust zu Diebereien. Da dieser Hang von den Händlern mit allen Listen begünstigt wurde, welche so für Spottpreise in den Besitz kostbarer Steine gelangten, so mußte bald die anfangs nur nominelle englische Regierung um polizeiliche Hilfe und Schutz gegen die Unterschlagungen angegangen werden. Eine Geheimpolizei wurde eingesetzt und mit ihr hielt ein Strafgesetzbuch seinen Einzug, welches an drakonischer Schärfe seines Gleichen auf der Welt suchte, aber das ganze Gewerbe doch mehr in gemessene geschäftliche Bahnen drängte, sodaß durch Kopfszahl und Geldmittel mächtige Gesellschaften den Minenbetrieb von jetzt an übernahmen. Damit hörten freilich die großen Treffer auf, womit einzelne Diamantengräber zuweilen plötzlich zu reichen Männern wurden, während die große Masse oft kaum den täglichen nicht billigen Lebensunterhalt sich verdiente, aber die Minenausbeute wurde durch den wissenschaftlichen Betrieb reicher und stetiger.

Auch der Amerikaner Farini hatte zunächst seinen Sinn auf die Diamantensuche gerichtet, in der Hoffnung, durch einen oder einige glückliche Funde seine Reiseunkosten herauszuschlagen. Sein Führer Kert hatte einstmals das Glück gehabt, einen besonders großen Stein zufällig zu finden, warum sollte er nicht ebenfalls das große Los ziehen können? Wie es ihm dabei erging,



Eine Diamantengrube bei Kimberley.



erfahren wir von ihm selber nebst allerlei sonstigen Reiseabenteuern, als er noch mit seinem Maultiergespann in die Wüste einzudringen suchte.

„Wir spannten um 6 Uhr nachmittags wieder ein und fuhren über Berg und Thal — letzteres in Gestalt harter Stellen von Kalkstein, erstere in Gestalt weicher Sanddünen — bis wir ungefähr um 9 Uhr abends die schlimmste Sanddüne von allen antrafen. Die Räder versanken bis an die Naben, die Maultiere bis an die Knie in dem losen trockenen Sand, und weiter gab es bis oben nichts; aber es ging doch immer vorwärts, bis die Leitthiere hoch über dem Wagen standen, als ob sie es sich in den Kopf gesetzt hätten, wie Pegasus zum Himmel emporzusteigen, aber durch das Gewicht des Wagens zurückgehalten würden.

„Wir sitzen fest, Jan“, sagte ich, «es ist nutzlos, die armen Tiere zu peitschen; sie werden ziehen bis alle Anstrengung vergebens wird, und nachher wollen sie nicht von der Stelle. Wir wollen ausspannen und Kaffee kochen. Vielleicht kommt vor dem Morgen jemand hier vorbei und hilft uns heraus. Horch! was ist das? Ich höre eine Peitsche knallen! Da fährt ein Wagen links von uns! Wir müssen aus der Spur nach rechts hin ausgewichen sein. Ich will einmal sehen wer es ist, spannt nur aus unterdessen.» Mit diesen Worten ging ich nach der Richtung, woher ich den Schall gehört hatte, und traf glücklicherweise mit einem nach Rhais bestimmten leeren Wagen und Gespann zusammen. Die Führer willigten ein, uns aus der Verlegenheit zu helfen, und nach einigem Aufenthalt waren sie mit ihrem Gespann bei unserm Wagen. Kert und ich faßten jeder einen an den Leitochsen festgebundenen Riemen an, um sie nach der richtigen Straße zu steuern, und dann begann das Peitschen und Rufen. Nach vielem Stürzen und Schnauben kamen wir einige Schritte weiter, als der Strick in meiner Hand zerriß, mein Dohse stehen blieb und ich kopfüber in das Sandmeer stürzte. Nachdem der Schaden ausgebessert war, machten wir einen zweiten Versuch und waren etwa 3 m weiter gekommen, als der Treiber ausrief: «Holla, einige Minuten Atempause!» dann gings weiter. Diesmal stürzte mein Dohse derartig, daß er zu Schaden kam und fast über den alten Kert wegrollte; aber unter Rufen und Peitschenhieben erhob er sich wieder und dann schrie Lulu, welcher sich neben den Maultieren aufhielt: «Hurra, er kommt; bleibt im Gange bis ihr

oben seid!» Krack! Krack! Puff! Paff! Brrrr! und die Leittiere stehen auf dem Ramm. «Bravo! weiter!» schrie Lulu, und hinunter ging's den andern Abhang, daß wir — Kert und ich — uns kaum vor den Tritten der aufgeregten Tiere retten konnten.

„Welch ein Glück! Jetzt konnten wir bis Mitternacht in Willerhouts Föhre sein, statt auf der Sanddüne schlafen zu müssen! Diese Ochsen oder ihre Herren verdienten ehrlich die 2 Schillinge, welche sie für ihre Dienstleistung forderten; aber als sie Anstalt machten, mir Kaffee, Tabak und gar Branntwein abzubetteln, überließ ich Kert die unangenehme aber notwendige Pflicht es abzuschlagen. Der alte Buschmann hätte lieber sein Herzblut hingegeben, als daß Branntwein an die Fremden ausgeteilt worden wäre. Diesen liebte er mehr als alles auf der Welt, und es hätte ihm beinahe das Herz gebrochen, als er mich am Tage zuvor seinem alten Freunde Abraham etwas in einer Flasche verabreichen sah. Unsere Freunde mußten sich also mit ihrem Gulden zufrieden geben sowie mit dem herzlichen «Gute Nacht» und dem tiefgefühltesten Dank, mit welchem wir von ihnen schieden. Nachher paßten wir besser auf, daß wir nicht wieder die Spur verloren, und erreichten Willerhouts Föhre um die mitternächtliche Geisterstunde.

„Die Maultiere wurden festgebunden und die kleine Schar müder, erschöpfter Männer lag bald in tiefem Schlaf. Hätte der Genius loci einen Einfluß auf die Träume der schlafenden Männer gehabt, so müßte ich von dem Matrosen Sindbad und von Aladdins Lampe, von den Marmorhallen und reichen und seltenen Diademen von Golkonda und von Eldorado geträumt haben; denn der Boden, auf dem wir schliefen, barg vielleicht ungezählte Reichtümer. Hier in der Nähe hatte Kert seinen Diamant von 180 Karat gefunden, der so oft in London der Gegenstand seiner Gespräche und zugleich der Köder gewesen war, mit welchem er mich zu dieser Reise verlockte. Aber selbst «die Gewalt des Reichtums über die habgüchtigen Träume» störte nicht meine Ruhe: ich bedurfte des Schlafs und nicht der Diamanten, und die «sanfte Amme Natur drückte bald meine Augenlider nieder und versenkte meine Sinne in Vergessenheit», sodaß ich weder an Steine oder Sand noch an Diamanten und Wüste dachte.

„Mit Tagesanbruch schwelgten wir schon in einem Flußbade, während das Frühstück bereitet wurde, und nach beendeter Mahl-

zeit schickten wir Jan ins Feld, um die Pferde und Maultiere zu holen, während Lulu, Kert und ich auf Diamantensuchen auszogen. Auf einen mit kleinem Geröll bedeckten Hügel kletternd, entdeckten wir mit Kerts Hilfe einen Whithaat Boom (weißen Ejelsbaum) und «dort», rief er aus, «dort fand ich den Diamant von 180 Karat, ganz nahe bei dem Baum». Wir suchten und suchten, zerkraxten die Oberfläche über und über mit größter Sorgfalt, aber kein Diamant ward gesehen. Dann überkamen uns leise Zweifel an des alten Buschmanns Aufrichtigkeit. Lulu nahm ihn beiseite und fragte ihn aus, ob er dieselbe Geschichte wohl noch einmal erzählen wolle; aber währenddem kam ein alter Mann zu ihnen und redete Kert mit den Worten an:

„Was, Kert, schaut ihr nach mehr Diamanten aus! Habt ihr wieder welche gefunden?“

„Kert war gerieben; er verstellte sich. «Ich gehe mit diesen weißen Männern in die Kalahari auf die Jagd», antwortete er.

„Nun ja! Sagen ist ein besser Handwerk als Diamantensuchen. Sag mal, Kert, wo fandest du den großen Stein damals?“

„Offenbar war die Thatsache hinlänglich bekannt, daß Kert einen Diamant gefunden hatte; aber er versicherte, er habe niemand außer uns die genaue Stelle gezeigt. Unser Vertrauen zu ihm war wieder im Zunehmen; aber es war nutzlos, hier noch weiter herumzuscharren, darum verschoben wir unsere Maßregeln auf morgen.

„Bevor aber am andern Tage die Sonne über die Dünen schaute, hatten Lulu und ich ein 1 qm großes Loch gegraben von etwa  $\frac{1}{2}$  m Tiefe, doch kein Diamant belohnte unsere Mühe. Mit Blasen an den Händen und steifem schmerzenden Rücken kamen wir einstimmig zu der Überzeugung, daß unsere Körperbeschaffenheit sich nicht eigne zum Diamantengraben, und es besser sei noch einmal die Erdoberfläche abzusuchen. Nachdem wir etwas «Bort» (Diamantpulver, fast schwarz) sowie einige Granaten und sonstige Steine aufgelesen hatten, welche zugleich mit Diamanten im Felde gefunden werden, kehrte ich zu dem von uns gegrabenen Loch zurück, entschlossen, den Staub noch einmal sorgfältig zu sieben. Am Rande des Loches sitzend und die Hände voll Staub, wurde ich von Lulu also apostrophirt:

„Ich bin vollständig überzeugt, daß Kert uns mit dem



Diamanten nichts vorgeschwindelt hat, und daß er ihn wirklich hier fand. Vielleicht sitzen Sie jetzt gerade an der Mündung der reichsten Diamantengrube der Welt. Aber ich möchte nicht hier bleiben und graben, nicht um den dicksten Diamanten der Schöpfung. Was helfen mir Reichthümer ohne Behaglichkeit? Eine Reise von 20000 km zu machen, um unter dieser sengenden Sonne zu braten; vor Staub halb blind zu werden; Schlamm aus den Straßenpfützen zu trinken; in einem Wagen auf harten Brettern zu schlafen; nie die Kleider abzulegen, außer um sich im Schmutz umzuwenden, denn schwimmen kann man das doch nicht nennen — finden Sie das behaglich? Ich gehe jede Wette ein, daß ich mehr als mein erlaubtes Maß Schmutz in den letzten drei Wochen verschluckt habe; geben Sie mir also lieber eine Wohnung, und nehmen Sie dafür die Diamantengrube.»

„Denke nicht daran, mein Freund! Wenn Sie Diamanten suchen wollen, so müssen Sie dieser Jagd die beste Seite abzugewinnen sich bestreben. Jeder ist seines Glückes Schmied; wenn ich aber auch überzeugt bin, daß sich hier Diamanten finden, so bleibt es noch immer fraglich, ob sich die Arbeit lohnt; das können wir mit unserm Graben allein nicht beweisen, deshalb ist das Beste, wir kehren zu unsern Leuten zurück, sehen nach unserm Vieh und machen uns über Upington auf die Rückreise, um unsere Lose uns von dem Kommissar des Bastard-Territoriums bestätigen zu lassen. Wir wollen aufpacken und morgen weiterziehen. Bald befinden wir uns auf den Jagdgründen längs der Schurve-Berge, und dann holen Sie Ihre Camera heraus und photographieren nach Herzenslust.»

„Einverstanden! Bestimmen Sie wie Sie wollen, ich mache mit; aber versuchen Sie nicht sich einzubilden, daß es hier behaglich sei, das ist es einmal nicht. Es ist die reine Quälerei!»

„Nun ja, aber es ist gesund.»

„Das können wir auch näher bei Haus haben und viel billiger. Aber Sie sind der Baas; befehlen Sie nur.»

„So kamen wir zu der Überzeugung, daß unsere Lose eitel Dunst seien, nahmen Spaten und Spitzhacke auf die Schulter und gingen zum Wagen, sandten Bert voraus, einige Schafe und etwas Kaffee von seinem Freunde zu kaufen. Wir gingen ihm nach, indem wir längs der tiefen Flußufer schlenderten und Tauben und sogenannte Fasanen, die in Wirklichkeit aber mehr wie Perlhühner

ausfahen, und wilde Gänse schossen. Die Fasanen waren sehr selten, sodaß wir sie nur dadurch zum Schuß bekamen, daß einer sich hinter kleinen Sandhügeln und Dorngebüsch versteckte und der andere sie ihm zutrieb. Auf diese Weise erhielten wir zwei Stück. Die Gänse waren auch schwer zu schießen, denn wenn man nicht eine tödliche Stelle traf, so flogen sie mit einem halben Pfund Schrot ohne Beschwerde davon. Auf 30 Schritt Entfernung schien Nr. 6 von gar keiner Wirkung zu sein. Hier gebrauchen die Leute nie feinem Schrot als Nr. 4, weil man nie vorher weiß, ob man eine Hyäne oder einen Hasen, eine Elenantilope oder einen Elefanten aufjagt. Nicht daß wir hier gerade gute Aussicht auf größeres Wild als Springböcke hatten, welche noch alle Jahr hierher zum Fluß in Herden von 100 bis 10000 auf einmal kommen. In der Woche vor unserer Ankunft war eine solche Herde jenseit des Flusses gewesen und nach dem Distrikt Carnarvon weitergezogen. Aber alles übrige große Wild war in die Kalahari gejagt und eine Reise von 14 Tagen trennte uns von ihm.“

Nachher kommt Farini nie wieder auf Diamantenjuche zurück, die Lust daran war ihm gründlich vergangen. Auch hatte er in Kimberley genug gesehen, um seine Neigung zur Teilnahme an geregelter Arbeit dieser Art gründlich abzukühlen. Wir müssen es uns versagen, auf seine Schilderungen der Zustände in dieser Centralstelle des Minenbetriebs näher einzugehen, wollen aber, um auf seine sonstigen Reisezwecke zurückzukommen und zugleich durch einen Augenzeugen Land und Leute von Kapstadt bis dahin uns vorzuführen, ihn selbst seine Eisenbahnreise und Postfahrt bis Kimberley erzählen lassen.

„Am Freitag Abend, 2. Juni 1885, fand sich auf dem Perron der Eisenbahnstation der Kapstadt ein Haufen von Menschen zusammen: Reisende mit einer Anzahl von Freunden, welche sie abfahren sehen wollten, und mit der üblichen Beimischung von Müßiggängern, welche ihre Zeit bestens zu verwerten glaubten, indem sie nichts thaten, sowie von neugierigen Zuschauern, welche sich um aller übrigen Leute Angelegenheiten bekümmern, weil sie keine eigenen zu besorgen haben. Der «Postzug» wollte gerade mit den am Tage zuvor aus der Heimat angekommenen Briefen nach dem Innern abfahren, und man konnte die unvermeidliche Aufregung verspüren, welche der Abgang dieses Hauptzuges stets hervorruft.

„Eine Anzahl Passagiere, darunter mein Reisegefährte Lulu und meine Wenigkeit, waren mit Billets nach Hoptown versehen, damals die letzte Station vor Kimberley, jetzt aber durch eine Bahn mit dieser Diamantenstadt verbunden. Als ich hörte, daß ein Pullman-Schlafwagen sich im Zuge befinde, fühlte ich mich wieder heimisch und versuchte mir einzureden, daß die Schar Malaien echte Neger seien und die semitischen Gesichtszüge der Mehrzahl der Dienstmänner auf dem Perron auf Einbildung beruhten. Bei näherer Bekanntschaft erwies sich die Ähnlichkeit des «Pullman» mit dem Schlafwagen der amerikanischen Eisenbahnen gerade so groß, wie die der gelben Haut der Malaien-jungen mit der Ebenholzfarbe Sambos. An der einen Seite des Durchgangs befand sich eine Reihe Sitze für eine Person und auf der andern eine breitere Reihe für zwei Personen. Über jede der letztern spannte der Aufwärter oder «Steward», wie er genannt wird, vom Dach des Wagens aus ein Stück Leinwand, legte darüber eine dünne schmutzige Matratze, und das war das «Bett». Keine Spur von Decken; und da ich alle meine Decken im Gepäckwagen aufgegeben hatte, so blieb uns nichts übrig als uns hineinzulegen «wie wir standen und gingen», denn der Zug war schon einige Meilen von Kapstadt entfernt. Es gelang mir jedoch, in meiner neuartigen Hängematte einen gesunden Schlaf zu genießen, bis der Zug in der Nähe des Kamms der Hexe-berge beim Hexefluß anfang langsamer zu fahren. Da ich viel von der Schönheit dieser Landschaft gehört hatte, so kletterte ich heraus, um sie zu genießen, konnte aber zu meiner großen Enttäuschung nichts entdecken als eine Anzahl rauher Gebirgskämme. Einzelheiten ließen sich nicht unterscheiden trotz des hellen Mondscheins. Um diese Zeit wurde es in Folge der erreichten großen Meereshöhe recht kalt, und die Decken würden uns sehr willkommen gewesen sein; als aber der Morgen dämmerte, waren wir schon unten an der andern Seite der Bergkette, näherten uns rasch der Großen Karroo und bekamen alsbald eine Vorstellung davon, was es heißt, wenn die Sonne ein Versäumnis gutzumachen sich anschiekt. Die Hitze wurde überwältigend; die Augen wurden angegriffen von dem beständigen Zittern, in welchem jeder Gegenstand in der ausgedorrten Luft erschien, und man mußte daran verzweifeln, sich Kühlung zu verschaffen, da selbst der Aufenthalt auf den Trittbrettern hinten am Waggon im vollen

Luftwechsel des Zugs nichts half. Am ganzen Himmel war keine Wolke zu sehen; die Luft ausgedorrt und wie ein Backofen getrocknet, beständige Luftspiegelung veranlassend, sodaß die entfernten Berge ganz nahe und doppelt so groß zu sein schienen, und dabei so durchscheinend klar, daß die kleinsten Gegenstände sich in schärfsten Umrissen darstellten. Heißer und heißer wurde es, je höher die Sonne stieg; und unter einem solchen metallenen Himmel hatten die Menschen zwei lange Jahre zugebracht! Nicht ein Tropfen Regen in 24 Monaten! Soweit das Auge reichte, überall dieselbe Wüste des vertrockneten Lehmbodens, deren Eintönigkeit nur durch vereinzelt verkrüppelte laublose Büsche unterbrochen wurde, sowie durch eine Reihe felsiger flachgerundeter Hügel oder «Kopjes» von 20—30 m Höhe.

„So sah die Karroo aus, als ich sie zuerst nach zweijähriger Dürre erblickte: die schrecklichste, trockenste, verbrannteste, wie im Backofen gedörrte, versengte, gebackene, verzehrte, gottverlassene Gegend, über welche jemals die Sonnenstrahlen sich ergossen, selbst nicht die Sahara ausgenommen; denn dort ist nichts als Sand und kein Gegenstand, welcher der Einsamkeit als Folie dienen könnte, während hier das Gefühl der Verlassenheit noch durch eine gelegentliche Bauernhütte vertieft wird. Wie! Bauern in diesem Lande? Ja wohl, denn vor drei Jahren waren diese einzelnen, jetzt freilich in gespenstischer Öde dastehenden Hütten von zahllosen Herden und Rudeln Vieh umschwärmt; ihre Bewohner waren, obwohl jetzt Bettler, damals Besitzer von je 10000—20000 Schafen. Und noch jetzt harren sie hoffnungsvoll auf die zu lang ausgebliebenen Regenschauer, welche in wenigen Tagen, ja selbst in wenigen Stunden diese Wüste in lächelndes reiches Weideland umwandeln würden. Ich kann natürlich nicht bestreiten, was mir von glaubwürdigsten Kennern versichert wird; mir persönlich scheint es sonst undenkbar, daß die Große Karroo jemals etwas anders werden könne, als was sie jetzt ist — eine anscheinend hoffnungslose Wüste. Nicht ein Grashalm, nicht ein Blatt ist zu sehen; nicht einmal die Tiere der Wüste, der Klipppringer (Klipbock) oder Steinbock, welche sonst zwischen den flachgerundeten Kopjes sich tummeln, lassen sich blicken; die einzigen lebenden Wesen sind hier und da sichtbare große «Aasvögel» oder Geier mit ihrem schwerfälligen Fluge, welche

sich zwischen den Gerippen der Pferde und Ochsen bekämpfen, die zahlreich auf den Wegen der Fuhrknechte umherliegen.

„Ab und zu kreuzt die Eisenbahn eine tiefe Schlucht oder ein flaches Thal, welche in der Regenzeit mit Wasser gefüllt sein würden. Prachtige Flußbetten sind da, zahlreich genug, aber sie enthalten so wenig Wasser als Branntwein.

„Plötzlich hielt der Zug vor einem breiten Kanal, welcher einst den Namen Gamka-Fluß führte, dessen Bett aber jetzt nichts als heißer Fels war. Der Stationsvorsteher erzählte uns, daß eine der Quellen versiegt sei und eine andere zu versiegen drohe, während das Wasser im großen Reservoir nur noch für 14 Tage reichen würde. Im Restaurationslokal kostete das Glas Wasser 25 Pf. Es überraschte deshalb nicht sehr, daß ein «Schluck» Branntwein 1 Mark und eine Flasche Bier 3 Mark 50 Pf. kosten sollte. Der Inhaber des Restaurant, ein dicker brauner Boer, erzählte uns, daß alle seine Schafe eingegangen und ihm weder Kuh noch Ochs geblieben sei; doch gab er die Hoffnung auf bessere Zeiten nicht auf und erwies sich überhaupt als vom echten Schlage dieser Eingeborenen. Zuweilen kam ein Boer von seinem Gut zur Station, mit ängstlichem sorgenvollem Blick, als wenn er sagen wollte, er führe auch lieber mit uns von dannen und ließe seinen Hof Hof sein; fragte man ihn aber dann nach seinem Begehr, so hörte man stets wieder dieselbe verlorene Hoffnung, daß eines Tages der Regen kommen würde, und dieselbe Zuversicht aussprechen, daß dann auch bessere Zeiten folgen würden. Im allgemeinen herrscht die Vorstellung, daß die Kolonie nicht gedeihen wird, solange das Boerenelement vorherrscht; aber man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß ohne sie die Karroo in ihrem gegenwärtigen Zustande unbewohnt sein würde, denn kein Engländer könnte allein von der Hoffnung leben und dabei die Hände in den Schoß legen. Er würde zum wenigsten versucht haben, von dem Überfluß der Regenzeiten etwas für trockene Jahre aufzusparen.

„Vielleicht als Gegenstück zu diesem verdorrten Zustande der Karroo wurde erzählt, daß in Calvinia und Frazerburg es sogar in den letzten drei Jahren nicht geregnet habe.

„«D, das ist noch gar nichts», warf ein wohlunterrichteter Kenner von Südafrika dazwischen. «In Namaqualand weiter oben hat es sogar in 12 Jahren nicht geregnet, und die Ein-

geborenen sollen, wahnsinnig vor Durst und Entbehrung, ihre Kinder verschlungen haben; und in Groß-Namaqualand giebt es sogar einen Distrikt, in welchem es noch nie geregnet hat.»

„«Sicherlich ist der Eingang zur Hölle nicht weit von hier», war alles was ich darauf entgegnen konnte; «und wer hier zu wohnen verurteilt ist, braucht sich vor dem Fegeseuer nicht zu fürchten.»

„An Beaufort-West vorbei kamen wir dann wieder ins Gebirge und ließen die Karroo hinter uns liegen; als erste greifbare Beweise der Veränderung dienten uns die gelegentlich sich zeigenden Riesenkaktus, welche trotz der sengenden Strahlen der alten Sonne noch grün waren, und die größere Höhe der hier und da wachsenden Gebüsch. Kurz hinter Viktoria-West, welche Station etwas seitwärts von der gleichnamigen Stadt liegt, gelangten wir zu einer auf einem kleinen Hochland belegenen Straußenzucht. Vor dem Gute lag ein kleiner Garten, in welchem einige krüppelige Ricinussträucher wuchsen, welche aus dem die Lokomotiven speisenden Behälter bewässert wurden. Ich zählte etwa 30 schwarze männliche und ebenso viel graue weibliche Strauße, von denen einige sechs bis acht Junge führten. Der ganze Hof war mit einem niedrigen Gehege von Draht und Reißig umgeben von nicht mehr als 2 Fuß Höhe, welches sich indessen als hoch genug erwies, um diese «dummen» Tiere beisammen zu halten; wenigstens versucht keins derselben, oder wie der Züchter sich ausdrückt, sind sie alle viel zu kitschlich, um zu versuchen, mit ihren langen Beinen über diese Andeutung eines Zauns hinüberzutreten und sich aus dem Staube zu machen.

„Diese Strauße waren außer den Geiern die einzigen lebenden Tiere, welche wir auf einer Strecke von über 600 km bis jetzt gesehen hatten. Dieser kleine Wasserbehälter war zugleich auf derselben Strecke der einzige Versuch, überschüssiges Wasser aufzusparen, und die Veranlassung dazu entsprang augenscheinlich mehr den Bedürfnissen der Eisenbahn als dem des Straußenzüchters. Auf der ganzen 1000 km langen Reise nach Hope Town war überhaupt das einzige gute Ding die Eisenbahn. Gut angelegt und beschwert und durchweg gut unterhalten, «fuhr» sie leicht und gestattete eine ansehnliche Fahrgeschwindigkeit. Die ganze Entfernung wurde in 32 Stunden zurückgelegt, Aufenthalt eingerechnet — das giebt eine respectable Geschwindigkeit, zumal die Steigungen öfters nicht unter 1 zu 40 betragen.

„Um 10 Uhr abends gelangten wir zu einer Station «De Nar», dem Knotenpunkt mit der Port Elizabeth-Bahn. Hier mußten wir umsteigen, warfen also unser Gepäck im Finstern auf den Perron, und mußten dann noch eine Stunde auf den Zug von Middelburg warten, welcher uns weiter nach dem Norden schaffen sollte.

„Nach ununterbrochener nächtlicher Fahrt erreichten wir 4 Uhr früh Hope Town oder vielmehr die «Endstation am Oranje-Fluß», etwa 15 km vom Fluß und ebenso weit von Hope Town, und mußten nun die Eisenbahn mit der Postkutsche nach Kimberley, 110 km weiter, vertauschen. Der eigentliche Postwagen wurde ohne Verzug abgefertigt; den Passagieren blieb die Wahl zwischen zwei gewöhnlichen Kutschen, von denen die eine den Posthaltern, den Herren Gibson, die andere einem alten südafrikanischen Pionier de Witt gehörte. Der gewöhnliche Fahrpreis für die Entfernung beträgt 50 Mark à Person, und 33 Pf. für jedes Pfund Übergewicht über 25 Pfd.

„Die zwei Kutschen waren bald zum Zerdrücken voll, deshalb mieteten einige von uns einen besondern Maultierwagen, welchen Herr de Witt selbst «fahren» wollte. Er hatte passenden Raum für uns acht und wir gratulierten uns gerade zu dieser anständigen Fahrgelegenheit, als zwei Damen baten, sich uns anschließen zu dürfen. Natürlich konnten wir es ihnen nicht abschlagen, drückten uns also thunlichst enge zusammen, als eine junge Dame mit ihrer kleinen Schwester und ihrem Bruder in großer Hast herzugelaufen kam, nachdem sie soeben durch ein Telegramm zur eiligen Rückkehr nach Kimberley aufgefordert war. Eine andere Gelegenheit gab es nicht; sollten wir noch Platz machen für die drei Kleinen? De Witt erhob keine Einrede wegen der Maultiere, deshalb durften wir unsertwegen auch keine erheben, und so schoben wir uns denn noch etwas enger zusammen.

„Die Ufer des Stromes sind so steil, daß mit großer Vorsicht heruntergefahren werden mußte; geht etwas entzwei am Wagen, so kann man dem Wasserbade nicht entgehen. Deshalb stiegen wir aus, als wir den Rand erreichten, während die Kutsche zur Ponte oder fliegenden Brücke gefahren wurde, einem Flachboot, welches durch einen Rollblock an einem über den Fluß gespannten Draht befestigt ist. Als wir alle «an Bord» waren, wurde der Bug des Bootes etwas schräg gegen den Strom ge-

richtet, worauf die Gewalt der Strömung uns rasch dem andern Ufer zuführte — oder vielmehr dem Rande einer Sandbank von etwa 15 m Breite, über welche die männlichen Passagiere auf den Schultern eines riesigen Zulu getragen wurden, während die Damen das Vorrecht genossen, ihre Plätze im Wagen wieder einzunehmen.

„Nach einer Folge von wasserleeren Flußbetten wirkte der Anblick des stattlichen Oranjesflusses geradezu erfrischend. Der Strom war nur zur Hälfte mit Wasser angefüllt, aber aus den weiten abschüssigen Ufern tiefen weißen Sandes, durch welchen die Maulesel mit Mühe die Kutsche schleppten, konnte man entnehmen, welch bedeutende Wassermenge in der Regenzeit hier herunterfließt.

„Nachdem wir unsern Durst in Ingwerbier gelöscht hatten, welches wir in einem kleinen Schmuckkästchen von Eisenwellblech kauften, dessen innere Temperatur etwa der eines für die Aufnahme des zu backenden Brotes vorbereiteten Backofens entsprach, kletterten wir wieder auf unsere Sige im Wagen zurück und der «Treiber» nahm seine Arbeit wieder auf. Zur Führung eines Gespannzugs in Südafrika bedarf man zweier Treiber, von denen der eine die Zügel, der andere die Peitsche regiert — ein starkes Rohr mit einer Schnur von Tierhaut, etwa 6 m und noch länger, einer derben Angelrute nebst Peine ähnlicher als einer Peitsche. Von dem ganzen Gespannzuge stehen bloß die Leit- und die Deichseltiere unter der direkten Kontrolle des Treibers, da die Zügel bloß durch eine Schlinge im Geschirr der mittlern Paare laufen; aber die Anstrengungen des Fahrers werden weit übertroffen von denen des Treibers, welcher sein Torturinstrument mit beiden Händen regierend die Luft zerreißt, unter fortwährenden Zurufen und dem Schwippen, Knallen und Klatschen seiner Peitsche.

„Nach mehrstündiger ohrzerreißender Vorführung seiner Künste hielt er endlich dem Hause eines Boer gegenüber — einem Bau aus an der Sonne getrockneten Lehmziegeln, welche einige Ähnlichkeit mit den von mir in Mexiko gesehenen sogenannten Adobes hatten. Es war eine Erquickung, absteigen und seine Beine ausstrecken zu können, nachdem wir, ungerechnet die Treiber, zu dreizehn in einem für acht Personen berechneten Wagen verpackt gesessen hatten. Als ich mich aufrichten wollte, fühlte ich meine Beine so unentwirrbar verschlungen mit denen von Fräulein



Pullinger, daß ich nicht unterscheiden konnte, ob ich auf ihren oder meinen Beinen heruntersprang; aber jedermann ertrug die Quetschpartie mit gutem Humor und Fräulein Pullinger vor allem erregte unsere Bewunderung durch die geschickte Manier, mit welcher sie alle Unbequemlichkeiten ertrug, da sie doch ihre beiden Geschwister die ganze Zeit über auf ihrem Schoß hatte, ohne sich jemals zu beklagen, vielmehr jedes Anerbieten von Unterstützung mit freundlichem Lächeln abwehrte. Es schien uns eine Schande, daß ein solcher Schatz sein Leben in einem solchen Lande zubringen soll, statt die Wohlthaten europäischen Wohllebens zu genießen.

„Da wir durch die Thür die Familie am Mittagstisch unter Vorsitz eines Predigers versammelt sahen und der Tisch gut besetzt war, so klopfte ich an und fragte in meinem schlechten Holländisch, ob wir Mittagessen bekommen könnten.

„Nein“, erwiderte der Boer, „det is nie Hotel nie“.

„Nun war ich aber ganz besonders hungrig, deshalb trat ich ohne Zaudern näher und gab allen der Reihe nach die Hand, wie man mir schon früher als ländlich sittlich empfohlen hatte, wobei ich den Boer und seine Frau «Onkel» und «Tante», und die jüngern «Vetter» und «Nichte» anredete. Dann entdeckte ich einen Eimer mit Milch und einer Kelle darin, that einen langen Zug daraus und fragte: «Was kostet's?» Eins der Mädchen antwortete: «Sixpence». Darauf rief ich die andern herbei und der Eimer war dann bald leer, worauf wir unsere halben Schillingsstücke auf den Tisch legten, nochmals die Hand gaben und im Gänsemarsch wieder ausrückten, um sofort weiterzufahren. Ich glaube nicht, daß dies den Beifall des Boer fand, weil wir Engländer waren; aber wenn wir uns freuten seine Milch genossen zu haben, so hatte er ja auch seine Freude an unserm Gelde. Denn so sehr zimperlich erwies er sich auch nicht, als er dies in seinen Besitz nahm; dürfen wir doch, ohne ihm zu nahe zu treten, verraten, daß er viel mehr Sixpences sich aneignete, als ihm für seine Milch zukam. Kaum waren wir 1 km weitergefahren, als Fräulein Pullinger ihr Geldtäschchen vermißte. Sie wußte ganz genau, daß sie noch sieben daraus bezahlt hatte und sie mußte es im Hause haben fallen lassen. Wir hielten den alten de Witt zurückzugehen, wozu er sich auch sofort bereit erklärte, aber der Mittagsmarsch durch den glühen-

den Sand bei 60° C. ergab kein Resultat. Die Börse wurde nirgends gefunden und unser einstimmiges Urtheil lautete dahin, daß der «ehrliche Boer», wie Froude ihn nennt, sie annectiert hatte.

„Um 1 Uhr mittags kamen wir auf Thomas' Hof an, wo das Mittagessen uns erwartete, welches die Kutsche vor uns gütigst für uns bestellt hatte. Das Gut war wirklich eine Oase in der Wüste. Ein großes, von einer Quelle gespeistes Wasserbecken diente zur Bewässerung eines etwa  $\frac{1}{10}$  Hektar großen Gartens,



Das Heimwesen eines Boer.

dessen äußere Umgrenzung durch ein Dickicht fruchtbeladener Feigenbäume gebildet wurde, während Weinspaliers mit köstlichen Trauben das Innere erfüllten. Außerdem wuchsen hier Pfirsiche mit leider unschmackhaften Früchten, eine Menge herrlich duftender Melonen und anderes Gemüse, welches alles unsern Mittagstisch ebenfalls schmückte.

„Was mich mehr als alles andere in Erstaunen setzte, war, daß thatsächlich die aus dem Becken trinkenden Ziegen und Rinder wohlgenährt waren und keineswegs den durchsichtigen, im Backofen gedörrten lebenden Skeletten glichen, welche wir hier und da in der trostlosen Öde des Landes ringsherum gesehen hatten. Kein Gras, kein Blatt auf den verkrüppelten Büschen,

wie konnten die Tiere solche Fleisch- und Fettschichten auflegen? Herr Thomas erzählte uns, daß er 300 Pferde, 200 Ziegen, 500 Rinder und 5000 Schafe besäße, und daß er sein ausge dehntes Gut von 16000 Hektar ganz dazu in Anspruch nehmen müsse, um sie während der Dürre in guter Verfassung zu erhalten. Selbst jetzt sterben noch einzelne Tiere, obgleich sie täglich aus dem Wasserbecken ihren Bedarf entnehmen; doch das sei nicht mehr, als er jährlich an der Lungenseuche und dem sogenannten Genickkrampf verliere. Sein Wasservorrat rettete ihm seine Herde.

„Nachdem wir diese Dase verlassen hatten, befanden wir uns alsbald wieder in derselben einförmigen verdorrten Landschaft. An einem leichten Abhang herunterfahrend, an dessen Fuß wahr scheinlich sich etwas Feuchtigkeit sammelte, erblickten wir ein halbes Dutzend der zierlich und prächtig befiederten langschopfigen Kraniche; zugleich bestätigte der alte Kert einen Steinbock und fühlte sich ganz untröstlich, daß seine Flinte tief unten im Wagen ver packt war und er nicht schießen konnte.

„Trotz aller Liebkosungen mit der Peitsche wurden unsere Maultiere müde und ließen allmählich an Schnelligkeit nach. Dennoch überholten wir gegen Abend die Kutschen, welche ausgespannt hatten, um Pferde zu wechseln. Wir folgten ihrem Beispiel, doch nicht zu unserm Vorteil, denn uns wurden die Pferde gegeben, welche die Wagen heruntergebracht und schon 50 km an diesem Tage gemacht hatten. Deshalb hielten wir nach einem Zuckertrab von einer Stunde bei einem kleinen «Winkel» (Laden) und beschloßen, hier die Nacht zu bleiben. Die häusliche Einrichtung war nicht gerade erster Klasse. Zu Anfang gab es eine Differenz mit dem Wirt, welcher sich erst über die Extragesellschaft von 15 Personen draußen riesig gefreut und für alle ein splendides Abendessen hergerichtet hatte, dann aber sich in ärgerlichen Nachforderungen erging, als außer Lulu und mir niemand am Tische erschien. Doch schmeckte es uns darum nicht schlechter, vielmehr thaten wir dem Braten alle Ehre an. Der Springbock war vorzüglich gut. Ich aß zum ersten Mal dieses Wildpret des Landes und gelangte zu dem Endresultat, es sei das beste, das ich je gegessen.

„Mittlerweile hatte sich jeder die Gelegenheit zu nütze gemacht, einige Stunden zu schlafen, da wir noch vor Mitternacht

wieder aufbrechen sollten. Bis dahin hatten wir nur noch wenige Stunden, darum improvisierten Lulu und ich uns ein Lager auf einigen Wollsäcken dem Laden gegenüber, in der Erwartung, daß die Treiber uns wohl wecken würden, bevor sie anschnitten. Als ich nachher meine Augen aufschlug, war es heller Tag. Ich hatte geträumt und war mit einem Ruck erwacht, voll Verwunderung, wo auf Erden ich mich befand. Ein Blick rund um mich gab mir die Besinnung zurück; dort auf einem Stück Wellblechisen (Hört! Hört!) lag Fräulein Pullinger, an welche sich die kleine Schwester und der Bruder dicht angelehnt hatten, in tiefem Schlaf. In der Nähe auf dem Boden herum verstreut lag die übrige Gesellschaft, alle bis auf die beiden ältern Damen, welche versucht hatten im Wagen zu schlafen, dort die Nacht unter abwechselndem Einsinken und Auffahren zugebracht hatten und sich nun weniger erfrischt fühlten als alle andern. Es gelang mir, einige Tassen Kaffee für die Damen zu erobern und binnen 20 Minuten saßen wir wieder in unserer Sardinienbüchse auf Rädern verpackt und unterwegs zur nächsten Station, dem Zusammenfluß des Modder- oder Mud-(d. i. Schmutz-)Stromes — welchen Namen er wohl verdiente — mit einem andern Fluß, dessen Namen ich vergessen habe, der aber überhaupt keinen Namen verdiente, weil er gar kein Wasser enthielt und selbst sein Schlamm ausgetrocknet war.

„Hier bekamen wir ein Frühstück, bestehend aus Hammelbraten, ebenso verbrannt wie das Land, aus welchem er herkam, und Kaffee, so schlammig wie der Fluß. Preis: 2 Mark 50 Pf. Um das Frühstück hinunterzuspülen, gestatteten sich einige von uns eine Flasche Lagerbier, für welche sie 3 Mark 50 Pf. bezahlen mußten; dennoch schätzten sie das Bier billiger als das Frühstück.

„Die Durchfahrt durch den Fluß war eine angenehme, leichte Aufgabe; die Schwierigkeit bestand nicht in dem Wasser, sondern in den Steinen, denn das Flußbett bildete ein Gewirr von losen Steinen und zwischendurch einen Schlammputz. Gleich unterhalb der Furt ist die Regierung mit dem Bau einer hübschen Brücke beschäftigt, welche unbedingt erforderlich ist, sobald das Flußbett sich mit Wasser füllt. Bei solchen Gelegenheiten sammeln sich oft an die 300 Gespann Ochsen — von denen oft 20 einem Gespannzuge angehören — an den Ufern des Flusses an, um das Fallen der Gewässer abzuwarten.

„Oberst Schermbrücker erzählte, daß er einst mit mehreren andern Gespannzügen an dieser Stelle den Fluß habe durchfahren wollen, als das Wasser plötzlich mit solcher Gewalt thalabwärts gekommen sei, daß sie das Sinken des Hochwassers hätten abwarten müssen, aber bevor dies geschehen, hätten sich 200 Gespanne an beiden Seiten zusammengehäuft. Er sei daher der neunzigste in der Reihenfolge gewesen, und da das Gesetz: »Wer zuerst kommt, fährt zuerst«, streng beobachtet wird, so habe er 10 Pfd. Sterl. dafür bezahlt, um an Stelle von Nr. 10 hinüberzufahren; da sei der Fluß noch schneller gefallen als vorher gestiegen, und bis er an die Reihe kam, wären mehrere Furten gangbar geworden, sodaß Nr. 90 mit ihm zugleich durchpassiert sei.

„Hinter der Vereinigung der Flüsse war das nächste Lebenszeichen das Gut eines gewissen Blisset, wo wir einen Kaffer einige Duzend junge Strauße unter Führung der Mütter hüten sahen.

„Hier erkannten wir das erste Zeichen unserer Annäherung an Kimberley, da das Gut, welches etwa drei deutsche Quadratmeilen groß sein sollte, mit einem Zaun von Draht umgeben war. Dicke dornige Pfähle, von allen denkbaren Formen und Größen, trugen ein ebenso reiches Sortiment von horizontalen Drähten jeder Stärke, darunter mehrfach Stücke von soliden 2 cm dicken Stangen, welche offenbar vorher in den Diamantgruben gebraucht worden waren.

„Einige Kilometer weiter spannten wir die Maultiere aus, um sie an einem Wasserbecken zu tränken, welches laut Aussage des Treibers dem Eigentümer jährlich 2000 Pfd. Sterl. einbringen soll, d. h. nach meiner Ansicht tausendmal so viel als das ganze Land wert war.

„Eine Stunde später kamen wir in Sicht eines großen Uferwerks von grünem Lehm, dessen Entstehung ich den Arbeiten an der Kimberley-Eisenbahn zuschrieb, und das man so hoch aufgeführt habe, um es dem Bereich der Hochfluten zu entziehen.

„«Mit nichts», erklärte der Treiber, «das ist die blaue Erde, welche man aus den Diamantgruben von Vultfontein herausgeschafft hat. Wir sind ganz in der Nähe von Du Toit's Pan (Mine). Da drüben ist der Wasserbehälter der Wasserwerke von Kimberley; das Wasser des Baalsflusses wird aus einer Entfernung von 25 km dahin geleitet.»

„Näher an Kimberley waren die Wege mit leeren Zinn-

büchsen jeder Gestalt und Größe bestreut, stellenweise so hoch, daß wir kaum vorbei konnten. Hier liegen Millionen dieser Büchsen, deren Inhalt einst die einzige Nahrung der Miner gebildet hatte. Hier und da hatten einige erfinderische Köpfe sich die größern Büchsen aus den überflüssig herumliegenden Materialmassen nutzbar gemacht, indem sie sie flach ausrollten, aneinander löteten und nun mit Hülfe von etwas Wellblech, einigen Stücken Bandeisen und einigen Gewehrriemen daraus höchst lächerlich aussehende Hütten konstruierten, welche die eingeborenen Arbeiter dann als Wohnungen benutzten. Es war am Ende ganz richtig, daß man die Büchsen zum Schutz des äußern Menschen verwertete, nachdem man ihren Inhalt zum Unterhalt des innern Menschen verwandt hatte.

„Durch diese Straße von Zimmbüchsen fuhren wir in die «Zinnstadt» hinein, wie Kimberley im Volksmunde heißt, da sein Marktplatz von lauter kleinen Gehäusen aus galvanisiertem Wellblech umgeben ist. Um 3 Uhr nachmittags kamen wir dort an und hielten vor dem Transvaal-Hotel, wo Herr Constable, der höfliche Wirt, uns speziell darauf aufmerksam machte, daß die für uns belegten Zimmer kurz vorher von Lady Florence Dixie bewohnt worden seien. Die Gastzimmer hatten Wände von Lehm und eine Aussicht auf die Straße; besondere Anbauten von galvanisiertem Eisen nach hinten dienten als Schlafstellen, die sich wie Öfen anfühlten und im Vergleich zu denen die Zimmer mit ihren Lehmwänden köstlich kühl erschienen. In dieser Hinsicht hatte der alte Kert es besser als wir; denn obwohl es gegen die Regel war, daß ein Schwarzer anderswo als im Stall schlief, so wirkte ich doch für ihn die Erlaubnis aus, auf der Flur des Gastzimmers zu schlafen.

„Nach der Mühsal der langen Reise waren ein Bad, ein gutes Mittagessen und ein bequemes Bett unaussprechliche Annehmlichkeiten, und wir brauchen wohl nicht hinzuzufügen, wie alles von uns ausgenützt wurde. Lulu bedurfte ganz besonders der «Wäsche und der Bürste»; denn da es ihm im Innern des Wagens ein wenig zu eng geworden war, so hatte er den letzten Abschnitt der Reise oben auf dem Verdeck zwischen dem Gepäck zugebracht, sah aber dafür, als er herunterkam, wie ein leibhaftiger Adam aus, gleich nachdem der Herrgott ihn ursprünglich aus Lehm hergestellt hatte.“

Es sei noch einmal darauf hingewiesen, daß das Urteil des Reisenden Farini sich durchaus nur auf die vereinzelt Familien der Boers bezieht, welche längs der ins Innere führenden Straßen wohnen und jedem Engländer oder englisch redenden Ausländer mit unverhohlenem Mißtrauen oder schlechtverborgener Feindseligkeit entgegentreten. Wer die Schuld an dieser Verstimmung trägt, kann nach dem oben Gesagten nicht zweifelhaft sein.

Wie ein Reisender, der mitten durch Transvaal, das jetzt nicht bestrittene Land der Boers, gezogen ist, über sie und ihr Land denkt, zeigt uns unser Landsmann Mohr. Nach ihm gehört, „was Klima und Bodenfruchtbarkeit anbelangt, der Transvaal zu den gesegnetsten Ländern der Erde; nordwärts, in den Limpopogegenden, herrscht im Sommer tropische Wärme; besonders heilsam erweist sich die trockene reine Luft für Lungen- und asthmatische Krankheiten, und in neuerer Zeit kommen sogar Patienten, die von diesen Leiden heimgesucht werden, von England, ja sogar von Madeira dorthin.

„Wäre dieses Land von einer dichten und arbeitsamen Bevölkerung bewohnt, so könnten hier, wie in den nordwestlichen Provinzen Bengalens, bei der vorherrschend horizontalen Ausdehnung des Bodens, durch ein Damm-, Kanal- und Überrieselungssystem enorme Strecken produktiv gemacht werden. Es fällt nämlich in vielen Teilen des Transvaallandes mehr Regen als zum Ackerbau notwendig ist, ganz zwecklos führen jetzt im raschen Lauf die Bäche das befruchtende Element ab, auch muß man nicht glauben, daß, weil die Ebenen walddlos sind, Bäume hier nicht gedeihen; bei einem Amerikaner nördlich vom Wilgefluß fand ich ganze Anpflanzungen von Bäumen, die aus Südkarolina, Alabama und Louisiana importiert waren und hier üppig emporstiegen. Eine wachsende Bevölkerung und die immer mehr um sich greifende Kultur werden auch dieses Land nicht unberührt lassen, und ich bin fest überzeugt, daß die Fortschritte des Ackerbaus große Veränderungen zuwege bringen werden. Ich erinnere mich noch sehr wohl der Zeit, wie im Anfang der fünfziger Jahre in San Francisco-Journalen von vernünftigen Menschen allen Ernstes die Frage erörtert wurde, ob Kalifornien wohl jemals ein Korn produzierendes und ausführendes Land werden könne. Man sehe einmal die heutigen Weizenausfuhren an!

„Vor allen Dingen aber könnte eine rationelle Baum- und

Forstkultur von der größten Wichtigkeit für dies Land werden, die Verdampfung würde eine weniger rapide sein und das Klima regelmäßiger und feuchter werden. Jetzt liegt der fruchtbarste Boden zum allergrößten Teil noch ganz wertlos da, aber er wird einst aufgenommen werden und dann wird man daran denken, den in der Regenzeit entstehenden Überfluß des Wassers zur Gewinnung neuer Äcker zu benutzen. Diese Veränderungen wird unsere Generation nicht mehr erleben, aber auch der Transvaal kann nicht ewig still stehen bleiben, die jetzt noch dünn und zerstreut lebende Einwohnerschaft vermehrt sich stark und es ist keine Seltenheit, Boerfamilien anzutreffen, die zehn und mehr Kinder haben.

„Die Bewohner dieses Landes haben so ziemlich alles was sie brauchen, aber bei dem Mangel an schiffbaren Strömen kann der Überfluß des Landes nicht mobil gemacht, nicht in bares Geld verwandelt werden, und die große Masse der Einwohner, selbst wenn sie danach strebte, kann keine Schätze erwerben, weil bei den enormen Entfernungen der Transport per Wagen nach den Hafensplätzen teurer wird als die verladene Ware selbst. Dennoch macht es der Boer, dem die Gespanne auf dem Felde ohne alle Kosten zuwachsen, möglich, seine Wolle und Häute auf monatelangen Märschen den Hafensplätzen zuzuführen; denn für ihn ist es immer noch vorteilhafter, seine Gespanne beim Transport der Ware auf der Reise aufzureiben, als sie zwecklos auf seinen Feldern herumlaufen zu lassen. Liegt er daher nicht mit der ihm eigenen Passion der Jagd ob, wobei ihn oft Frau und Kind begleiten, so bringt er einen großen Teil seines einförmigen Daseins auf der Wanderung zu, um gegen die angeführten Produkte die für seinen Haushalt notwendigen Dinge einzutauschen und etwas bares Geld zu erhalten.

„In einem Lande, wo es dem Menschen unter solchen Umständen fast unmöglich gemacht wird, materiell seine Lage rasch zu verbessern, da erlahmt von selbst der Unternehmungsgeist und bald genug findet man an jenem *dolce far niente* Gefallen, einem Schlummerzustand, in welchem die Thatkraft versinkt. Wie werden in Nordamerika die kleinsten Städte am Mississippi oder dem Ohio durch die Ankunft eines Dampfers elektrifiziert und in den Strudel des ewig sich erneuernden, rastlos schaffenden Lebens mit hineingezogen! Hier ist alles vollständige Abgeschlossenheit,



Urfriede, Sonnenschein und die heilige Ruhe eines fortwährenden Feiertage s.“

Engländer sind übrigens auch insofern im Unrecht, als sie sich stellen, als ob ihnen nur die Boers Widerwillen, ja selbst Abscheu entgegenbrächten; diese Grundstimmung findet sich vielmehr auch bei allen eingeborenen Stämmen, mag man nun von den Kaffern, Hottentotten, Griquas, Korannas, Buschmännern oder Basutos reden. Die Engländer gelten allen als herrsche



Zulukaffern.

Unterdrücker, welche andere Menschen als niedrigere Rassen behandeln und nie auf den Fuß der Gleichheit oder eines geregelten Verkehrs mit ihnen zu treten wünschen, und werden demgemäß auch wieder behandelt. Die schlimmsten Gegner der Engländer waren eine Zeit lang die Kaffern, gegen welche die Engländer die sesshaften und die nomadischen Boers als Vortruppen ausspielten; nachdem die Kaffern in verschiedenen mehr als grausamen Kriegen niedergeworfen waren, lohten die Engländer die Dienste der ihre Unabhängigkeit wahren Boers mit Undank, indem sie sie weiter

nach Norden verdrängten und die Eingeborenen, namentlich die weniger geschwächten Zulukaffern, auf sie hielten. Deren Tücke und Verschlagenheit bekam indessen trotz mehrerer unrühmlicher Erfolge von dem gewandten Reitervolk mit seinen weittragenden nie fehlenden Feuerwaffen einige derartige Lektionen, daß ihnen die Lust zu fernern Kämpfen verging.

Das häusliche Leben aller dieser eingeborenen Stämme gleicht sich durchaus. Überall dieselben, bald viereckigen bald kegelförmigen Hütten aus Flechtwerk und Lehm, geringer notdürftiger Ackerbau aber desto größere Viehzucht, der Mann mit der Jagd und dem Hüten des Viehs, die Frau als Sklavin des Mannes mit Haus-



Hottentottin.



Bushmännin.

und Feldarbeit beschäftigt. Ist der Mann im stande, eine zweite Frau zu bezahlen, so kauft er sie um so und so viel Kühe, die Mädchen halten aber selber peinlich darauf, daß ihr Vater einen ansehnlichen Kaufschilling für sie bedingt. Da aber meist nur ältere Leute zu dem Wohlstande gelangen, sich den Luxus mehrerer Frauen gestatten zu können, so sieht man häufig die jüngsten und schönsten Mädchen im Besitz älterer Männer und in folge davon viele unzufriedene Ehen unter dem jüngern Geschlecht. Die Begriffe von Schönheit sind freilich oft recht verschieden von den unserigen. Allerdings haben z. B. die Hottentottinnen so zierliche Hände und Füße, daß jeder Europäer sie darum beneiden dürfte. Aber die breit und platt geschlagene Nase, die sich streng

genommen nur auf ein paar zwischen Stirn und Mund befindliche, an einen Totenkopf erinnernde Nasenlöcher reduziert, die weit aus dem Gesicht hervorgetriebenen Backenknochen, ein schnauzenartiger Mund und ein Oberkopf voller zottiger kurzer Wollbündelchen, mit vielen nackten Räumen dazwischen, die sich zum Sonnen gewisser darauf weidenden Tierchen sehr geeignet erweisen — solche Körperreize passen ganz harmonisch mit den bekannten riesenhaft entwickelten Fettprotuberanzen zusammen, um das Schönheitsideal eines schwärmerischen Hottentottenjünglings zu vollenden.



Hafutos.

Den letztern Gegenstand behandelt Farini in seiner gewohnten humoristischen Weise, als er den Laden des uns schon bekannten Wells, d. h. dessen Wagen erreichte, neben welchem ein kleines Zelt als seine Privatwohnung aufgeschlagen war.

„Der Eigentümer des Geschäfts war gerade dabei, einer Kaffernfrau die «neuesten Pariser Moden» zu zeigen, wobei alle beide neben dem Wagen am Boden hockten, inmitten eines Haufens bedruckter und anderer Stoffe. Die alte Dame wünschte sich einen druckaktuellen Anzug, natürlich nach der neuesten Mode, ob sie aber dabei sich auch nach einem der sogenannten «Sattelfissen», auf deutsch Tournüre, erkundigte, wage ich nicht zu behaupten. Diese Luxusartikel bildeten auch schwerlich einen Teil der ausserwählten Vorräte von Herrn Wells, denn sie sind minderwertig in einem Lande, in welchem die Mehrzahl der Kunden aus Korannafrauen besteht, denen die Vorsehung schon einen natürlichen Wulst an gewisser Stelle geschenkt hat, welcher die kühnsten Bauten der Schneiderkünstler aus dem Felde schlägt. Einer Pariser Schönen würde

das Herz brechen und ihre Gesichtsfarbe „grün aus Eifersucht“ werden, wenn sie eine dieser dunkeln Schönheiten der Wüste mit ihrer natürlichen Tournüre sähe, welche jede Gewähr bietet, nicht herunterzufallen oder sich zu verschieben, weil die Natur sie in jener Vollendung hergestellt hat, welche die Kunst nie erreichen kann.“

Am beifälligsten werden von allen Reisenden noch die Tänze der Eingeborenen besprochen, welche von den Kaffern und Basutos mit ganz besonderer Vorliebe geübt werden, sodaß sie sich oft deshalb zu Hunderten bei dem Reisewagen versammeln. Dieselben fangen immer sehr feierlich an, in langsamem Tempo mit in regelmäßigem Takte ausgeführtem Fußstampfen, begleitet von einem tiefen Unisonobassgesange, welcher durch das Brüllen in ein langes Ochsenhorn hinein einen gräßlichen kannibalischen Ton annimmt. Nach und nach werden die Bewegungen immer rascher und rascher und arten zuletzt in einen wahren Sturm von wilden affenartigen Vor- und Rückwärtsprüngen, blitzschnellem und wie wahnsinnigem Arm- und Beinausschnellen und betäubendem Gebrüll gleichwie von Hunderten von Löwen und Tigern aus.

Die Kaffern tanzen sich dabei so in die Leidenschaft hinein, daß sie sich oft eine tödliche Erkältung zuziehen, wenn sie nach Beendigung des wütenden Tanzes erschöpft sich zum Ausruhen hinsetzen, und den schweißüberströmten Körper mit allen seinen geöffneten Poren dem kalten Nachwinde preisgeben.

Eines Tages wurde G. von Weber durch einen improvisierten Tanz der Eingeborenen überrascht. „Eine Schar von Basutowebnern und Mädchen passierte den Weg. Da mir ihr Kostüm, die Karrossen mit den reichen Perlenstickereien, sehr gefiel,



Basutoweiber.

so rief ich sie an den Wagen heran, um ihnen kleine Geschenke von wohlfeilen Rattunstoffen zu geben, wofür ich wünschte, sie tanzen zu sehen. Ich brauchte aber den Wunsch gar nicht erst auszusprechen, denn sie waren über meine Geschenke so glücklich, daß sie ganz von selbst anfangen zu springen und zu tanzen. Aber solch ein Ballet hatte ich doch noch nicht gesehen! Die Frauen waren alle, mit Ausnahme eines Perlen-gürtels mit herabhängenden Fransen und einer kurz um die Lenden geschürzten Karrosse, vollständig ohne Bekleidung. Einige davon hatten ihren ganzen Körper mit Ochererde rotgefärbt. Als der Tanz nach und nach wilder wurde, nahmen sie die Spitzen ihrer Brüste zwischen die Finger, um sie festzuhalten (gerade so wie unsere Damen bei der Quadrille das Kleid grazios zwischen die Finger nehmen und ein wenig aufheben), und drehten sich nun im windschnellen Tempo um sich selbst, dabei jubelnde Freuden-schreie ausstößend. Wie wenig gehört doch dazu, um diesen großen Kindern eine immense Freude zu bereiten!“

In der Kalahari verkehrte Farini viel mit Bastards, Buschmännern, Hottentotten und mit den von ihm als eine Specialität aufgesuchten Zwergstämmen am Ngamisee.

Bei dem mehrgenannten Wells lernte Farini zunächst eine echte Bastardfamilie in ihrer ursprünglichen Zusammensetzung kennen.

„Als wir uns diesem entfernten Vertreter des unsterblichen Mantalini näherten (welcher gerade den Korannafrauen die «neuesten Pariser Moden» anlegte), verließ er seine Kundschaft und trat auf uns zu, um uns zu begrüßen. Er behauptete aus Schottland zu stammen, aber seine Sprache verriet eine nähere Verwandtschaft mit den irischen Kelten als mit den Gälern. Gleichviel ob Irländer oder Schotte, jetzt war er ein «naturalisierter Bastard» und wurde demgemäß von den dieses Weges kommenden weißen Männern gemieden. Er führte mich zu seiner Frau und den Kindern. Die letztern waren von allen Farben, einige schwarz genug, um für reine Kaffern zu gelten, andere braun in verschiedenen Schattierungen und noch andere glichen den gelbhäutigen Söhnen des Himmlischen Reichs. Ich fiel schön herein mit der Frage, ob eins der Kinder — ein nicht übel aussehendes Mädchen von 8—9 Jahren — ein Buschmann oder ein Kaffer sei, arbeitete mich aber wieder heraus mit der Ausrede, ich sei hier zu Lande noch unbekannt und durch die vielen Farbenshattierungen

verwirrt worden, und fügte dann noch hinzu, ich hätte bloß deshalb so gefragt, weil das Kind so schön sei. Das war Balsam auf das verwundete Herz des eifersüchtigen Vaters. Sie sprachen alle Holländisch, waren aber auch der Koranna-Sprache mächtig.

„Neben dem Zelt hatte Wells versucht einen Garten anzulegen, den er mit Flußwasser bewässerte, welches er in einem zinnernen Eimer herbeischaffte, der mittelst eines Taues über einen an einen Baum befestigten Rollblock lief. Ein alter Neger bediente diese Pumpe, und nach dem Aussehen der wenigen Melonenranken und zerfallenden Kohlköpfe zu schließen, mußte die Maschine wegen Reparaturbedürftigkeit wohl häufig stillstehen. Auf dem Flusse stellten zwei kleine Ruderboote die Fähre vor. Vieh und Pferde mußten hinter dem Boote her hinüberschwimmen, während die Wagen zur Überfahrt auseinandergenommen werden mußten, welche Maßregel etwa einen halben Tag Zeit kostete. Eine Schar Passagiere wartete auf die Überfahrt, während wir dort waren. Unter ihnen war ein Bastard, welcher wegen seiner ungewöhnlich weißen Hautfarbe der weiße Nelson hieß. Er war ein richtiger Blonder und hatte ganz europäische Züge; jedenfalls hätte er überall für einen Boer passieren können, wenn er auch ein Bastard war. Andererseits war seine Frau, obwohl auch gemischter Rasse, fast ganz schwarz, und noch seltsamer waren die Kinder dieses wunderbar assortierten Paares. Eine Tochter war so schwarz und hatte so wolliges Haar wie ein Neger; eine andere hatte eine gelbe Haut und welliges weißes Haar; dagegen waren die beiden Knaben kaffeebraun. Sie waren alle in Lumpen gekleidet, durch deren Löcher man die Haut in eben dem Maße sehen konnte, wie sie von ihnen bedeckt wurde, und sie sahen nicht halb so anständig aus als ihre Kafferdienner, welche nur ein kleines Stück Tuch um die Lenden trugen.“

Gelobt werden von den Reisenden eigentlich nur die Buschmänner, obgleich gerade ihnen, sobald sie durch schlechte Behandlung gereizt sind, die abgeseimtesten Tücken und Bosheiten nachgejagt werden. Aber ein alter Kenner derselben, der Händler Cann, der schon 30 Jahre mit ihnen verkehrt hat und von Farini unterwegs um guten Rat angesprochen wird und der alle Stämme bis 12° nördl. Br. hinauf, wohin er selbst gekommen ist, kennt und sie alle miteinander „ein nettes Pack“ zu nennen sich nicht scheut, sagt doch: „Die einzigen Leute, welchen man trauen kann, sind die Busch-

männer. Wenn ein Buschmann Sie erst kennen gelernt hat, und Sie schenken ihm Ihr Vertrauen, so hält er zu Ihnen durch dick und dünn. Aber die Hottentotten sind geborene Diebe. Sie leben vom Viehdiebstahl und begnügen sich nicht bloß mit dem Vieh ihrer Nachbarn, sondern schleppen die Weiber und zuweilen selbst die Männer in die Sklaverei und behandeln sie schlechter als Hunde: sie nennen in der That ihre Sklaven „Hunde“.

Farini mietete deshalb auch auf den Rat dieses Mannes „einen Buschmann, welchen er als Führer empfahl, und zwei



Hottentotten.

Bastarde, Dirk und Klaas, welche sich einem Jagdzuge anzuschließen wünschten: zwei kleine kaffeefarbige Vertreter des Menschengeschlechts mit roten glühenden Augen, langem krausen Haar und schwachem Schnurrbart; beide fixe listige Jäger, aber faul und feige im hohen Grade. Sie besaßen zwei Pferde und einen Wagen mit einer Bespannung von 14 Ochsen, welche ich mietete, alles um den Preis der Hälfte der Felle und Federn, welche wir erbeuten würden; das Fleisch sollte natürlich gemeinschaftliches Eigentum werden. Des Wagens bedurften wir, um darin unsere Häute und Felle zu verladen und hinreichenden Vorrat an Wasser und Lebensmitteln mit uns zu führen, weil wir oft reichlich Wild an einer Stelle finden und dann wieder tagelang reisen würden, ohne etwas zu Gesicht zu bekommen, und mit Wasser konnte es

uns ebenso ergehen. Die Leute waren alte Jäger und versprachen uns eine ergiebige Jagd; denn obwohl die lange Dürre das Wild verjagt habe, so seien doch allen Berichten zufolge nach den letzten Regen Sama (wilde Melonen) in Fülle zu erwarten und das Wild zahlreich auf der Rückkehr, während die Buschmänner auf der Verfolgung des Wildes ihre alten Jagdgründe verlassen hätten und jetzt nicht so schnell zurückkehren könnten, daß es bereits gestört wäre. Die Bastarde fürchteten nichts weiter als die Löwen und verlangten darum von mir Entschädigung für jedes von den Löwen getötete Stück Vieh oder Pferd, was ich aber rund und nett ablehnte.



Bushman.



Junger Bushmann.

„Am Abend kam Cann zu mir zurück, um zu melden, daß Makgoe („Mache schnell“, ein alter Häuptling) sich so sehr nach der Repetierflinte sehne und ihn ersucht habe, mit mir darüber in Unterhandlung zu treten. Da ich keinen Grund hatte, die Vermittelung abzulehnen, so wurden wir bald einig, und am andern Morgen wartete er schon auf mich mit einem Pferde und zwei Kühen nebst einem sechs Monate alten Kalbe, welches er mir mit in den Kauf gab; diese Artigkeit erwiderte ich dadurch, daß ich dem Häuptling einige Duzend Patronen obendrein schenkte.

„Nachdem der Handel auf so befriedigende Weise abgemacht war, brachen wir auf; unsere Reisegesellschaft bestand aber jetzt aus zwei Wagen, jeden mit zwölf Ochsen davor und sechs in



Rückhalt, zwei Milchkühen und einem Kalbe, nebst vier Pferden, unsere vier Hunde nicht zu vergessen, und aus der Begleitmannschaft von Lulu und meiner Wenigkeit, dem alten Kert, Zan, den beiden Bastarden Dirk und Klaas, sechs Buschmännern und einer Buschfrau, welche ihren Mann zu begleiten wünschte, weil einige ihrer Kinder weiter nördlich im «Felde» waren. Die Landschaft trug noch das bisherige Aussehen, da aber die Sama jetzt schon groß genug war, daß Kinder und Pferde sie fressen konnten, so waren wir nicht mehr so besorgt wegen des Antreffens von Wasser. In der That benutzten wir den Samasaft als Ersatz für Adams Bier sowie für alles sonstige außer Kaffee.

„Man hat zwei Wege, der Sama das Wasser zu entziehen: entweder man schneidet sie in Stücke und kocht sie, indem man den Schaum und die Schale des festen Theils entfernt, oder, und das ist die richtige Buschmannsweise, man gräbt ein Loch in den Sand, macht Feuer darin an und bedeckt, nachdem es eine Zeit lang gebrannt hat, die glühende Asche mit Sand. Sobald diese Sandschicht gehörig erhitzt ist, wird die heiße Masse nach einer Seite geschoben, die Sama an ihrer Stelle aufgestapelt, sodann damit zugedeckt und noch eine frische Lage Sand über das Ganze geworfen. Zuweilen wird obendarauf noch ein zweites Feuer angezündet. In jedem Fall läßt man diesen «Oven» mit seinem Inhalt die ganze Nacht hindurch abkühlen, am andern Morgen wird die Sama herausgenommen und verspeist. Sie schmeckt dann nicht so nüchtern wie man glauben sollte, besonders mit etwas Fett oder besser Rahm als Zuthat; aber mir paßte es besser, die geröstete Sama in einen Wassereimer auszudrücken, die Flüssigkeit abkühlen zu lassen und dann mit Milch vermischt zu trinken, was ein recht erfrischendes Getränk ergab; jedenfalls löscht die Sama, ob man sie in festem oder flüssigem Zustande genießt, den Durst besser als Wasser.

„Aber der Herr bewahre einen vor der bitteren Sama! Ab und zu findet man eine kleine, den übrigen in allem bis auf den Geschmack ähnelnde Frucht, welche so bitter ist, daß ein paar derselben einen ganzen Eimer voll Wasser verderben. Eines Morgens war das Wasser sehr bitter, nicht zu genießen — für uns, aber die Buschmänner tranken es mit Behagen. Dies geschah mehrere Male, bis ich entdeckte, daß diese Feinschmecker, sobald sie eine bittere Sama fanden, dieselbe sorgfältig beiseite legten, damit sie

in den Cimer ausgedrückt würde und sie dann Kaffee zum Frühstück bekämen! Nachher wurde jede Sama probiert, bevor sie ausgedrückt wurde, sodaß der »Zufall« nicht ferner eintreten konnte.

„Von dieser ölhaltigen Pflanze werden die Buschmänner, welche in Zeiten der Fülle fast ganz davon leben, so fett wie Ferkel und sie geben sich keine Mühe mit der Jagd, wenn die Nahrung ihnen zu Füßen liegt.“

Einen eigentümlichen Bestandteil der südafrikanischen Bevölkerung bilden die hier in größerer Häufigkeit vorkommenden Zwergstämme, welche Schweinfurth und Junker ebenfalls stammweise nördlich vom Äquator bei den Niamniam am obern Nil, Stanley vereinzelt am Kongo angetroffen haben. Farini dehnte seine Reise durch die Kalahariwüste ganz besonders deshalb so weit nach Norden aus, weil er von den Zwergstämmen in der Nähe des Ngamiisees sichere Kunde und wenn möglich einige Familien nach Europa mitzubringen wünschte, um sie dort öffentlich auszustellen. Ohne uns weder bei den üblichen Klagen der Wüstenreisenden über die „nicht in Cuba noch in Ostindien“ angetroffene versengende Glut der Sonnenstrahlen, oder den allerdings in Südafrika geradezu fürchterlichen Regenschauern und ihren Qualen für die Reisenden, noch bei dem Jubel über die reichen Graswiesen und den schattigen K'gungwald aufzuhalten, welche alle andern Gedanken als die an eine Wüste aufkommen lassen, wollen wir hier nur eine nach mehreren Seiten charakteristische Episode aus dieser Wüstenreise zu den Zwergen einschalten, welche das Leben in der Wüste besser als manches andere veranschaulicht. Nach vielen getäuschten Erwartungen, wieder Menschen und Wasser vorzufinden und von dem Trinken von Samawasser und Waschen in demselben erlöst zu werden, findet Farini mit seiner Gesellschaft endlich ein Dorf Lihutitung, welches ihre Erwartungen befriedigen sollte.

„Als wir das Dorf betraten, wenn man einige zerstreute Hütten so nennen darf, kamen Duzende von nackten Kindern beiderlei Geschlechts von jeder Größe und jedem Alter heraus, blieben wie Statuen stehen und starrten uns still an, ohne durch Wort oder Blick auf unsere Ansprache zu antworten. In der Nähe des Mittelpunkts des Platzes machten wir halt und sandten Kert voraus, dem Häuptling Mapaar unsere Ankunft zu verkünden und uns die Erlaubnis zum Ausspannen zu erbitten.

Nach einer halben Stunde zurückkehrend, brachte Kert einige mit Kalebassen und Schildkrötenschalen voll Kaffernkorn und gewiegtem Melonensamen beladene Weiber mit, welche außerdem vier große Melonen und etwas aus dem Korn destillierten Branntwein trugen. Mit den Weibern kamen auch zwei Männer, welche unsere Ochsentreiber auf den Weg zu einer Quelle bringen sollten, wo das Vieh saufen konnte, während uns eine Pfanne gezeigt wurde, in welcher wir ein Bad nehmen sollten. Nach Übergabe der Geschenke zogen sich die Weiber zurück und wir blieben den ganzen Tag über uns selbst überlassen, da nicht eine Seele uns nahe kam, um zu handeln oder, was noch seltsamer war, um zu betteln.

„Zuerst vor allen Dingen gestatteten wir uns den Luxus eines Bades, des ersten seit so vielen Wochen. An dieses Bad werden wir noch nach Jahren gedenken. Samawasser zu trinken ist schlimm genug; aber verdammt zu sein, sich darin zu waschen, ist noch schlimmer, und doch hatten wir seit Wochen keine andere Wahl. Nach jeder Abwaschung ist man genötigt, mit Hilfe von Sand den schleimigen Überzug zu entfernen. Hände, Arme und Beine vertragen diese Behandlung schon, aber das den ganzen Tag über der ausdörrenden Sonne ausgesetzte Gesicht ist zu zart, als daß es die Anwendung dieses rohesten aller «Sandtücher» vertrüge. Infolge dessen blieb das Gesicht ganz und gar ungewaschen. Ich versuchte nur einmal, mein Gesicht mit Samawasser zu waschen. Mein Bart, welchen ich einige Wochen hatte wachsen lassen, wurde zu einer klebrigen Masse, welche die heiße Sonne derartig fest verband, daß ich sie kaum wieder voneinander trennen konnte. Rasieren war unmöglich, der Firniß der Sama blieb undurchdringlich für jedes Rasiermesser. Mit einem gewöhnlichen Wasserbade war es unmöglich, diese Masse zu lösen; und ich mußte mir die unwürdige Behandlung gefallen lassen, eine Schale mit heißem Wasser unter mein Kinn zu halten, um den Bart wieder einigermaßen zu ordnen. Erst nachdem er durch sich selbst «rein gewaschen» war, konnte ich die letzten Spuren dieses ersten und einzigen Versuchs, mich mit Samawasser zu waschen, beseitigen.

„Wie wir uns in dieser Pfanne zu Vihutitung erquickten, ist nicht zu beschreiben. Der Umstand, daß wir einige Zoll tief in den Bodenschlamm einsanken, störte unsern Genuß nicht; unsere Abwaschung mochte ebenfalls das Wasser in Schlamm verwan-

deln, aber auch das kümmerte uns nicht. Heißt es doch im alten Liede:

Es ist die größte Wohlthat, die Gott uns erwies,  
Daß schmutziges Wasser wäscht reiner als Kies.

„Wir hatten oft Lehmwasser getrunken, warum sollten wir uns nicht auch darin waschen? Solange dasselbe nur kein Sama-



K'ung-Baum mit merkwürdigem Vogelneft.

wasser war, blieb sich alles gleich. Lulu lebte geradezu wieder auf; das Vorhandensein von Wasser genügte, seine gute Laune zurückzuführen, und außer dem Wasser gab es so viel zu photographieren und obendrein frisches Fleisch in Fülle. Letzteres war für mich ein Hochgenuß, nachdem Schmalhans so lange Küchenmeister gewesen war.

„Frühmorgens wurde uns ein Dohse zugeführt und alsbald geschlachtet, zerlegt und die Streifen auf Baumzweige gehängt. Es war ein Geschenk des Häuptlings, dem wir durch Kert die Absicht ausdrücken ließen, ihm einen Besuch abzustatten. Um

10 Uhr wurden wir in einem kleinen Hofe vor den »großen Kraal« empfangen, einer strohgedeckten runden Hütte, die aus senkrecht in die Erde gesteckten Pfählen bestand, welche mit Grassträngen verflochten und dann mit Lehm überdeckt waren; in der Mitte saß der Häuptling.“

In der Erzählung von dem Besuch bei diesem Häuptling oder König der Bakalahari lernen wir auch einen deutschen Handelsmann Fritz L. kennen, den Farini fast sterbend in der Wüste aufgefunden, nachdem verräterische Hottentotten ihn ausgeplündert hatten. Sie würden ihn unbedenklich haben umkommen lassen, wenn nicht ein treuer Diener von jener Rasse der Zwerge vom Ngamifsee sich seiner angenommen hätte, bis Farini sie eines Tages zufällig fand. Mit seinem Kauderwelsch von deutsch, englisch und hottentottisch spielt er allerdings die komische Figur der Reisegesellschaft, ist aber als Europäer und gründlicher Kenner von Land und Leuten eine sehr willkommene und angesehene Zugabe zu derselben. Komischerweise erzählt auch Mohr von einem ähnlichen Zusammentreffen mit einem Karl Mayer aus Lützen, den auch der Drang zum „Schmus“ in die Wildnis getrieben, und Weber muß sogar neben sich im Bade einen sächsischen Landsmann entdecken. Sie reden sich auf englisch an, der andere antwortet ebenso, aber in so eigentümlicher, einem sächsischen Ohr so verräterischer Betonung, daß er den gesprächigen Schwimmer sofort fragt, ob er nicht ein Sachse sei.

Und er hatte sich nicht geirrt. Es entspann sich in den klaren Fluten des Vaal zwischen den zwei schwimmenden Landsleuten eine lebhafteste Unterhaltung. Herr S. erzählte, er sei mit der Deutschen Legion ins Kapland gekommen, habe dann nebst vielen andern Deutschen in der berittenen Polizei der Kapkolonie gedient und sei schließlich unter die Diggers gegangen; bis jetzt könne er sich aber noch keines besondern Glücks rühmen. Die herrschenden Krankheiten in den Dry diggings — wie Du Toits Pan, De Beers und Colesberg Kopje zum Unterschiede von den River diggings genannt werden — hatten ihn von dort vertrieben und zurück an die gesunden Ufer des Vaal geführt. Hier genoß er jetzt den Honigmond einer jungen Ehe; als der Reisende ihn nach dem Bade in sein Zelt begleitete, stellte er ihm seine teure Ehehälfte vor, eine echte holländisch-afrikanische Boerstochter mit außerordentlich stark entwickelten körperlichen Reizen.

Zu einer afrikanischen Verlobung und Hochzeit gehört zuweilen nicht viel: sie macht sich so oder so. Wir sehen es gar deutlich in der Erzählung Farinis über seine Audienz beim oben genannten Häuptling Mapaar und was darauf folgte.

„Nicht ein Wort begrüßte uns beim Eintritt. Mapaar begnügte sich damit, uns durch eine Handbewegung einzuladen, auf den im Halbkreise vor ihm ausgebreiteten Fellen Platz zu nehmen. Wir kauerten also der Sitte gemäß nieder, und ich ließ durch meine beiden Buschmänner die für den Häuptling bestimmten Geschenke herbeibringen, nämlich zwei hellgestreifte wollene Decken, welche ich feierlich vor ihm ausbreitete. Aber noch würdigte mich Mapaar keines Wortes, nicht einmal einen herablassenden Blick warf er auf meine prächtige Gabe, und so hatte ich Zeit, mir ihn etwas genauer anzusehen — diesen großen, schwerfällig gebauten, ebenholzfarbigen Neger von ungefähr 40 Jahren, mit dem intelligenten, alle Schlanheit eines Kaffern verratenden Blick.

„Kert brach das Stillschweigen zuerst; unter vielen Gesticulationen und häufiger Bezugnahme auf mich, indem er sich alle paar Minuten umwandte, wie um die Bestätigung seiner Worte von mir einzuholen, redete er wohl 20 Minuten in einem fort und setzte sich dann mit der Miene eines Volksredners nieder, welcher seinen Sitz inmitten des Beifallsklatschens der versammelten Menge wieder einnimmt. Aber kein Wort begrüßte Kerts Rede; was er sagte, mag ja sehr schön und sehr wahr, andererseits mochte es auch das Gegenteil von aufrichtig gewesen sein; jedenfalls unterbrach weder ein zustimmendes Hört! Hört! noch ein widersprechendes Nein! Nein! seinen Redestrom.

„Natürlich verstand ich kein Wort von allem, bis Mapaar seine Antwort an mich richtete und ich entdeckte, daß Kert seine Stellung als Dolmetscher und Sprecher zu seinem Vorteil benutzt hatte, wie aus der Übersetzung der Antwort des Häuptlings deutlich hervorging. Mapaar freute sich danach sehr, den großen Kapitän von London zu sehen, war froh, daß die Königin wohl auf sei und stolz darauf, daß sie Nachrichten von ihm zu empfangen wünsche und sich im besondern nach seiner Gesundheit erkundigt habe. Meine Decken seien sehr schön, aber er habe gehört, daß ich ein Löwenfell im Wagen habe, das möchte er, der Fürst der Bakalahari, gern für seinen Kraal besitzen. Der Fürst von London sei ein großer Held, daß er einen Löwen töten könne,

und Mapaar würde das Fell seinem Volke zeigen, wenn der große Kapitän fort sei; auf diese Art wußte der fürstliche Bettler unter vielen Schmeicheleien die Gelegenheit zu benutzen, mir begreiflich zu machen, daß ich ihm das Fell nicht abschlagen dürfe. Er fügte sogar zum bessern Verständniß bei, daß er das große, nicht das kleine Löwenfell zu besitzen wünsche. Da war nichts zu machen. Selbst mein bester, auserwähltester Besitz mußte wohl oder übel geopfert werden. Das Fell hatte ja keinen großen Wert, aber als Trophäe hätte ich es gern behalten. Ich mußte es jedoch abgeben und mich nur freuen, daß es nicht auf meine Lieblingsflinte abgesehen war, oder auf das beste Paar von meinen Stiefeln, ließ deshalb sofort das Fell holen und präsentierte es ihm mit dem besten Anstande. Der Häuptling war augenscheinlich sehr befriedigt, gab mir auch meine Decken wieder, welche ich aber zurückwies, indem ich einmal Verschenktes nicht zurücknahme, und damit war die Audienz zu Ende; Mapaar teilte nur noch Kert mit, ich möge während meiner Raft über ihn verfügen, und er habe schon einen alleinstehenden Kraal zu meiner Benutzung angewiesen.

„Zwei Begleiter zeigten mir sofort den Weg zu der Hütte, welche mich für die nächsten acht Tage aufzunehmen bestimmt war. Am Eingang standen zwei alte Weiber, aber beim Eintritt ins Innere war ich etwas überrascht, in der Mitte der mit Tierfellen belegten Flur eine junge Dame zu entdecken, welche augenscheinlich mich erwartete, wenigstens keine Anstalt machte sich zu entfernen. Kert gab zur Erläuterung kund, daß der Gipfel der Gastfreundschaft bei den Bakalahari darin bestände, dem Gast eine Frau ad interim zu geben, und daß ich die schwarze vor mir stehende Schöne der besondern Hochachtung Mapaars verdanke. Ich mußte mich zum wenigsten befriedigt stellen und die Gnade in dem Geiste annehmen, wie sie gewährt sei, wenn ich nicht das ganze Dorf beleidigen wolle.

„Da stand ich im Innern des dunkeln Weltteils, ein Wanderer auf Gottes weiter Erde, fern von der Heimat, Verwandten und Freunden, und war plötzlich versehen mit einem Heim und einem Weibe, alles fix und fertig, ohne Umstände, Kosten oder Feierlichkeiten. Das übertrifft doch das coulanteste Heirats-Bermittlungs-Bureau der civilisierten Welt. Wie viele Männer würden sich freuen, wenn einige afrikanische Gebräuche nach Europa

und Amerika übertragen und das Heiraten so leicht wie bei den Bakalahari gemacht würde!

„Die schwarze Schönheit hat ein ausnehmend starkes Aroma, sehr verschiedenartig von dem in unsern heimischen Parfümerieläden!

„Gegen Abend ging ich hinüber zu den Wagen, um zu sehen, was meine Begleiter machten, fand dort eine Menge Weiber, welche sich daselbst häuslich einrichteten, und fragte Fritz, wer diese seien.

„Sein Gesicht strahlte von ungeheuchelter Befriedigung, als er antwortete: «Gott hat uns nicht verlassen; diese Frauenzimmer sind unsere Weiber.»

„Die andern Leute waren ebenso glücklich, hatten reichlich zu essen und Weiber, um für sie zu kochen; sie ergaben sich also ganz in ihr Schicksal und diesmal beneidete ich sie darum. Ich konnte mich nicht so leicht in die Umstände schicken, überlegte hin und her, was zu thun sei, kehrte zuletzt gerade vor Finsterwerden zu meiner Hütte zurück, that als ob ich sehr müde sei und warf mich auf meine Decken, indem ich sofort einzuschlafen schien, um meine dunkle Braut nicht zu beleidigen, welche sich alsbald, angezogen von dem Singen und Jubeln bei den Nachbarn unter den Wagen, sachte aus der Hütte wegstahl. Mit Sonnenaufgang kehrte sie zurück, brachte Milch und Mehlspeise zum Frühstück und schien ganz beglückt, daß ich ihre Kost annahm. Als ich sie aber bat, an meiner Mahlzeit teilzunehmen, zog sie sich schein zurück, über die bei ihrem Stamm unzulässige Zumutung erschreckt, daß eine Frau zugleich mit einem Mann essen sollte — selbst wenn es ihr Ehemann war!

„Nach dem Frühstück ließ ich den Häuptling durch Kert um die Erlaubnis bitten, seinen Garten zu besuchen, da ich erfahren wollte, wie sie ihr Land bebauen und was sie ernten. Mapaar kam sogleich selbst mit einem ganzen Gefolge von Leibdienern, von denen der eine seinen Klappstuhl (ein hölzernes Gestell, worüber Lederstreifen, die als Sitz dienten), der andere einen Fächer, der dritte ein Fell u. dgl. trug.

„Der alte Häuptling, offenbar in bester Laune, erkundigte sich nach meinem Befinden und lachte laut auf, als ich ihm sagte, ich sei ganz wohl und gestärkt nach den Strapazen der Reise, da ich die ganze Nacht gut geschlafen hätte.

„Die nur wenige Schritte abseits liegenden Gärten waren von dicken Reihen Stachelbusch umgeben, deren Wurzelenden nach



innen, die Buschseite dagegen sorgfältig nach außen gedrückt war und die so ein vollkommenes Gehege bildeten. Das Thor bestand aus einem großen Stachelbusch, welcher nur mit einiger Geschicklichkeit beiseite gebogen werden konnte, ohne daß man sich verletzte. Jeder Häuptling des Stammes hatte seinen besondern Garten zu bebauen. Der Garten Mapaars war natürlich der größte, aber doch kaum einen Acker groß; mit diesem Grundstück konnte er jedoch seine Bedürfnisse befriedigen. Die Kultur erstreckte sich nicht viel über den Anbau von Mehlsfrüchten und Melonen hinaus; von ihnen sah man zwei Ernten, eine reife und eine grüne, indem der ersten Mehlsfruchternte sofort das Ausspflanzen der Melonen, und der ersten Melonenernte die Aussaat von Mehlsfrüchten folgt. Diese Melonen umfaßten sowohl die große runde als die lange hakenförmige Art des Melonenkürbis. In einer Ecke war eine kleine Stelle mit Weizen bebaut, der erst vor kurzem gesät war; aber hinter dieser Frucht zeigte mir Mapaar die Perle seiner Kulturen, einige hundert Tabakstauden, auf welche er sehr stolz war. Er hatte in seiner Tasche einige Hände voll eines Stoffes, der wie grüner Thee aussah, das Zeug roch aber wie Tabak. Das war das Produkt seines eigenen Gartens; sie schneiden die Blätter ab und lassen sie im Schatten welken und trocknen, schneiden sie, bevor die Farbe ganz verschwindet, in Schnitzel, und diese behalten dann die grüne Farbe statt ins übliche Braun überzugehen. Lulu rauchte davon und fand den Tabak sehr gut.

„Außer mit wirklichem Tabak beschäftigte sich Mapaar mit dem Anbau von Docha, einer Art wilden Hanfs, welchen fast alle Stämme ziehen, trocknen und statt Tabak rauchen, was ihnen so großes Vergnügen bereitet wie den Chinesen das Opium und was auch fast gleicherweise wirkt.

„Nach der Besichtigung seiner Gärten stattete Mapaar unserm Lager einen Besuch ab, woselbst ich ihm einen Ingwerbranntwein anbot. Er schmeckte wie Ingwer, aber den möge er nicht, er zöge vielmehr «Kölnisches Wasser» vor. Er nannte es nicht gerade so, aber es war doch gemeint, und Fritz brachte also eine Flasche herbei, weil ich glücklicherweise davon einigen Vorrat besaß, in Folge der freundschaftlichen Ermahnung zu Kimberley, daß dies der beliebte Likör der Eingeborenen und fast ebenso populär als Dr. Lewins neuer Sorgenbrecher «Kawa-Kawa» sei. Die Händler mußten,

nachdem sie einmal den Geschmack der Eingeborenen für pikante Getränke angeregt hatten, auf irgendeine Weise dem Begehre Genüge leisten und verkaufen, wenn der Spiritus zu Ende ging, ein Parfüm, und wenn auch das alle wurde, an seiner Stelle einen Apothekerschnaps. Der Kork wurde also von der elendesten Marke von Maria Farina gelöst, Mapaar führte die Flasche an seine Lippen und setzte nicht eher ab, als bis er den ganzen Inhalt die Kehle hinunter geschickt hatte.

„Und darauf bat er sich noch mehr aus!

„Ich schrak zuerst davor zurück, diesem bescheidenen Verlangen zu willfahren, weil ich fürchtete, das Volk würde es mir zur Last legen, falls es ihm schlecht bekäme.

„Nur keine Sorge“, sagte Fritz, welcher sich auf dies Geschäft verstand, „geben Sie sie ihm, so trinkt er sechs Flaschen auf einmal aus“, und noch bevor ich sagen konnte: „In Gottes Namen denn, holt ihm, was er wünscht!“ war die zweite Flasche auch schon geholt. Es dauerte nicht lange, so folgte sie der ersten, und dann wanderte Se. Lordschaft ohne Umstände nach seinem Palais von schmutzigem Lehm und Gras, ebenso glücklich, wie ein Dreiflaschengentleman seinem eleganten Klubhause zusteuert.“

Der weitere Verlauf und Ausgang jener Hochzeit ad interim ist allerdings nicht sehr befriedigend für die afrikanische Schönheit.

„Gegen Abend schickte meine Kraalgenossin mir die Botschaft, daß das Abendessen fertig sei; ich folgte demgemäß der Aufforderung und lud mir Pulu als Gast ein. Beim Betreten der Hütte klopfte ich der «Dame des Hauses» auf den Kopf, um ihr meine Freude über ihre Anwesenheit kundzugeben; aber solche unbedeutende Liebkosung schien sie nicht zu verstehen und nahm sie nur mit dem schwärzesten ihrer schwarzen Blicke hin. Vielleicht hatte ich mich wieder unbewußterweise gegen die gesellschaftliche Ordnung dieses Volkes vergangen, aber das störte mich wenig und meinen Appetit erst recht nicht; wir ließen uns in der landesüblichen Weise nieder und thaten dem Mahl alle Ehre an, wobei wir unsere Finger und Taschenmesser statt des fehlenden Geschirrs benutzten. Die Speisefarte war gar nicht zu verachten. Gewiegte Mehlspeise, gebacken und dann in Milch gebraten; gedämpfter Kürbis und Hammelcotelettes in Holzjasche, die von der «Frau» beschafft war, geröstet, nebst Kaffee und Zucker aus meinem

Wagen — was wollten wir mehr! Die Mehlspeise schmeckte vorzüglich und wir langten deshalb frisch zu, so frei, daß wir das Wohlgefallen der ältern Damen uns erwarben, welche als Dienstmädchen fungierten und die Aufmerksamkeit der «Frau Farini ad interim» auf diese Thatfache hinlenkten.

„Es ist gar zu dumm, daß ich für diese Dame gar keinen Namen aufzufinden weiß. Ihren wirklichen Namen kann ich nicht aussprechen, ja nicht einmal buchstabieren. Ich kann sie doch nicht als meine «Frau» anreden; «Jungfrau» ist nicht Kaffernmode; «Haushälterin» ist mir zu förmlich; zerhauen wir den Knoten und nennen sie «schwarze Schönheit».

„Aber die schwarze Schönheit war übelgelannt und kimmerte sich nicht darum, ob ich aß oder nicht. Sie that mir leid, weil sie es ohne Zweifel als eine Beleidigung empfand, daß der weiße Kapitän sie vernachlässigte, während ihren Freundinnen von seinen Gefährten in aller Weise gehuldigt wurde, aber es wollte mir nicht in den Kopf, auch nur entfernt schön zu thun mit dieser schwarzen Schönheit, übelriechend, fettig, unbescheiden, ungewaschen und ungekämmt wie sie war.

„Als wir mit dem Essen fertig waren, kam die Reihe an die Frau vom Hause. Ihre untergeordnete Stellung hatte ihren Appetit nicht beeinträchtigt, denn sie aß für drei und wusch das kräftige Mahl mit einer kleinen Kalebasse voll Milch hinunter, welche erst wenige Minuten vorher frisch von der Kuh gemolken, aber jetzt schon völlig dick war. Dies setzte mich in Erstaunen, weil doch einige Zeit dazu gehört, bis die Milch dick wird, in welchem Zustande die Kaffern sie sehr lieben, wenigstens sah ich es so bei den Zulus, welche Tierhäute, die schon etwas Hefen enthalten, mit frischer Milch zu füllen und dann kräftig zu schütteln pflegen. Welche Zauberei bewirkte aber hier, daß frische Milch so rasch verändert wurde? Hatte die sauerere Gemüthsstimmung meiner schwarzen Schönheit diesen Wandel bewirkt? Ich versuchte sie durch Mienen zu befragen, konnte mich aber nicht verständlich machen; sie glaubte, ich verlange auch nach Milch, und schickte nach frischem Vorrat, welcher in einer Viertelstunde auch gebracht wurde, mit dem Schaum noch darauf, also frisch von der Kuh. Da ich aber noch etwas dicke Milch in der Kalebasse entdeckte, so zeigte ich erst auf diese und dann auf den frischen Ersatz. Jetzt verstanden sie mich und eine der Abigails brachte zwei kleine

Beeren herbei, von der Größe einer roten Johannisbeere und fast von derselben Farbe, doch nicht so glänzend. Sie faßte sie dann zwischen Daumen und Zeigefinger, stach ein Loch hinein und ließ zwei Tropfen einer grünlichen Flüssigkeit aus jeder in die frische Milch fallen. Binnen einer halben Minute war diese völlig geronnen, behielt aber ihren vollen süßen Geschmack. Die Beere selbst schmeckte eigentümlich bitter. Sie wächst auf einem niedrigen, einem Rosenstrauch gleichenden Dornbusch; ich habe mir etwas Samen eingelegt, weil ich denke, daß man diesen Ersatz für Lab in Europa willkommen heißen wird.

„Nachdem ich mich auf Kosten der schwarzen Schönheit gestärkt hatte, war ich undankbar genug, sie an diesem Abend ganz allein zu lassen, und schlief im Wagen.“

Darauf folgt die Beschreibung einer Jagd mit Eingeborenen, und dann das Ende des Liebesdramas nach der Rückkehr von der Jagd.

„Beim Eintritt in meine Hütte überraschte es mich, sie ganz voll Weiber und Kert als die einzige Mannsperson unter ihnen zu erblicken. Mich mitten unter den Anwesenden auf meine Decken niederlassend wartete ich auf die Enthüllung, aus welchem Grunde diese Versammlung stattfände, welche, wie ich mit einem Blick übersah, mir zu Ehren, wenigstens in meinem Interesse angesetzt war. Meine dicklippige Venus saß neben ihrer Mutter; letztere eröffnete die Verhandlungen durch eine lange und augenscheinlich aufregende Ansprache, welche häufig erst auf ihre Tochter, dann auf meine Wenigkeit Bezug nahm. Zum Schluß sah sie mir gerade in die Augen, wiederholte dieselben Worte dreimal und setzte sich dann nieder mit der selbstzufriedenen Miene eines jungen Advokaten, welcher überzeugt ist, einen starken Eindruck auf die Herren Geschworenen gemacht zu haben. Darauf trug Kert mir eine Übersetzung der Rede in seinem besten Afrikander-Holländisch mit etwa folgendem Inhalt vor:

„Dies ist die Mutter der Frau, welche der Häuptling Ihnen schenkte. Ihr Vater war Mapaars Vater, und deren Vorfahren waren auch Häuptlinge seit der Zeit, daß der Bakalahari-Stamm auftauchte. Sieh da ihre Tochter, wie schön sie ist, und wie sie gelernt hat, ihrem Ehemann zu gehorchen, Korn und Melonen zu kochen und Kaffee zu machen. Womit hat sie nun den Kapitän von London beleidigt? Mapaar hat Ihnen die Ehre erzeigt,

dieses Mädchen zu Ihrer Frau zu bestimmen, solange Sie sich hier aufhalten, und hat sich im voraus darauf gefreut, einen Sohn von dem großen Kapitän von London zu bekommen, welcher zum Andenken an Ihren Besuch in seinem Hause sollte auferzogen werden; aber der weiße Kapitän hat seine Braut verschmäht und einen schwarzen Schatten auf ihre Familie geworfen. Will der große Kapitän sein Verhalten rechtfertigen?»

„Es erforderte beträchtliche Selbstbeherrschung, das Lachen über die spaßhafte Seite der mir gewordenen Mitteilung zurückzuhalten; aber die Sache hatte auch ihre ernste Seite; denn es war durchaus nicht ausgeschlossen, daß die Eingeborenen meine Lage zu einer sehr ungemütlichen machen würden, falls ich keine genügende Entschuldigung vorbrachte. Jedenfalls hatten sie die Macht dazu. Ich legte also meinen Willen Zwang an, sodaß sie weder Behagen noch Ängstlichkeit verrieten, stand ruhig auf, als Kert sich niedersetzte, und begann mit folgenden Worten:

„Der Kapitän von London ist sehr erfreut über den freundlichen Empfang beim großen Stamm der Bakalahari und dankt für die ihm erzeigten Ehren.»

„Dabei sah ich Kert an, zum Zeichen, daß er meine Worte Satz für Satz übersetzen solle. Hielt ich eine lange Rede und ließ ihn dieselbe hernach verdolmetschen, so konnte er auf seine eigene Faust hinzuthun oder weglassen, während bei einer Übersetzung Satz für Satz es ihm schwerer wurde abzuschweifen und ich leichter die Wirkung meiner Worte auf die Zuhörerschaft überwachen und demgemäß ihre Fassung ändern konnte. Als ich still schwieg, nahm deshalb Kert das Wort, indem er meine Ideen auf die für eine Bakalahari-Zunge passende Weise einkleidete und ihnen die richtige Lokalfarbe gab, ohne Gelegenheit zu bekommen, ihren Inhalt abzuändern. Er hatte eine rasche Auffassungsgabe und ich wußte im voraus, daß meine bevorstehende Erklärung weder bei ihm noch bei denen, an deren Adresse sie speciell gerichtet wurde, ihren Eindruck verfehlen würde.

„Die schöne Tochter von Mapaars Vater verdient gewiß den besten Ehemann», fuhr ich fort. «Vom ersten Augenblick, daß ich sie sah, haben ihre glänzenden Augen es mir angethan; und ihre Kochkunst haben wir vollauf gewürdigt. Nicht weil sie nicht würdig und schön ist, habe ich den Anschein auf mich geladen, daß ich sie vernachlässige und die Ehre nicht schätze, welche

Mapaar mir mit ihrer Wahl zu meiner Frau erwiesen. Aber weiß denn das große Volk von Lihutitung noch nicht, daß der große Kapitän von London, dem es so viel Ehre erzeigt, nicht immer thun kann, was er wohl möchte. Als der oberste Wunderdoctor der großen Königin von England darf er nicht heiraten. Nähme er die schöne Tochter der Bakalahari zu seinem Weibe, so würde seine Macht, Gutes und Böses vorherzusagen, dahinschwinden. Deshalb darf er es nicht. Doch hat er sein großes Vergnügen daran, sie in seiner Nähe zu wissen und es würde ihm sehr leid thun, wenn sie nicht fernerhin ihren gewohnten Platz bei ihm einnähme und ihn wie bisher mit ihrer Gegenwart beehrte. Sie sollten mich bedauern und nicht tadeln, weil ich sie nicht zum Weibe nehmen darf.»

„Ich muß gestehen, daß das Studium der Gesichter meiner Zuhörerschaft mir nicht gerade viel Beruhigung verschaffte, als ich dieses Phantasiestück zum besten gab. Auch meine Leser werden sagen, daß meine Entschuldigung ziemlich lahm gewesen, aber mir fiel keine bessere ein. Ich setzte mich also wieder nieder, nachdem ich meine Verteidigung beendet, und erwartete den Urteilspruch der schwarzen Matronenjury. Einige Augenblicke herrschte tiefstes Schweigen, dann aber sprang eines der alten Weiber auf und verließ rasch die Hütte. Noch immer sprach niemand, deshalb wandte ich mich an Kert und fragte ihn leise, was der nächste Akt des Dramas bringen würde, als Mapaar selbst erschien, bevor Kert antworten konnte, nebst zwei Begleitern und dem «Obmann der Geschworenen», welcher vorhin hinausgegangen war. Das Ganze glich dem Fall, wo der Richter in den Sitzungsaal gerufen wird, um den Spruch der eingeschlossen gehaltenen Geschworenen entgegenzunehmen, nur daß er meine Verteidigung von meinem Stellvertreter statt von meinen eigenen Lippen anzuhören gerufen wurde.

„Zuletzt konnte Kert mir mitteilen: «Mapaar ist vollständig befriedigt und befiehlt, daß das Mädchen bei mir bleiben soll. Er meint, Sie haben ihm große Ehre damit erwiesen, daß Sie dem Mädchen gestatten in Ihrem Kraal zu bleiben, und zwar weil der Fürst sie selbst für Sie aussuchte.»

„«Aber», fragte Mapaar, «warum darf ein englischer Pillyaß (Zauberdoctor) nicht heiraten?»

„«Weil», erwiderte ich, «die Vergnügungen und Pflichten

des Ehestandes die Aufmerksamkeit von unsern Studien ablenken und wir die größere Verpflichtung gegen unsere Königin hintanzusetzen würden. Wir müssen viele Berechnungen anstellen und viele Bücher von frühern Pillhassen durchstudieren, sodaß uns keine Zeit zu andern Dingen übrigbleibt.»

„Indem ich so ihren Aberglauben zu meiner Verteidigung benutzte, gelang es mir, nicht allein meinen Prozeß zu gewinnen, sondern mich von neuem bei Mapaar und seinem Volke beliebt zu machen, da sie mich als den «ersten Wunderdoktor der Königin» mit größerer Achtung zu behandeln schienen, denn als «Londons großen Kapitän».

„Aber nachdem ich so der einen Schwierigkeit entgangen war, geriet ich unerwarteterweise vor einer zweiten fest. Ich war an einer Klippe vorbeigesehelt und sollte nun auf einer andern stranden, denn Mapaar ließ jetzt nicht locker, bis ich mit ihm in seinen Kraal ging, um ihm zu verkünden, wie es in diesem Jahr mit dem Regen gehen würde. Natürlich konnte ich nichts besseres thun, als ihm nachgeben, aber ich erhielt wenigstens Aufschub für die peinliche Stunde, indem ich einwandte, ich müsse erst die Sterne beobachten und meine Bücher zu Rate ziehen. Er war unendlich vergnügt, rief die schwarze Schönheit zu sich heran und hielt ihr einen langen Sermon, dessen Wirkung sich in dem reizenden Lächeln wieder spiegelte, welches ihren umfangreichen Mund umzog.

„Nunmehr waren alle Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt und ich hielt es deshalb an der Zeit, die Gelegenheit zu benutzen, um fürbaß zu ziehen, bevor wieder etwas anderes dazwischenkam. Meine Ochsen hatten sich erholt und es lag kein Grund vor, länger zu verweilen; ich wollte also, nachdem ich morgen als Wetterprophet fungiert hätte — denn dieser Leistung würde ich nicht entgehen können —, ihn um einen Führer nach dem Ngamißee bitten, um denselben nach 15—16 Reisetagen zu erreichen. Als ich Fritz von meiner Absicht in Kenntniß setzte und ihm auftrug, alles für einen frühen Ausbruch vorzubereiten, rief er aus: «Das ist die beste Neuigkeit, welche ich seit langem hörte. Ich will's machen, daß wir fertig sind. Ich kann packen in zwei Ticktack.»

Die Anforderung, welche hier vom Eingeborenen an den Europäer gestellt wird, darf nicht überraschen in einem Lande, welches, der fließenden Gewässer bar, durchaus auf jeweilige

Regengüsse angewiesen ist, welche Äcker und Wiesen im fruchttragenden Zustande erhalten sollen. Bleiben die Schauer aus, so verdorren die Aussaaten bis auf das wildwachsende Gras und die tiefwurzelnde Sama-Melone, welche selbst regenlose Jahre überdauern.

Natürlich leiden die weidenden Rinder und vor allem bei ihrer schweren Arbeit die Ochsen vor dem Reisewagen von dem Wassermangel. Der Trieb, den quälenden Durst zu löschen, regt dann die Niesorgane so mächtig an, daß sie auf die erste dem Menschen völlig entgehende Bitterung eines fernen Wassertümpels unaufhaltsam in der Richtung dahin losstürmen und Treiber und Herren sie widerstandslos ziehen lassen müssen. Auf der Weiterreise zu den Zwergen erging es Farini so.

„Trotz des Weidegangs im feuchten Grase hatten wir Mühe, die Ochsen wieder einzuspannen; doch zuletzt kamen wir in Gang, indem Kert und der Kasser den ersten Wagen fuhren, Dirk und die Buschmänner die freie Herde trieben, und Fritz und Jan den Schluß bildeten mit dem zweiten Wagen, während ich auf meinem Pferde voransritt. Wir machten häufig halt, um die Tiere ausruhen zu lassen, spannten aber nicht aus, weil die Leute eine allgemeine Flucht der Herde befürchteten, sobald sie das nicht weit entfernte Wasser witterten. Nachdem es so fünf Stunden fortgegangen war, wollten die Leittiere des ersten Wagens nicht mehr von der Stelle. Als sie die Peitsche bekamen, drehen sie sich herum und zerbrachen die Jochbogen; dann zerrissen sie brüllend und die Köpfe senkend den Strang, welcher ihre Köpfe zusammenhielt, und fort trabten sie etwas links von der Richtung, welche wir einhielten. Darauf versuchten die andern ihnen nachzufolgen, und da wir einsahen, daß wir umsonst versuchen würden, sie zu bezwingen, banden wir sie rasch alle los, damit sie nicht alles kurz und klein rissen und ließen ihnen ihren Willen. «Sie laufen dem Wasser zu», rief Kert; ich ließ deshalb ihn und Dirk die andern Pferde satteln und mir nachreiten, hinter den befreiten Tieren her. Sie verfolgten einen geraden Weg über die sandigen Wogen und durch die verstreuten K'gung-Bäume, störten hier und da eine Herde Gnus und Hartebeest auf, erreichten aber auf ihrer eiligen Flucht doch nach zweistündigem Rennen ein Flußbett, in welchem sich einige Wassertümpel befanden.

„Dahinein tauchten die durstigen Geschöpfe; war das Wasser auch nur einige Zoll tief, so reichte es doch; sie konnten ihren

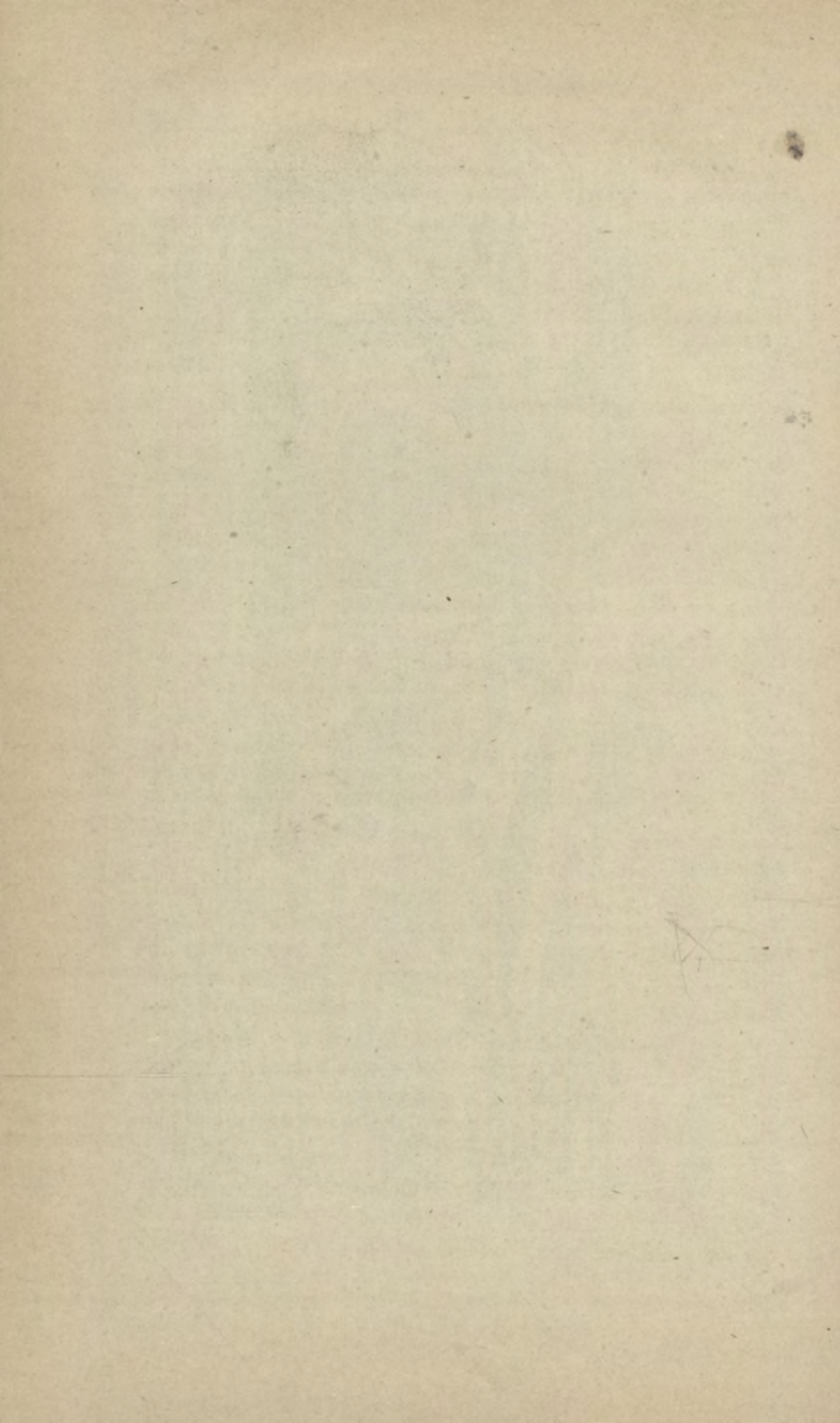


brennenden Durst löschen und die heißen Füße kühlen. Gleich nachher hörte ich hinter mir rufen und sah Dirk und Kert mir zuwinken. Sie waren scharf hinter mir hergeritten und hatten den Fluß etwas weiter oben erreicht, wo sich ein großer, tiefer Pfuhl befand, an dessen Ufern ich mich schleunigst zu ihnen gesellte. Es war ein Glück, daß das Vieh in seiner blinden Eile nicht auf dieses besondere Loch gestoßen war, weil wir große Schwierigkeit gefunden hätten, es abzuhalten zuviel zu trinken, während es auf den leichtern flachen Stellen nicht mehr fand als zum Löschen des Durstes hinreichte. Wir beschloßen jedoch, es hinaus auf die Weide zu jagen, die Nacht über es zu bewachen und sich vollfressen zu lassen, bevor wir am andern Morgen zu den Wagen zurückkehrten. Nach einer tüchtigen Mahlzeit, während welcher sie verschiedentlich ohne Erfolg sich bemühten, zum Wasser zurückzukehren, legten die Tiere sich endlich nieder, um zufrieden wiederzukauen, und als der Tag dämmerte, erhielten sie nochmals die Freiheit, sich bis zum Rande vollzusaufen. Das thaten sie denn auch in einer Weise als ob sie plagen wollten, sodaß sie den Elefanten aus Gummi gleichsahen, welche die Kinder aufblasen und die dann bei jeder Berührung zu zerbrechen und zusammenzufallen drohen. Indessen bekam ihnen diese Schlemmerei ganz gut, und nachdem sie den ganzen Tag für sich gehabt hatten, während wir die ganze Zeit hindurch fasten mußten, trieben wir sie gegen Abend zu den Wagen zurück, spannten frühmorgens an und erreichten gegen Mittag den Pfuhl.

„Noch eine Reise von fünf Tagen über Sandflächen mit häufigen Regenpfützen und bedeckt von den in größter Üppigkeit wachsenden Wassermelonen, und wir befanden uns in unmittelbarer Nähe des Ngamisees. Sogleich lenkte Kert meine Aufmerksamkeit auf eine Gruppe kleiner Verstecke — Hütten konnte man sie wohl nicht nennen —, welche durch das Zusammenbiegen der Spitzen zweier starker Grasbüschel gebildet waren, die man so zusammengedreht und gebunden hatte, daß sie eine Art Turm bildeten mit dem bloßen Sand als Flur darunter. Das seien die Wohnungen der zu dem Zwergstamm gehörigen Menschen, und in der That, als wir herankamen, erblickten wir eine Schar von Zwergen, von welcher jeder das Gegenstück unsers kleinen Korap war. Aber sie verschwanden ebenso plötzlich wie durch Zauberei, indem sie sich so vollständig hinter den Grasbüscheln versteckten,



Die M'habba-Berge.



daß wir nur mit größter Mühe ihr Versteck ausfindig machen konnten. Wir schlugen unser Lager ganz in ihrer Nähe auf, sandten Korap zu ihnen, um ihnen wieder Vertrauen einzusflößen und sie zu uns einzuladen. Aber nicht einmal freigebig gespendete Geschenke von Taschentüchern und Taschenmessern konnten sie an jenem Abend zu einem Besuch bei uns verleiten, obwohl sie versprachen, morgen vorzukommen.

„Wichtig näherte sich am andern Morgen ein Trupp von sieben bis acht kleiner brauner, fast nackter Wesen vorsichtig unserm Wagen. Aus der Entfernung hätte man sie ihrer Größe nach für Kinder halten können, als sie aber näher kamen, verrieten ihre runzeligen, im Außern den Buschmännern gleichenden Gesichter, daß es erwachsene Männer und Weiber waren. Auf den Backen, Armen und Schultern waren sie mit kurzen, geraden, blauen Strichen tätowiert, und allen, bis zum Säugling herunter, war zum besondern Kennzeichen des Stammes das erste Glied des kleinen Fingers jeder Hand abgeschnitten. Anfangs waren sie sehr scheu, was sich aber nach einiger Zeit verlor; im Gegenteil wurden der Häuptling und seine Familie nach einigen Tagen ganz zuthunlich, gestatteten mir sie zu messen und beantworteten und stellten Fragen in ganz freimütiger Weise.

„Der Stamm nannte sich M'kabba. Sie waren Monogamisten und der einzige von uns bislang angetroffene Stamm, bei welchem die Beschneidung nicht üblich war. Der Häuptling war ein kleiner Geselle von 125 cm Höhe, während seine Frau noch 1 cm größer war und seine Töchter dem Vater glichen, insofern als sie genau so groß waren wie er. Eine der Töchter hatte zwei, die andere ein kleines Kind. Die Kinder sahen mit ihren zierlichen olivenfarbigen Gesichtern und großen, hellen funkelnden Augen ganz niedlich aus, und hätten sie nicht im Gehen ihren stark vortretenden Bauch gerade so wie viele der Zwergältesten der Wüste gezeigt, so wären sie wirklich ganz hübsch gewesen. Der kleine Häuptling war in seinen Augen ein großer Herr und ließ die Unterthanen nicht uns zu nahe kommen, wenigstens nicht solange er dabei war, sodaß sie nicht so recht zutraulich mit uns wurden; sogar noch einige Tage nach unserer Ankunft pflegten sie und besonders die jüngern Familienmitglieder sich hinter einer Hütte niederzuwerfen und ihre Gesichter im Sande zu verbergen, sobald wir plötzlich auf sie zukamen. Eines Tages

sah ich, wie ein kleines Mädchen mich durch einen Busch betrachtete; als ich aber rasch um denselben herumging, warf es sich in den Sand und quiekte wie ein junges Ferkel, welches in die Hand genommen wird.

„Diese Leute scheinen weniger Bedürfnisse zu haben als irgend ein anderes Volk. Wenn es reichlich Mangatan oder Wassermelonen gibt, so leben sie gänzlich davon und werden fett von dem ölhaltigen Samen, welchen sie zu einem Kuchen backen und braten. Gibt es keine Mangatan, so begnügen sie sich mit Sama, und fehlt auch diese, mit Wurzeln, welche die Frauen sammeln, während die Männer Jagd auf kleines Wild machen. Eine besonders beliebte Speise sind bei ihnen Trüffel, welche zu Tausenden vorkommen und deren Fundort sich durch eine leichte Schwellung im Sande verrät. Diese Trüffel haben genau denselben Wohlgeschmack wie die französischen und sind eine köstliche Speise, sei es daß man sie in Holzasche röstet oder in einem zwerghaften Sandofen bäckt; in Fett gebraten sind sie eine Delikatesse.

„Zur Jagd gebrauchen die Zwerge Bogen und vergiftete Pfeile. Das Gift wird aus dem Saft einer Zwiebel mit sächerartigem Blatt bereitet, welches beim Zerschneiden einen weißlich-braunen Saft von der Konsistenz der Milch liefert; derselbe wird bis zum Dick- und Fettwerden eingekocht und dann das Gift der gelben Cobra (Speischlange) hinzugethan, oder wenn dasselbe nicht zu haben ist, so wird der Saft allein gebraucht, und in jedem Fall mit etwas Lehm vermischt hinter dem Widerhaken auf dem Pfeil verschmiert. Durchdringt der Pfeil die Haut der Antilope bis in das Fleisch hinein, so geht das Tier sicher innerhalb einer Stunde ein.

„Jeder Teil eines von ihnen erlegten Tieres wird gegessen und selbst Haut und Knochen bleiben nicht verschont. Wir schenkten ihnen eines Tages eine Kudu-Antilope, um zu sehen, was sie damit anfangen würden. Binnen kurzer Zeit war sie abgehäutet und die Eingeweide wurden zuerst verzehrt; dann folgte das Wildpret, welches roh oder leicht gewärmt gegessen wurde; darauf wurde die Haut geröstet und verzehrt, und zum Schluß wurden die Knochen mit Steinen fein zermalmt und ebenfalls verschlungen. Die Feinschmecker standen nicht eher vom Schmause auf, bis das ganze Tier verzehrt war. So klein sie auch sind, so sind diese

Zwerge doch in der Feinschmeckerei den Buschmännern völlig ebenbürtig; ihr Bauch, der hervorragendste Teil ihres Körpers, trat dann hervor, als ob er bersten wollte.

„Nach einigen Tagen vermochten wir den Häuptling, sich mit seiner Familie photographieren zu lassen. Sie kamen mit ihren neuen, um den Kopf geknoteten Taschentüchern, da sie gleich allen Afrikanern ihren Kopf zu bedecken lieben, und ließen sich vor dem Wagen aufstellen, während Lulu seine Camera auf sie richtete; mit welchem Erfolge ergibt nebenstehende Abbildung. Nachher verteilten wir Kaffee und Knackmandeln unter sie. Letztere nahmen sie dankbar an, erstern lehnten sie ab. Sie rührten überhaupt nichts an, vielleicht aus Furcht vor Gift, bis wir aus demselben Geschirr aßen und tranken.

„Am demselben Abend statteten wir ihnen einen Gegenbesuch in ihrem Lager ab, wo wir viele von ihnen schon schlafend fanden, die Knie aufgezogen bis ans Kinn und unter einem Busch oder Grasbüschel liegend. Selbst die Wohnung des Häuptlings bestand lediglich aus einem in die Erde gegrabenen Loch, über welchem die Zweige zweier Gebüsch das Dach bildeten, gewiß kein besonders ausreichender Schutz gegen die kalte Nachtluft und schweren Regengüsse; gegen die wilden Tiere aber schützten sie sich nur durch eine Reihe kleiner Feuer, um welche sie liegen oder knien und in welche sie im Schlaf oft hineintaumeln, sodaß viele verbrannte Hände, Gesichter und selbst Bäuche haben, weil sie zu oft über dem Feuer einnickten.

„Nachdem nun das Vertrauen zu uns vollständig eingezogen war, wurde es Zeit, die Frage zu erörtern, ob einige von diesem interessanten kleinen Völkchen willens seien, mit uns nach Europa zu reisen. Korap war dazu völlig bereit, deshalb überließ ich es ihm, die Frage in Anregung zu bringen. Sogleich wurde eine Versammlung berufen zur Erörterung des Gegenstandes, auf welcher ich durch die zweifache Vermittelung von Kert und Korap versuchte ihnen begreiflich zu machen, wo Europa liege und was sie dort zu sehen bekommen würden. Sie sagten selber, sie hätten oft von weißen Menschen gehört, und stellten uns nun eine Menge Fragen über uns und unser Land.

„Als wir ihnen erzählten, daß die Königin von England die größte und reichste Königin der Welt sei und daß sie im Begriff stehe, ihr Land einzunehmen, wenn es nicht schon geschehen sei,

konnten sie nicht begreifen, daß unser Häuptling eine Frau sei, und fragten, ob wir denn keinen Mann finden könnten, der über uns herrsche! Ich versuchte ihnen das englische Erbrecht auseinander zu setzen, fürchte aber, daß alle Liebesmühe umsonst war. Sie hätten es besser verstanden, wenn wir ihnen gesagt hätten, daß sie auf Verlangen gut genährt und gekleidet werden würden; am meisten Eindruck machte entschieden auf sie das Versprechen, daß sie vor ihrer Rückkehr mit einigen Gewehren beschenkt werden sollten. Sie hatten nie vorher Gewehre gesehen, wenn auch wohl von ihnen gehört, und waren deshalb hoch erfreut, als wir ihnen deren Gebrauch zeigten. Nach einem langen Gespräch, im Verlauf dessen Kert hatte einfließen lassen, daß er auch der Häuptling eines Stammes sei, der die Reise gemacht habe, um die Königin zu sehen, und ganz wohl auf zurückgekehrt sei, holte Lulu einige hellbunte Tücher hervor und band sie dem Häuptling und seiner Familie um die Taille, worauf sie sich mit dem Versprechen zurückzogen, die Frage in Überlegung ziehen zu wollen.“

Farini erreichte demnächst wirklich seinen Zweck, indem sich mehrere Zwerge dazu entschlossen, ihm nach Europa zu folgen, und so wurde nach mehreren Jagdpartien die Rückreise in einem großen Bogen nach Westen und Süden angetreten. Ein Ereignis ganz besonderer Art war die Auffindung von Städteruinen inmitten der Wüste, deren Untersuchung mit dem Besuch Farinis wohl nicht abgeschlossen bleiben wird. Er war bereits längere Zeit auf dem Rückwege von seinem äußersten nördlichen Punkt, als er eines Tages auf zerstreute Reste von Mauerwerk stieß, welches offenbar von Menschenhand zusammengefügt war.

„Je weiter wir nach Süden vorrückten, desto dürftiger wurden die Bäume. Am zweiten Tag bekamen wir einen hohen Berg zu Gesicht, welchen Jan für den Ki-ki-Berg am Kosobfluß hielt. Aber dazu waren wir noch nicht südlich genug, und als wir seinen Fuß erreichten, erwies er sich als ein Berg, von dem niemand vorher etwas gesehen oder gehört zu haben schien. Wir schlugen unser Lager nahe am Fuße desselben neben einer langen Reihe von Steinen auf, welche wie die Chinesische Mauer nach einem Erdbeben aussah, die sich aber bei näherer Untersuchung als die Trümmer eines sehr ausgedehnten Baues herausstellten, welcher stellenweise unter dem Sande begraben war, an andern Stellen aber dem Blick ganz frei lag. Wir verfolgten die Spuren wohl

1 $\frac{1}{2}$  km weit, meistens war es nur ein Haufen ungeheurer Steine, aber alle mit ebenen Seitenflächen, zwischen deren Lagen man hier und da noch den Cement wohlerhalten und deutlich erkennbar sehen konnte. Die oberste Reihe der Steine war vom Wetter und dem Flugsand stark mitgenommen und so seltsam an der Unterseite ausgeschliffen, daß sie einzeln wie Fische auf einem Beine aussahen.

„Die allgemeine Richtung der Mauer hatte die Gestalt eines Bogens, innerhalb dessen in Zwischenräumen von etwa 12 m voneinander getrennt eine Reihe gemauerter ovaler oder stumpfer



Ruinen in der Kalahari-Wüste.

Ellipsen lag, welche ungefähr  $\frac{1}{2}$  m tief waren, einen flachen Boden hatten, aber an den Seiten etwa 30 cm vom Rande ausgehöhlt waren. Einige Ovale waren aus solidem Fels gehauen, andere aus mehreren geschickt und genau miteinander verbundenen Steinen gebildet. Weil alle mehr oder weniger im Sande vergraben lagen, so ließen wir durch unsere Leute das größte derselben freilegen — eine Arbeit, welche sie nicht sehr zu lieben schienen — und fanden die Fugen überall da in gutem Stande, wo der Sand sie beschützt hatte. Dies hielt uns fast einen ganzen Tag auf, zum größten Ärgernis von Jan: er konnte es nicht begreifen, wie man Zeit daran wenden konnte, alte Steine auszugraben; das war für ihn weggeworfene Arbeit. Ich sagte ihm, hier müsse entweder eine Stadt oder ein Tempel gestanden oder



der Begräbnisplatz einer großen Nation gelegen haben, die vielleicht vor vielen tausend Jahren hier gelebt habe.

„Ja, Sieur, das mag ja sein, aber für uns ist es nicht gut; wir können die Steine nicht mit uns nehmen und können sie nicht verkaufen, wenn wir auch wollten. Obendrein wollen wir nach Hause zu unsern Weibern.“ Diese Bastard-Zugendritter! Ihre Weiber flößten ihnen größeres Interesse ein als diese Altertümer; jetzt, da sie einmal unterwegs waren, waren sie wie verjessen darauf nach Hause zu kommen, besonders weil sie mit ihrem Segen an Fleisch und Fellen mit offenen Armen aufgenommen werden würden. Als wir Jan sagten, daß wir zur weitem Erforschung des Thatbestandes noch einige Tage hier bleiben würden, meinte er, seine Leute würden nicht fernher graben, und zweifelte, ob sie gar hier blieben. Als er jedoch fand, daß es uns gleichgültig sei, ob seine Leute weggingen oder nicht, und daß wir in betreff der Erdarbeit völlig unabhängig seien — wir verstanden viel besser und rascher zu graben als sie — bemerkte er, wenn wir thöricht genug seien, nach einem Haufen alter Steine zu graben, so könne er uns nicht daran hindern, er aber wolle auf die Jagd gehen, während wir unsere Kräfte hier vergeudeten.

„So waren wir am andern Tag auf uns selber angewiesen, aber unsere Entdeckungen vergüteten uns reichlich die aufgewendete Arbeit. Als wir nahezu in der Mitte des Bogens tiefer gruben, stießen wir auf ein etwa 6 m breites Pflaster von großen Steinen. Die äußern Steine waren groß und lagen rechtwinkelig gegen die innern. Dieses Pflaster wurde von einem ähnlichen unter rechten Winkeln durchschnitten, sodaß beide ein Malteser-Kreuz bildeten, in deren Kreuzungsstelle vor Zeiten ein Altar oder Säule oder sonst ein Monument gestanden haben wird, dessen Grundfläche deutlich erkennbar aus losen Stücken geriefelten Mauerwerks bestand. Nachdem wir vergeblich nach Hieroglyphen oder Inschriften gesucht hatten, nahm Lulu mehrere Photographien und Skizzen auf.“

Eine der verdienstlichsten geographischen Leistungen auf der Rückreise war unstreitig die genauere Durchforschung der großartigen Wasserfälle des Oranjestroms. Der Absturz seiner Gewässer von dem innern Hochland nach der obern Terrasse des Küstenlandes erfolgt nicht in einem gewaltigen Falle, sondern verteilt sich über sovielen mehr oder minder tiefe Stürze, daß Farini sie zusammen die „Hundert Fälle“ nennt. Der mächtige Fluß teilt sich bei

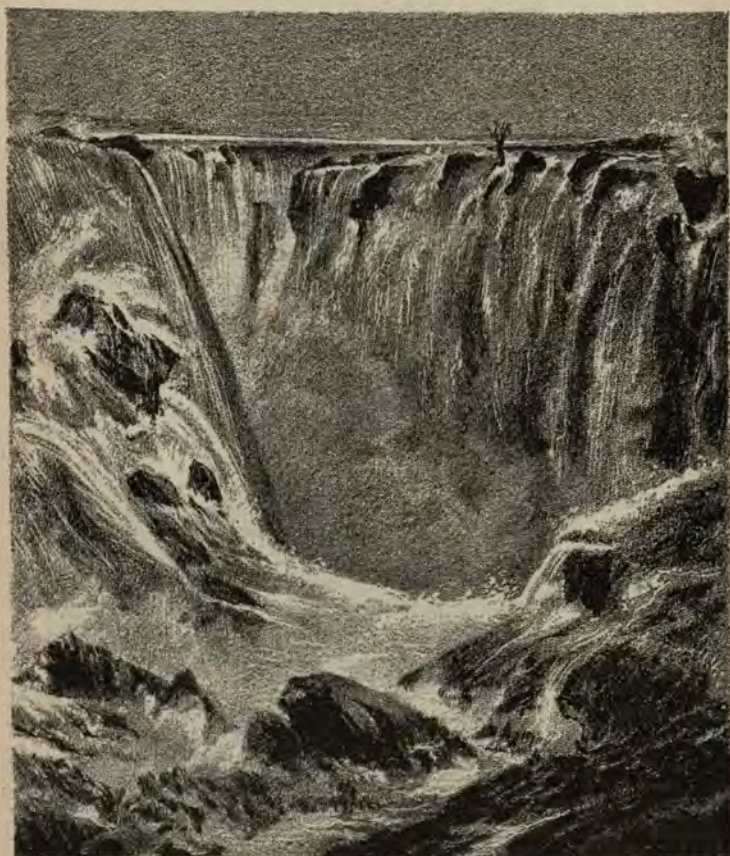
niedern Wasserstände in eine große Anzahl getrennt laufender Arme, welche einzeln bald hier bald dort hinunterstürzen, sich wieder



Facini = Wasserfälle und Felsentürme.

vereinigen und wieder trennen je nach den angetroffenen Hindernissen. Dabei ist das Gestein so porös, daß öfters ganze Arme

im Fels zu verschwinden scheinen, um an anderer Stelle wieder hervorzutreten und sich brausend als dicker Strahl in die Tiefe zu stürzen. Den beiden Amerikanern kam bei dieser mühsamen und gefährlichen Durchmusterung des ganzen Gebiets der Fälle zu



Die „Hundert Fälle“.

Hilfe, daß sie ebenso gewandte Kletterer als Photographen waren; dennoch wurden sie einmal durch das dem Dranjeßfluß eigene plötzliche Steigen der Gewässer von ihrem Rückwege abgeschnitten und mußten eine Nacht stehend auf einer höhern Felsspitze zubringen, wohin die Flut nicht drang. Zur Regenzeit werden wohl alle oder

die meisten dieser Arme und Einzelsfälle sich vereinigen und dann den Anblick einer zusammenhängenden Stromschnelle oder eines un-



Der Diamanten - Wasserfall.

unterbrochenen Falles gewähren, von deren Großartigkeit die vorstehenden Bilder freilich immer nur eine schwache Andeutung geben.

Auf der weitem Heimreise feiert Farini das erste Begegnis mit einer weißen Familie und die herzliche Aufnahme in derselben

mit folgenden Worten: „Die Freundlichkeit unsers vielerfahrenen Gastgebers und seiner hochgebildeten Frau werden uns unvergeßlich bleiben. Was war es für ein Vergnügen, seine Beine unter einen Tisch zu strecken, an welcher die Frau vom Hause den Vortritt führte — Gott segne sie alle! — und an den Freunden einer civilisirten Mahlzeit teilzunehmen, welche mit der Unterhaltung einer englischen Familie gewürzt war.“ Wir glauben es ihm gern nach allen Entbehrungen des Wüstenlebens.

Unser Landsmann Mohr hatte sich eine angenehmere Reiseroute nach den Wasserfällen des Sambesi ausgewählt, indem die von ihm durchzogenen Länder teilweise schon der Civilisation aufgeschlossen, teilweise dichter bevölkert und weniger wüßt waren. Die Küstenlandschaft von Port Natal und die ganze erste Küstenterrasse kann sich an Lieblichkeit mit jeder Gegend der Erde messen.

Eine große Plage dieser Gegenden und des südöstlichen Afrika überhaupt sind leider die Heuschreckenschwärme. „Am 23. April 1869 morgens 9<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Uhr“, erzählt Mohr, „gingen unsere sämtlichen Gespanne durch den großen Vaalfluß, der an der Stelle, wo wir ihn passierten, mindestens die Breite der Weser bei Bremen hat; er gehört dem westlichen System an und fließt etwa sechs deutsche Meilen nordwestlich von Hopetown in den Oranjestrom, auch nennen ihn die Eingeborenen Hai Gariep (gelber Fluß), in neuester Zeit ist er berühmt geworden durch die großen Diamantenlager, welche bei Klip Drift, Pniel und Hebron entdeckt wurden. Mit donnerndem Lärm polterten die schwerfälligen Wagen über die runden, abgeschliffenen Felsstücke, die in seinem Bette liegen, jedes andere Fuhrwerk wie das afrikanische würde unfehlbar durch die furchtbaren Stöße in Stücke zermalmt werden; plötzlich wird ein Halt notwendig, die Ochsen müssen sich verchnaufen. Bald geht der Foreloper wieder vor, die 16 Ochsen ziehen an, ihre 64 Beine stampfen das Wasser zu Schaum, bei der enormen Spannung knirscht laut die eiserne Kette, lärmend und wild chaotisch durcheinander rufen die Kaffirn die Namen der Zugtiere um sie zu ermuntern aus: «Tref (Ziehe) Zwartkop, Kleefeld, Royeman, tref Engelsman!» — vorzugsweise der faulste Ochse des Gespannes —, mächtig knallen die riesigen Peitschen, die schwere Wagenmaschine erreicht endlich dank der Anstrengungen der keuchenden Tiere wohlbehalten das andere Ufer.

„An der »Drift«, wo wir passierten, lag nahe am rechten Stromufer eine kleine Farmerei, und ermüdet von der anstrengenden Arbeit der Flußpassage, machten meine Fuhrleute gegen Mittag Lager und kochten ab. Um diese Zeit bemerkte ich zuerst am südwestlichen Horizont anscheinend mächtige Rauchsäulen, die immer mehr und mehr emporstiegen und bald genug unsern Zenith erreicht hatten; ich war in dem Glauben, das Feld sei in Brand gesteckt worden, denn das ganze Kompaßviertel von Südwest bis Südost war nun bereits von den scheinbaren Rauchsäulen eingenommen. Ich lenkte die Aufmerksamkeit meiner Begleiter hierauf, diese erkannten sogleich an dem gelblichen Schein, daß es kein Feuer, sondern die geflügelte Pest Afrikas, die alle Vegetation vertilgenden Heuschrecken seien.

„Wir saßen im Schatten unsers Wagens und verzehrten unser Mittagmahl. Erst fielen einzelne, dann Dutzende, bald Tausende und aber Tausende von Heuschrecken vom Himmel herunter; sie kamen in so gewaltigen Scharen, daß die Luft sich verdunkelte, daß man durch dies fliegende Geschwirr und Gewirr mit bloßen Augen in die Sonne sehen konnte, und diese, obgleich hochstehend, rot und strahlenlos wie beim Untergang aussah. Scharen von Heuschreckenvögeln machten unausgesetzte Angriffe auf dieses flatternde Insektenmeer, aber die Zahl der Tiere war Legion, unzählbar wie der Sand der Wüste. Weit und breit war alles Land mit Heuschrecken angefüllt, die Wasser des Baal, bedeckt mit den Leibern dieser Tiere, zeigten eine graugelbe Oberfläche. Der kleine Garten bei der Farm war binnen weniger Minuten kahl gefressen.

„Wie Türken mit der gelassensten Ruhe von der Welt sah die Voerfamilie im kleinen Häuschen und sah der Zerstörung ihrer Garten- und Feldfrüchte schweigend zu, was insofern vernünftig war, als sich ja eben absolut gar nichts dagegen thun ließ, selbst die bittere Rinde der Pfirsichbäume wurde von diesen gefräßigen Insekten angenagt.

„Das Schlimmste bei der Sache ist, daß da, wo die Heuschrecken einfallen, sie sofort ihre Eier legen, sodaß bei Beginn der nächsten Regenzeit unzählige Scharen junger Tiere aus dem Boden kriechen und flügellos weiter hüpfend alle Vegetation abermals zerstören; diese junge Brut, die weiter hüpfet und nicht fliegen kann, nennen die Voers charakteristisch genug Footloopers (Fußgänger), die fliegenden Spring Haans. Die Leute hier

sind der Meinung, daß die junge Brut schädlicher, d. h. noch zerstörender sei als die alten Geflügelten, und über ihre Scharen bemerkt James Chapman in seinen «Travels in the Interior of South Africa»: «Ich watete mitunter bis zur Tiefe von sechs Zoll in den Leibern dieser toten Tierchen herum.»

„Unsere Ochsen, Pferde, Schafe und Ziegen fraßen sie mit Bier, dem Elefanten und andern Gras fressenden großen wilden Tieren scheinen sie eine Art Leckerbissen zu sein, und alle eingeborenen Stämme Südost-Afrikas halten Heuschrecken für eine Delikatesse, die sie in Haufen sammeln und geröstet und gedörrt verzehren. So zubereitet habe ich sie selbst gekostet und fand sie ohne Salz gegessen durchaus geschmacklos. Ihren Vorwärtsmarsch hemmt nichts; kommen sie an einen Fluß, so stürzen sie sich ohne weiteres hinein, nach und nach bildet sich aus ihren Leibern eine schwimmende Schicht, über welche die folgenden Scharen unaufhaltsam weiter hüpfen.

„Als wir später auf unserer Reise ins Innere in nordwestlicher Richtung weiter vordrangen, habe ich die Verwüstungen des oben beschriebenen Heuschreckenschwarmes bis zum Mangwebach im Matebelelande deutlich gespürt, das heißt über eine Ausdehnung in der Luftlinie von mindestens fünf Breitengraden oder 75 deutschen Meilen.“

Bei Potchefstroom im Transvaallande gelagert, hat Mohr gute Gelegenheit verschiedene Naturwunder wie die Tropfsteinhöhlen und unterirdischen Wasserläufe von Wonderfontein anzustauen, die merkwürdigen Störungen des Gleichgewichts der Atmosphäre während des Wechsels der vorherrschenden Winde zu studieren, die Wasserfälle des Sambesi zu bewundern und wiederum (vergl. S. 140) die üppige Fruchtbarkeit des gottgesegneten Landes zu bestätigen, welches nur einer rationellen Wasserwirtschaft, ausgedehnter Forstkultur und bequemerer Verbindung mit dem Meere bedarf, um eins der ausfuhrfähigsten Länder zu werden. Allerdings verleugnet sich die in scharfen Temperaturgegensätzen sich kundgebende Natur des trockenen tropischen Hochlandes nicht.

„Der 26. Mai,“ schreibt Mohr, „brachte uns einen kalten, eifigen Morgen, scharf piff der Wind über die kahle Landschaft dahin. Hübner, mein Reisegefährte, und ich saßen im Zelt, froren und suchten uns durch Kaffee trinken zu erwärmen. Da verkündeten Schritte die Ankunft eines Menschen; es war ein holländischer

Boerjunge, ausgerüstet mit zwei Talglichtern primitivster Konstruktion und einigen Schwefelhölzern; es ist unser Führer, mit dem wir die Höhle von Wonderfontein besuchen wollen. Wir wanderten über eine kahle, wüste Kalksteinformation, plötzlich stehen wir in einem Kessel, dessen Durchmesser etwa 100 Fuß sein mag, von steilen Wänden eingefast. An der westlichen Seite zeigt sich ein Riß, kaum breit genug, um einen Mann hinein zu lassen; wir drängen uns in etwas gebückter Stellung hindurch, der Weg senkt sich einige Schritte steil ab, jetzt stehen wir in einem ründlichen Raum von etwa 80 Fuß Durchmesser, über dem eine durchaus horizontale Steinplatte die Decke bildet. Vorwärts gehend öffnet sich ein weiterer Gang in gotischer Bogenform, dessen ungemessene Tiefe sich in dunkle Nacht verliert; der Anblick ist feenhaft, alles weiß wie Marmor, rein wie der Schnee des Pols. In phantastischen Gebilden, bald wie Säulen, bald wie in Stein verwandelte Draperien hängen die Stalaktiten herunter; den Bogengang weiter verfolgend, funkelt der Reflex unserer Lichter wie ein Geisterchein von dem weißen Gestein wieder, auf dem Tausende von Diamanten zu bliken scheinen, immer wieder laufen rechts und links gotische Bogengänge in Finsternis und unbekannte Entfernung hinaus, dem entzückten Auge ein Chaos der zartesten und prachtvollsten Gebilde enthüllend.

„Wir gehen weiter; auf einem schwarzen, gummiartigen Boden verhallen unsere Schritte lautlos; bald hören wir ein Rauschen wie dumpfes Murmeln und wir stehen an den Ufern des hier unterirdisch weiter fließenden Mooibaches — ein moderner Styx; seine Wasser, schwarz wie ein Bahrtuch, werfen fast grollend das neugierige Licht unserer Herzen zurück; welche Melancholie, welche Einsamkeit, welche massive Stille! Eine gute halbe Stunde wandelten wir durch die Hallen dieses unterirdischen Marmorpalastes, etwa wie Schatten, die den Schiffer Charon suchen, aber ihn nicht finden können!

„Wie finster ist der Anblick dieses Stromes, dessen Wasser die Sonne niemals bescheint, von dem die Wolken des Himmels nicht zurückstrahlen, dessen Fluten die Brise niemals kräuselt; kein Vogelsang ertönt und kein Laut der Freude; uferlos rollt er dahin, Trauer und Finsternis sind seine Begleiter.

„Wir gingen zurück und kamen am Ausgange der Höhle glücklich an, wir hatten unsere Zeit gut abgemessen, denn die



Kerzen waren fast aufgebrannt. Ich habe in meinem Leben auf wüstem Meer manch stürmische Nacht zugebracht, aber ich glaube, ich habe kaum jemals das goldene Licht der Sonne freudiger begrüßt, als wie an jenem Morgen, wo ich die Grotten der Höhle von Wunderfontein hinter mir hatte, denn da unten ist es schön, aber fürchterlich, und so ernst, als seien dort die schönsten Hoffnungen der Menschen zu kaltem Stein erstarrt!

„Über die Ausdehnung der Höhle — oder man sollte eigentlich sagen der unterirdischen Gänge von Wunderfontein — kann ich nur berichten, daß von Mooi-River-Hole an der Bach vier deutsche Meilen unter der Erde weiter fließt; über diese Strecke werden sich wahrscheinlich in mehr oder minder bedeutendem Umfange auch diese unterirdischen Gänge und Höhlen ausdehnen; der bis jetzt durchwanderte Teil derselben ist in Bezug auf die Gesamtausdehnung ein verschwindend kleiner. Da die Bildung der Stalaktiten eine sehr langsame ist, so müssen tausende und abermals tausende von Jahren vergangen sein, ehe jene schönen Formen entstehen konnten, die unser Auge hier bewunderte!“

Die Klagen über die Nachtfroste wiederholen sich öfter.

„Bei Schoschong gelagert in 1020 m Meereshöhe war die Kälte nachts so groß, daß an unserm Wasserfäßchen hinten im Wagen, welches etwas leckte, sich zehn Zoll lange Eiszapfen bildeten, während bei Tage im Zelt die Hitze geradezu drückend wurde. Die trockene dünne Luft hält die Wärme schlecht, kaum ist die Sonne untergegangen, so ist es, als ob die Kälte urplötzlich aus dem Boden stiege, und hier auf der Breite von 23° 2' Süd sieht man abends die Männer in Pelzmänteln und Kapuzen, eine Kleidung, welche mich lebhaft an die Tschultschen erinnerte, die das westliche Ufer der eisigen Beringsstraße bewohnen.

„Ich muß noch einer Industrie erwähnen, die sich hier in Schoschong findet und wodurch der Ort einen gewissen Ruf erlangt hat: die der Anfertigung der sogenannten Karosse, zubereitete und geschmackvoll zusammengenähte Felle verschiedener Pelztiere. Sie werden von hier aus über ganz Südost-Afrika verbreitet und finden durch den Handel ihren Weg bis nach Europa, wo ich zuletzt Exemplare davon «Unter den Linden» in Berlin bei einem Pelzhändler sah.

„Mein Jagdpferd, der Grauschimmel, wurde krank und war binnen 24 Stunden durch die Pferdepeuche dahingerafft. Zwei

Tage vorher bot mir ein Händler ein Quantum Straußenfedern für den Gaul, welches einen Wert von 250 Thalern repräsentierte.

„Da das Klima für diese Tiere hier anfängt tödlich zu werden, so wollte ich die noch restierenden Kasse nicht unnütz opfern, sondern erbarmte mich ihrer und schickte sie samt und sonders mit dem heimwärts reisenden Händler Cooksley nach Natal; somit war ich nun leider unberitten, wenigstens fürs erste.“

Anfangs Oktober, also bei Beginn des Frühjahrs und der Regen, setzen starke Gewitter ein, „eins derselben brach über uns in den Felsenschluchten der Matoppoberge los, blendende Blitze in allen Farben durchzuckten die Luft, der gewaltige Donner rollte in hundertfachem Echo an den Klippen wieder, mitunter war es, als sollten die Felsen bersten. So beim Toben der Himmelsartillerie kam ich am 11. bei Monhama an, erreichte Nachmittag Meyers Schmiedehütte am Mangwe und war herzlich froh, nun in einer Gegend zu sein, wo mein verkommenes Vieh Futter finden und sich herausfressen konnte.

„Auf diesem Rückmarsch von Injati zum Mangwe, der also als am Ende der trockenen Jahreszeit in die Periode der Windstillen und größten Dürre fiel, hatte ich oft Gelegenheit, kleine Wirbel oder Drehstürme zu beobachten, deren Durchmesser am Boden wohl nur selten höchstens 15 Fuß erreicht, die aber dennoch mit brausendem, dröhnendem Lärm besonders in den Mittagstunden urplötzlich entstehen; ihre Gewalt ist eine solche, daß Grasbündel und Büsche entwurzelt, ja selbst Baumäste abgebrochen und rotierend zu bedeutender Höhe emporgeschleudert werden. Es ist dies die Periode, wo der vorherrschende Südostwind nordwestlichen und westlichen Winden Platz macht.

„Einmal auf unserm Marsche nahe der Kumala, als wir durch einen verdorrten Buschwald marschierten, überfiel uns urplötzlich ein solcher Drehsturm. Der Lärm war derart, daß meine schwarzen Begleiter sowohl wie ich sofort Schutz hinter den dicken Mopanistämmen suchten, denn wir waren alle der Meinung, eine fliehende Büffelherde käme auf uns zu; einen Moment darauf fauste die Windsbraut heran und bedeckte uns mit Staub, Gras, Reisern und Blättern, brausend und rollend ging sie weiter, eine förmlich reine Bahn durch den Buschwald segnend, während ihr kreisförmiger dunkler Staubmantel bis zu enormer Höhe emporstieg.

„Ich habe diese kleinen Tornados mit großem Interesse

beobachtet, weil ich das Buys Ballotsche oder Piddingtonsche Gesetz in ihnen bestätigt zu finden hoffte, wo also hier auf der südlichen Halbkugel die Drehung von Nord über Ost, Süd und West, oder mit den Zeigern einer Uhr hätte stattfinden müssen. Allein ich habe mit Bestimmtheit wahrgenommen, daß viele dieser Windfäulen im entgegengesetzten Sinne rotieren, und daß also jene großen, für die Orkane des Meeres geltenden Gesetze und Regeln hier keine Anwendung haben können.“ Dieselbe Wahrnehmung machen wir übrigens auch an den sommerlichen Staubwirbeln auf unsern breiten Straßen und Plätzen. In ihnen kreist der Staub bald nach links, bald nach rechts herum, öfters sieht man den einen Wirbel sich urplötzlich in den andern verändern. Es kommt eben in solchen kleinen Wirbeln nur der örtliche erste Anstoß zum Ausdruck, die Rotation der Erde hat gleiche, d. h. gar keine Wirkung auf die allzubenachbarten Teile.

Da Mohr aus Liebhaberei für die Tierwelt und zur Ernährung seiner Leute seine Karawane durch allerlei Getier, Strauße, Wildschweine, ferner Ziegen, Schafe u. s. w. vermehrt hatte und vorzog, bis zum Ende der Regenzeit an demselben Orte zu verweilen, so setzte er sich erst am 7. März des folgenden Jahres 1870 wieder in Bewegung, um den Rest des Wegs bis zu den Viktoriasfällen zurückzulegen. Seine Karawane bestand aus nicht weniger als 2 Wagen mit je 14 Ochsen, 40 Ziegen, 16 Schafen, 8 Hunden, 4 Straußen, 2 Wildschweinen und 14 Kaffern, sodaß sie sich nur recht langsam fortbewegte. Zudem mußte er in der letzten Zeit oft ganz bedeutende Umwege machen, weil das Erdreich hier durch vorangegangene Erdbeben furchtbar zerklüftet und von 5—600 Fuß tiefen Abgründen und Spalten durchzogen ist. Der Sambesi stürzt aus solcher Höhe in einen noch dazu sehr engen Spalt und fließt eine Strecke weit in diesem düstern, nie betretenen Abgrunde weiter. So kam Mohr denn erst am Montag den 20. Juni 1870 bei den Fällen selbst an, deren Donnern er schon seit mehreren Tagen hatte hören können.

Sein Lager war am Westende des Falles, 800 Schritt südlich davon, nahe einer aus dem Boden hervorbrechenden Felsenbank errichtet; diese Entfernung blieb notwendig, weil weiter nordwärts der ewige Staubregen niederfällt und der Boden zu feucht ist.

„Ostwärts hin, parallel mit der Falllinie laufend und 45 Schritte südlich davon, erblickten wir — immer in Teilen nur,

der hin- und herwogenden Nebelschleier wegen — den schon von Livingstone, Baines und Chapman beschriebenen Regenwald. Was Üppigkeit und Schönheit, nicht Mannigfaltigkeit der Pflanzenformen anbelangt, so kann er sich mit allem messen, was ich in Hinterindien, auf Ceylon, der Malakkahalbinsel und in Java gesehen habe. Die Farn nehmen baumartige Proportionen an, riesige Schlingpflanzen von der Dicke starker Schiffstau laufen von Ast zu Ast und hoch über alles schwanke die gefiederten Häupter der Palmen, während herrliche Bamboogruppen uns lebhaft an die Gestade des Irawaddi erinnern.

„Diese spontane Üppigkeit indessen erstreckt sich über den Bereich und den Einfluß der feuchten Niederschläge nicht hinaus; dahinter tritt weiter Wald auf, parkartig mit großen freien Rasenplätzen dazwischen; überall lachen uns an felsigen Stellen die roten Blüten einer bekannten Aloë entgegen.

„Und nun will ich versuchen, eine schwache Beschreibung der großen Fälle selbst zu geben. In der Breite von einer viertel deutschen Meile kommt der majestätische Strom von Nordnordwest und stürzt seine Fluten 400 Fuß tief hinunter, in eine quer durch sein Bett setzende Felsenschlucht, deren Breite zwischen 240—300 Fuß schwankt. Oberhalb des Sturzes tauchen aus den Sambesifluten viele Inseln auf, alle mit der reichsten tropischen Vegetation geschmückt. Die Ufer sind mit weitem offenen Walde bestanden, hier kommen ganze Gruppen hochstämmiger Palmen vor, die der Landschaft den echten Stempel des Südens ausdrücken. Nahe dem Fall eilt das Wasser mit fliegender Schnelligkeit dahin, die langgezogenen Schaumbänder, die man überall sieht, verleihen dem Element das Ansehen, als ob es koche. Nahe dem westlichen Rande liegt eine kleine Insel, etwa 120 Fuß vom Ufer entfernt; der Zweig des Stroms scheint hier eine große Tiefe und das Bett eine starke Neigung zu haben, denn das Wasser stürzt sich heulend und in mächtigen Wirbeln brausend in einem Satz wie eine Meereswoge zur Tiefe hinunter. Nun kann man an dieser Stelle, ganz auf der westlichen Ecke, auf eine etwas hervorspringende Felskante heraustreten, was aber nur solchen Reisenden zu empfehlen ist, die ganz frei von Schwindel sind. Dann erblickt man links dicht neben und unter sich den eben beschriebenen Sturz, in Front die lange Linie des großen Falls, die aber natürlich immer nur teilweise sichtbar ist, denn die mit der Flut herab-

gedrückte, zusammengepreßte und mit Wasserteilchen gefüllte Luft befreit sich gewaltsam, steigt wirbelnd zur Höhe empor und ist die Ursache der Dampf- oder Nebelwolken, die geisterhaft hoch oben über diesem großen «Altar» der Wasser leuchten. Hat man von dieser Stelle aus eine Zeit lang in das unten tobende, spritzende, schäumende, wallende Chaos hinein geschaut, unrauscht von dem fürchterlichen Lärm des rasend gewordenen Elements, ist man erschüttert durch das aus der Tiefe herauf dröhnende, Mark und Bein durchdringende Geheul, so wundert man sich, daß selbst die Felsen, diese harten Rippen der Erde, einer solchen Macht gegenüber Widerstand leisten können.

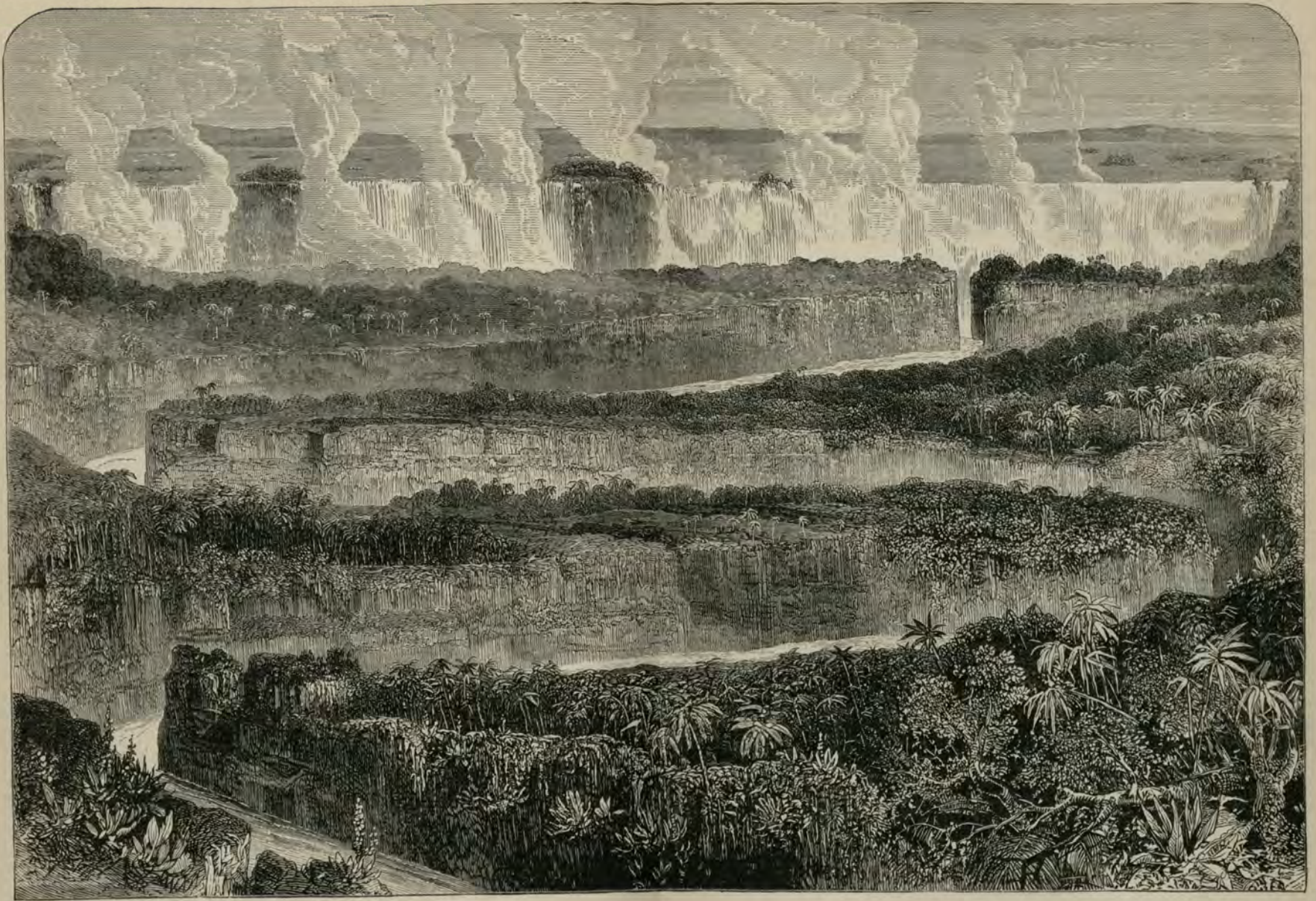
„Wie ich von diesem Punkte das imposante Bild, welches ich mit gar keinem andern vergleichen kann, eine Zeit lang betrachtet hatte und eine Art Betäubung verspürte, ging ich hundert Schritte nach Süden zu in der Richtung des Lagers zurück. Hier befindet man sich noch im Bereich der Wasserstaubschleier auf felsigem Grunde, für Momente umhüllen sie uns wie dichte Nebel, plötzlich teilt ein Windstoß das Gewölk, der lichteste Sonnenglanz scheint auf uns hernieder, dann wieder prasselt plötzlich ein heftiger Regen in großen Tropfen herab.

„Dreht man sich auf dieser Stelle um, mit dem Gesicht nach Norden zu, so macht es einen eigentümlichen Eindruck, wenn man die lange Wolkenlinie aus der Erde heraufsteigen sieht, denn man gewahrt den Schlund und, der vor uns liegenden Bäume und Sträucher wegen, auch den Wassersturz nicht.

„Nun wanderte ich durch den Regenwald, dessen Boden von zahllosen Elefanten und Büffeln ganz zerstampft war (die der kühlen Schlammäder wegen nach hier kommen), um eine Frontansicht von Süden, links und rechts der ganzen Falllinie entlang zu haben.

„Die quer durch den Strom setzende Spalte, welche die herabgestürzten Fluten aufnimmt und von Ost nach West (von 93° nach 273°) läuft, endet schließlich, auf etwa drei Viertel ihrer Länge in einer jäh über den Schlund hinausragenden Felsenplatte; von Westen nach Osten zu schauend liegt vor uns jener hier 270 Fuß breite Spalt, durch den allein der Abfluß des ganzen Wasservolumens stattfindet; hier vereinigen sich unter unsern Füßen die von Osten und Westen heranbrausenden Fluten, die letztern bilden, wie gesagt, etwa drei, die ersten ein Viertel der





Die Viktoriafälle des Sambesi.





gesamten Strombreite. Treten wir frei auf die genannte Felsplatte hinaus und schauen nach der Richtung Nordnordwest hin, von welcher der Sambesi heranströmt, so liegt vor uns die ganze weite Falllinie. Da der Fluß infolge der späten Regen noch sehr geschwollen war, so sah ich ihn unter ganz ungemein günstigen Verhältnissen, denn die schwarzen Felsmassen waren durch die unbeschreiblich hübschen Wasserdraperien ganz verhüllt, nur hie und da gähnte, schwarz wie der Rachen der Hölle, aus dem weißen Schaumsehleier das nackte Gestein zackig und jäh hervor. Der erste Sturz der Wasser bestand, zur Zeit als ich die Viktoriasfälle sah, aus einer einzigen, 8 bis 10 Fuß langen, ununterbrochenen, grünlichblau glänzenden Riesenwelle, die dann weiter stürzend sich in immer feinere, weißere, balligere Schleier oder Wolkengebilde auflöste.

„Dies ist der Punkt, von dem der Wanderer den großartigsten Anblick der unvergleichlichen Viktoriasfälle des Sambesi genießen kann. Vor uns die ganze Pracht der stürzenden Wassermauer, ewig beweglich sich in der Form erneuernd, brausend, lichtvoll, glänzend, hie und da kleine grünende Inseln, die sich bis an den Rand des Sturzes hinanziehen, in Front, links, rechts und unter uns Gewässer, die mit einem Lärm, dem Donner des Himmels vergleichbar, von dannen eilen. Einen geisterhaften Anblick gewähren jene beiden großen kreisrunden Doppelregentropfen (kreisrund, weil sie durch keinen Horizont halbiert werden), die in Front bei der Vereinigung des von West und Ost kommenden Arms vor dem Fall hängen und deren magische Tinten in dem ganzen Lichteffekt einer tropischen Sonnenbeleuchtung glänzen. Die Farbenfolge des äußern Ringes ist bläulich, gelblich, rötlich, die des innern reflektierten umgekehrt: rötlich, gelblich, blau.

„Lange betrachtete ich dies gewaltige Naturbild; wie auf den Fittichen des Sturmes getragen kamen und gingen meine Fantasien, mir war es zu Mute, als ob mein kleines Ich ein Teil von jener Macht würde und sich darin auflöse, die in unendlicher Gewalt und Pracht mich hier umsing, und deren Urstimme rollte, wie die Brandung der Ewigkeit. Doch ich werfe die Feder fort, denn das Unendliche kann der Mensch nicht beschreiben, und dies ist ein Stück Unendlichkeit, welches in den Rahmen der Schönheit und des Sichtbaren eingefast ist!

„Wie lange ich hier geträumt hatte, weiß ich nicht. Mein Diener Sisko erinnerte mich daran, es sei Zeit zurückzugehen; seine schwarze, glänzende Haut tropfte von Feuchtigkeit, er zitterte und fror. Erst jetzt bemerkte auch ich, daß ich durch und durch naß war; einer durch den Wald sich ziehenden Elefantenspür folgend traf ich bald bei meinen dunkeln Begleitern und den Feuern wieder ein.

„Über die Regenbogen (ich spreche nicht von den beiden großen eben beschriebenen) muß ich noch bemerken, daß, wenn man am Rande der Sturzlinie entlang geht, man sie in den verschiedensten Bogenstücken beobachten kann; oft sieht man hier einen entstehen, bald verschwindet er wieder, eine Erscheinung, die von der Bewegung der Wasserstaubschleier oder Nebelwolken abhängen muß.

„Hat der Sambesi seine Wasser durch jenen engen, 270 Fuß breiten Paß hindurch gedrängt, so rollt er in 3 bis 4 mächtigen Schlangenwindungen weiter; weil das Flußbett so eng ist, muß seine Tiefe eine ganz enorme sein, um alles Wasser fortschaffen zu können. Die Ufer bilden perpendikulär abfallende, 500—600 Fuß hohe Felsen, für den Menschen sind sie absolut unersteiglich; doch die vielen hier hausenden Paviane klettern mit Leichtigkeit darauf herum.

„Ich ließ schwere Felsstücke abbrechen, die die Kaffirn auf Kommando herunterwarfen, da ich aus der Zeit des Fallens derselben die Tiefe berechnen wollte, allein sie verschwanden und ich sah niemals Wasser ausspritzen. Wenn man nicht durch die überwältigende Großartigkeit der Fälle etwas abgestumpft wäre, würde man zweifelsohne die finstere Schönheit dieser schaurigen Schlünde, in denen der Riesenstrom eingekesselt grollend weiterbraust, bewundern, aber wer das erste Bild sah, staunt nachher so leicht nicht mehr.

„Karl Livingstone, der Bruder des großen Reisenden, hatte die Viktoriasfälle und die des Niagara gesehen, er gab bei weitem der Schönheit der erstern die Palme. Zwei Leute leben augenblicklich noch, die in derselben glücklichen Lage waren und die mir beide persönlich wohlbekannt sind, nämlich Dr. Coverly aus Glasgow und Herr Charles Ellis aus London; ihr Urtheil stimmt mit dem Livingstones vollkommen überein.

„Natürlich wurden die Beobachtungen fortgesetzt, meine Breitenbestimmungen zeigen mit Livingstone nur eine Differenz von

35'', um die ich die Fälle nördlicher lege. Die Misweisung nach Azimuthen war hier im Juni 1870 West  $20^{\circ} 26'$ ; für die Längenbestimmung beobachtete ich noch 14 Distanzen zwischen Sonne und Mond, sodaß das Mittel hieraus mit dem am Masué angestellten Wahrnehmungen nur eine Differenz von 4 Bogenminuten ergibt. Livingstone, der hier nach einem Taschenchronometer, welches mittlere Greenwicher Zeit zeigte, beobachtete, gibt die Länge mit Ost  $25^{\circ} 45'$  an, während ich die meine um 44 Bogenminuten weiter nach Osten verlege.

„Die Höhe der aufsteigenden Wasserstaubschleier, die über dem Fall schweben, maß ich, die 400 Fuß Tiefe des Schlundes miteingerechnet, zu 1055 Fuß Aufsteigung, ein Resultat, welches nur um 40 Fuß mit den Angaben von Vaines differiert. Natürlich ist diese Höhe alle Tage etwas verschieden, denn sie hängt von der Wassermasse des Stroms, der Temperatur und der Stärke des Windes ab. Die Höhe über dem Meere, die ich nach dem Siedepunkt des Wassers bei Wanki mit 1680 Fuß fand (Vaines gibt sie 120 Fuß niedriger an), konnte ich hier leider nicht bestimmen, da durch einen Zufall während der Operation das Instrument zerbrach, nachdem es soweit allen mit einer solchen Reise verbundenen Gefahren entkommen war. Ebenso sprang am andern Morgen beim Aufziehen die Feder des Chronometers, sodaß das Instrument für den Rest der Reise total unbrauchbar blieb. Glücklicherweise war ich mit einer ganz ausgezeichneten Uhr von dem bekannten Charles Frodsham in London versehen, sodaß auch später an einigen geographisch interessanten Punkten Längenbestimmungen gemacht werden konnten.

„Das Chronometer hatte ich übrigens schon lange auf mittlere Ortszeit gestellt und dasselbe für die an Bord der Schiffe übliche Längenbestimmung gar nicht mehr benutzt, weil ich sehr bald erkannte, daß bei der immerhin sehr rauhen Weise des Transports auf den täglichen Gang einer solchen Uhr kein absolutes Vertrauen zu setzen ist. Der Schiffer findet im weiten Ocean in Bezug auf die Länge fest bestimmte Punkte, wie Vorgebirge, Inseln, Leuchttfeuer und Häfen; da deren Abstände von einem Anfangsmeridian bekannt sind, kann er Gang und Stand eines Instruments kontrollieren, hier im Innern fehlen genau bestimmte Anhaltspunkte und darum zog ich es vor, die mittlere Greenwicher Zeit aus den Mondsdistanzen zu berechnen. Auf See

gebraucht man ein größeres Instrument, das Schiffschronometer, dasselbe schwebt in absoluter Ruhe wie ein Kompaß in einer sogenannten Cardanischen Aufhängung und es gewährt deswegen allein schon viel mehr Verlaß; aber selbst hier kommt es vor, daß, wie ich es auf meiner Reise vom Kanal nach Port Durban im Jahre 1866 erfuhr, man binnen 78 Tagen 12 bis 15 Bogenminuten oder  $\frac{1}{3}$  bis  $\frac{1}{4}$  Längengrad in der Richtung irrig sein kann.

„Einen weitem Vormarsch nach Norden über den Sambesi hinaus zu unternehmen, dazu war ich nicht im stande, denn ich besaß weder Geschenke für die Chefs, noch hatte ich die notwendigen Tauschmittel bei mir, um von den Eingeborenen Lebensmittel zu erhandeln. Mein Schuhzeug war vollständig zerrissen, die Munition höchst unzureichend, und von den Begleitern wäre keiner zu bewegen gewesen, mit mir zu wandern, den großen Fluß zu passieren, und ins Weite — Unbekannte — hinein zu ziehen.

„Aus dem Breiten- und Längenunterschied von den Viktoriafällen und Port Durban, meinem Ausgangspunkt, folgt, daß die Entfernung beider Orte in der Luftlinie gleich  $199\frac{1}{2}$  deutsche Meilen ist, aber die wirklich abmarschierten Strecken — natürlich die Jagdausflüge nicht mitgerechnet — nehme ich in Berücksichtigung der großen Umwege und Krümmungen, sowie des vielen Auf- und Niedersteigens mit 40 Proz. mehr an, sodaß die faktisch durchwanderte Wegstrecke wohl gleich 280 deutschen Meilen sein mag.“

Von Mohrs Jagden auf dem Rückwege werden wir weiter hören.

### 3. Jagdbilder aus Südafrika.

Wenn auch die Zeiten der Gordon Cumming und anderer berühmter, in Südafrika reisenden Nimrode vorbei sein mögen, als man die Strauße noch in der Karroo und die Steinböcke oder Springböcke in Griqualand vor der Kalahari zu vierzigtausenden jagte, so ist doch Südafrika noch immer das gelobte Land des Jägers, sowohl wegen der Menge als auch wegen der Mannigfaltigkeit des Wildes. Hier trifft man noch die edelsten Wildarten hinlänglich zahlreich vertreten an und Scharen von Flug-

wild, unsere heimischen Rebhühner, Perlhühner, Enten voran, beleben die weiten Flächen der Sümpfe in Gesellschaft von Flamingos, Gänsen und Trappen. Auch die Zeiten sind nicht mehr, da die Fortschreitenden der Kultur des Landes und der Menschheit, als zu Ehren oder zum Vergnügen einiger vornehmer Engländer das Wild von einigen 100 Quadratmeilen durch Tausende von Kaffern auf einige Quadratkilometer zusammengetrieben und die geängstigten, verblüfften Tiere von den hohen Jägern massenhaft zusammengeschossen oder selbst mit Nickfängern und Speeren niedergestossen werden konnten, so daß die Jäger zuletzt, wie Weber erzählt, über und über bis an die Schultern mit Schweiß überströmten, in einem scharlachroten mittelalterlichen Henkerkostüm einherzugehen schienen. Mehrere Tage lang wurden damals 600 Packochsen damit beschäftigt, das niedergemetzelte Wild nach den Kraals und Feuerplätzen der zu Tausenden herbeigeströmten eingeborenen Treiber zu transportieren. Fürwahr ein schöner Tag, an dessen blutige Lust die Teilnehmer vermutlich noch heute mit Entzücken zurückdenken! Es dürfte jedoch eine gleiche Schlächtereier für Bloemfontein nie wiederkehren, denn derartige Riesentreibjagden sind in dieser Gegend jetzt gar nicht mehr ausführbar. Die großen Wildherden haben sich vor der zunehmenden weißen Bevölkerung weit nach Norden und Nordwesten zurückgezogen, und um Giraffen, Zebras, Gnus u. s. w. zu jagen, muß man jetzt schon weit in die Transvaal-Republik und nach dem Limpopo und Sambesi vordringen, wo sie noch in unzählbaren Herden sich tummeln. Die Springböcke sind die einzige Antilopenart, die noch jetzt zu gewissen Zeiten massenhaft in großen Herden in den Freistaat einwandern.

Das geschah 1860. Wer jetzt in Südafrika jagen will, der mag sich auf allerlei Anstrengungen und Entbehrungen gefaßt halten, aber es winkt ihm dafür auch hoher Lohn und die innere Befriedigung des edlen Weidwerks, wenn er außer den guten Eigenschaften des richtigen Jägers und Reiters auch die besten Waffen mitbringt, wie sie höchstens noch im innern Afrika und in Ostindien erfordert werden.

Das erste Wild, worauf jetzt der Reisende von Capstadt aus stößt, sind außer gelegentlichen Schakals, Hyänen und Trappen zahlreiche Reb- und Perlhühner, welche sich an den künstlichen oder natürlichen Teichen oder wie die Eingeborenen sie nach den sie umgebenden Deichen oder Dämmen kurz nennen, an den Dams

der zerstreuten Boerengehöfte zum Trinken versammeln und sich längs des Wassers in langen Reihen so aufstellen, daß mit einem glücklichen Treffer Duzende erlegt werden, wenn man, wie der Boer aus guten Gründen immer thut, sein Pulver schonen will. Farini schoß auf diese Art und auch in europäischer Weise jagend an einem Morgen über 200 Stück. Wegen des heißen Klimas muß man sie dann einsalzen, um für mehrere Tage davon leben zu können.

Wenn es wie so oft hier einige Monate lang nicht geregnet hat, trifft man an den noch nicht ganz eingetrockneten Niederungen Scharen der verschiedensten Wasservögel; an einer derselben erbeuteten Farini und seine Leute bei Mondschein 2 Flamingos, 3 Kraniche, ein Duzend Gänse, 50 Enten verschiedenster Art und eine Menge kleinerer Tiere, Regenpfeifer u. s. w.

An ganz anderer Stelle, weit, weit im Nordosten von Farini, schoß Mohr in einer prächtigen parkartigen Landschaft zwischen hohen Felsendomen und nackten und schroffen Bastionen, während in der Ferne schon der Zapfenstreich der Löwen, „the merry roaring of the Lions“ seiner schottischen Begleiter, ertönte, in der Dämmerung 15 Perlhühner, die teils die Basis zur Suppe, teils den Hauptbestandteil eines duftenden bengalischen Curry lieferten.

Größeres Flug- und Edelwild sind die Trappen, die sehr schöne Großtrappe, dort Pauw, von der Größe eines Puters, und die Zwergtrappe, dort Koran genannt, etwas größer als das Perlhuhn. Erstere lebt um und im Ngungwald, letztere freier in der Ebene, wo sie sich von Ameisen und Käfern nährt. Schon in den ersten Tagen der Abreise von Kimberley schoß Farini mit der Kugelbüchse aus 100 Schritt Entfernung einen Koran durch den Hals, und die natürlich zufällige Beschaffenheit der Wunde genügte, seinen Ruf als guten Schützen zu begründen und die Erzählung im Griqualande von Mund zu Mund gehen zu lassen.

Dem Jagdvergnügen auf gefiedertes Wild setzt selbstredend die Straußenjagd die Krone auf. Sie wird auf verschiedene Weise ausgeübt. Zuerst ging Farini pürschen.

„Wir machten einen langen Tagesmarsch und hielten nur zuweilen an, um verschiedene Blumen und Samen einzusammeln und Wurzeln einzulegen, sodaß wir erst um 11 Uhr abends das Lager aufschlugen. Am nächsten Morgen gingen Kert und die

Buschmänner auf Kundschaft aus, kehrten aber erst um 4 Uhr nachmittags mit der Nachricht zurück, daß sie einige Fährten von Gemshöcken und Strauſen angetroffen hätten, weshalb sie es für das Beste hielten, noch denselben Abend soweit als möglich vorwärts zu gehen und am andern Tage eine große Jagd abzuhalten. Deshalb fuhren wir bis 10 Uhr weiter, kreuzten dabei beständig frische Spuren und schlugen am Rande einer trockenen Pfanne



Zwergrappe.

das Lager auf. Wir mußten haushälterisch mit dem Wasser umgehen, welches jetzt kostbarer als Gold war, obgleich die sorglosen Eingeborenen gleich alles frischweg aufgetrunken hätten und es gar nicht leiden mochten, daß ich ein beschränktes Maß Kaffee austeilte und dabei sagte, daß sie bis zum Frühstück am nächsten Morgen nichts mehr bekommen würden. Als ich aber Anzeichen entdeckte, daß noch kürzlich Wasser in der Pfanne gestanden hatte, rief ich nach Schaufeln und Hacken und ließ sie mit vereinten Kräften ein 3—4 m langes, 2 m tiefes Loch auswerfen. Der Sand schien allmählich feuchter zu werden je tiefer wir kamen, aber auf einmal stieß die Schaufel gegen hartes Gestein. Mit der Spitzhacke entdeckten wir, daß wir auf eine Schicht harten Kies gestoßen waren.

„Es nützt nichts, Baas; da ist kein Wasser und wir thun besser, wenn wir uns schlafen legen.“

„Da es beinahe 2 Uhr nachts war, so gingen wir zum Wagen zurück unter der Verabredung, daß jeder von uns mit Tagesanbruch aufstehen und einzeln nach verschiedenen Richtungen abmarschieren sollte; dann wollten wir einen möglichst großen Kreis bilden und so viel Wild als möglich in diesen Kessel zusammenreiben. Diejenigen, welche am weitesten zu gehen hatten, brachen zuerst auf, und ich benutzte die Zeit, nach der von uns ausgeworfenen Grube zu gehen, in welcher ich zu meiner großen Freude 45 cm tiefes Wasser vorfand. Ich war so vergnügt darüber, als hätte ich eine Diamantgrube entdeckt. Das Vieh fand auf alle Fälle hinlänglich zu saufen vor, und ich beeilte mich jetzt, völlig beruhigt, meinen Platz in dem Kesseltreiben einzunehmen.“

„Nach kurzer Weile nahm ich eine frische Straußenfährte auf, welcher ich instinktmäßig folgte und darüber ganz vergaß, daß ich eine Lücke in dem zu bildenden Kreise auszufüllen hatte. Die Spur führte mich quer über eine Sanddüne, von deren Höhe ich vorsichtig in der Runde ausschaute; kein Vogel war zu sehen, desto deutlicher aber die Fährte quer durch die Niederung. Entschlossen, nicht unverrichteter Sache umzukehren, folgte ich ihr über Dünen und Thäler hinweg, bis die zunehmende Hitze und der sich meldende Durst mich daran gemahnten, daß die Tageszeit vorrückte. Die Sonne stand jedoch noch nicht sehr hoch, ich wollte deshalb ein wenig im Schatten eines Busches ausruhen. Nach einem Trunk Wasser aus meiner Flasche griff ich zum Fernrohr und ließ es über die Dünen schweifen. Sand, Sand und wieder Sand, aber keine lebende Kreatur zu sehen. Wie ich so dasaß, überkam mich ein Gefühl von Müdigkeit und ich dachte, eine kleine Siesta würde mir wohl bekommen; nachher könnte ich die Fährte wieder aufnehmen und auf demselben Wege zurückkehren. Mit diesem Gedanken legte ich mich nieder und war bald unter einem baumartigen Dornbusch fest eingeschlafen.“

„Beim Erwachen zeigte mir der Sonnenstand, daß der Nachmittag schon mehr als zur Hälfte vorüber war. Um mich schauend, entdeckte ich eine Herde Gemsböcke nach einer Seite und nach einer andern einen Trupp von sechs Straußen. Letztere waren die kostbarern Tiere und so verfolgte ich sie auf der Stelle, indem



ich bald auf dem Bauch über einen Sandhügel kroch, bald über das zwischenliegende Thal wegrannte, in welchem ich nicht gesehen werden konnte. Glücklicherweise hatte ich es gegen den Wind, und so gelang es mir, nach einstündigem Rennen und Kriechen in Schußweite zu kommen. Sie ästeten auf mich zu, ich ließ sie deshalb bis auf 100 Schritt herankommen, hielt dann auf den Hahn und feuerte. Weg stoben sie wie der Wind, ohne Anzeichen, daß eins getroffen war, glücklicherweise aber unter rechtem Winkel gegen die Schußlinie, sodaß ich noch sechs Kugeln hinter ihnen herschicken konnte, bevor sie außer Schußweite kamen. Ich sah sie über die erste, dann über die zweite Sanddüne verschwinden und zwar alle in so leichter Gangart, daß nicht einer getroffen zu sein schien, obwohl ich fest überzeugt war, daß nicht alle Schüsse fehlgegangen waren.

„Eine halbe Stunde folgte ich so ihrer Spur, bis ich an eine Henne kam, welche auf dem Abhange einer Sanddüne sich niedergethan hatte und sich vergeblich bemühte wieder aufzustehen; aus Furcht, daß es ihm dennoch gelingen möchte, gab ich ihm noch eine Kugel, rannte so schnell als möglich den Abhang hinauf, zog mein Messer hervor, schnitt ihr gleich hinter dem Kopf den Halswirbel durch und machte mich wieder auf, hinter den andern her. Von einem sehr hohen Sandhaufen spähte ich, wiewohl vergeblich, nach ihnen; und doch mußten sie angehalten haben oder anderswo zu finden sein. Ich eilte also weiter, in der Hoffnung sie bald einzuholen. Endlich nach Verlauf von wohl einer Stunde sah ich den alten Hahn sitzen, schlich möglichst nahe an ihn heran und gab ihm eine zweite Kugel. Als er aufsprang, feuerte ich nochmals und sah ihn taumeln. Mein Herz klopfte, als wenn es vor Aufregung springen wollte; Sonnenuntergang stand bevor und ich wußte nur zu gut, wieviel Meilen ich zurückzugehen hatte, wollte aber doch meine Beute nicht fahren lassen. Es bedurfte noch zweier Kugeln, bis er die Läufe seitwärts streckend auf einem Sandhaufen zusammenbrach. Seine schnellen Ständer waren freilich kraftlos geworden, aber seinen Schnabel gebrauchte er desto kräftiger, und ich erfuhr recht bald und sehr genau, wie stark er kneifen konnte. Ihn im Nacken fassend, legte ich ihm jedoch schnell einen Maulkorb an, indem ich ihm die Kehle abschchnitt; dann zog ich ihm die schönsten Federn aus, alle «blutig», doch nicht sehr lang, da es noch etwas früh in der Jahreszeit

war. Jetzt endlich begann ich zu überlegen, wieviel Meilen ich bis zu unserm Wagen marschieren müsse. Der Wind wehte ziemlich stark, sodaß meine Fußspuren, vermitteltst deren ich den Rückweg zu finden gehofft, wohl bald verwischt sein würden; aber hungrig und müde zugleich machte ich erst Feuer an und kochte ein Stück von der Keule des Vogels, welche Suppe mir schmeckte, wie sie nur einem Menschen mit einem solchen Appetit wie dem meinigen munden konnte. Während das Stück vom «Trommelstock» briet, untersuchte ich den Vogel und fand, daß er durch die andere Keule geschossen war und drei Kugeln ihm durch den Leib gegangen waren, und doch hatte er mich meilenweit hinter sich herrennen lassen!

„Das Nächstliegende war jetzt für mich, meinen Weg nach der Straußenhenne zurückzufinden, bevor sie von den Schakalen angechnitten wurde; ihr Balg würde den Buschmännern für ihre Straußenjagden von Nutzen sein; dann war ich dort auch so viel näher beim Wagen, und drittens konnte ich mir dort noch eine Straußenmahlzeit leisten. Es kostete mir aber zwei Stunden anstrengenden Gehens bis ich dort war, und ich kam, da die kleinen grauen Kalahari-Füchse schon um das Tier herumstrichen, gerade zu rechter Zeit, um mich zu überzeugen, daß es verendet sei und niemand sich in der Nähe versteckt hatte.

„Nachdem ich ihm die besten Federn ausgerupft hatte, legte ich mich unter gehöriger Rücksicht auf den Wind und die Büchse im Arm, um auf einen nächtlichen Angriff vorbereitet zu sein, neben dem Vogel nieder und fiel bald in festen Schlaf. Das Bellen der Schakale und Hyänen weckte mich mehrmals, doch davon abgesehen, habe ich niemals gesünder geschlafen. Mit der Dämmerung wachte ich auf und rieb mir den Sand aus den Augen, um zu sehen, wo ich sei, als plötzlich mein Blick auf ein menschliches Gesicht fiel, welches aus der Entfernung von nur wenig Schritten mich starr ansah. Ich ergriff meine Büchse, aber das Wesen, oder was es war, wick nicht vom Fleck, sodaß ich glaubte, mich getäuscht zu haben und meine Augen noch stärker rieb, leider nur mit dem Erfolge, daß ich den Sand noch tiefer hineinrieb. Und doch stand dort mir gerade gegenüber ein menschliches Wesen, ein Buschmann nach seiner Farbe zu urtheilen, welches mich anstarrte und angrinste, bis auf Kopf und Schulter hinter einem Busch versteckt und mit angewehstem Sande bedeckt.

Ich ging auf dasselbe zu und rief es an, aber das Wesen antwortete nicht und regte sich auch nicht. Es sollte nie mehr sprechen. Es war der leblose Körper eines armen Buschmanns, welcher elendiglich auf der Jagd umgekommen war, denn neben ihm lag seine Büchse und auf dem Strauch hing ein Bündel Straußenfedern, etwas vom Wetter mitgenommen, aber noch immer viel-



Strauß.

leicht 20 Pfd. Sterl. wert. Die Wüstenwinde hatten den letzten Teil des Begräbnisses übernommen, indem sie den Körper in ein Leichentuch von Sand hüllten und bloß den Kopf frei gelassen hatten. Nicht ein Tier hatte die Ruhe dieses Grabes gestört, zum sichern Zeichen, daß der Mensch vor Durst umgekommen war; die Eingeborenen behaupten wenigstens, daß kein Tier den Körper eines auf diese Art gestorbenen Menschen anrühre.

„Es unterlag keinem Zweifel, daß dieser Mensch, erschöpft von Anstrengung, Hunger und Durst, sich zum Schlafen hinter

den Busch gesetzt hatte und darüber verstorben war. Ein Schauder ging mir durch den Körper, als ich daran dachte, daß mein eigenes Schicksal vielleicht das nämliche gewesen wäre und daß ohne meine treue Wasserflasche meine Gebeine den seinigen vielleicht Gesellschaft leisteten; man kann sich deshalb meinen Schrecken vorstellen, als ich meine Flasche auf der Stelle, wo ich geschlafen hatte, leer vorfand. Ich hatte vergessen, sie vor dem Einschlafen gut zu verschließen — und jetzt war ich viele Stunden weit von meinem Heim und zwar ohne einen Tropfen Wasser. Doch hatte ich jetzt nicht die Zeit, über das in der Wüste vergossene Wasser zu wehklagen, ich mußte mich darein schicken, gleichviel ob ich auch meine ganze Beute auf dem Rücken zurückschleppen mußte. Ich balgte also den Strauß ab, band meine Federn in das Bündel der Federn des toten Buschmanns und bekam noch den Einfall, den mumienartigen Schädel desselben als Gedenkzeichen mitzunehmen. Es gelang mir unter einiger Schwierigkeit, ihm das Wirbelbein zu durchschneiden, und dann sammelte ich meine verschiedenen Trophäen, schulterte des Buschmanns Büchse auf der einen, meine eigene auf der andern Seite und trat so bepackt den mühseligen Rückmarsch zum Wagen an.“

Die Zeiten sind freilich vorüber, als im Handel mit Straußenfedern, das Pfund zu 40—70 Pfd. Sterl. (800—1400 Mark), noch Vermögen verdient wurden; denn jetzt nach Einführung der künstlichen Straußenzucht im Süden der Kapkolonie, wohin man die kaum aus dem Ei geschlüpften Jungen aus der Wüste brachte, kostet das Pfund nur noch 5—10 Pfd. Sterl. (100—200 Mark). Während die wilden Federn, die Blutfedern, ausgerupft sind, erkennt man die Federn der gezähnten Strauße daran, daß sie abgeschnitten sind. Die Farmen der züchtenden Eingeborenen werden nur mit einem Drahtzaun von  $\frac{1}{2}$  m Höhe umgeben; das genügt, um die Tiere mit Sicherheit einzuhegen.

Den wilden Strauß jagen die Eingeborenen zu Fuß, zu Pferde, im Straußenbalg verhüllt, mit Flinten und mit vergifteten Pfeilen. Farini erzählt von einer solchen Jagd, bei welcher ein Teil der eingeborenen Jäger zu Fuß nach der einen, der andere Teil zu Pferde nach der andern Seite abging, mit der Verabredung, sich bei einer hohen Kopje wieder zu treffen.

„Da meine Stute immer noch sehr schwach war, so schloß ich mich der Gesellschaft zu Fuß an, indem ich mir den alten

Kert zugesellte, welcher ein gelernter Straußenjäger war, da er vor vielen Jahren die Jagd zu seinem Lebensberuf erwählt hatte. Wie Plänkler uns paarweise ausbreitend, lugten wir verstohlen über die Rücken jedes Sandhügels, aber in den ersten drei bis vier Stunden ohne Erfolg, bis wir die Fährte eines Trupps von sechs Tieren fanden, von denen, wie Kert nach den Fußabdrücken schließen zu dürfen glaubte, vier Manekies, d. h. Männchen, sein sollten. Nachdem wir die bestätigten Tiere der übrigen Gesellschaft signalisiert hatten, krochen wir mit verdoppelter Vorsicht weiter — denn kein Wild, sei es im Pelz oder befiedert, hat schärfere Seher als der Strauß —, während die Buschmänner von der Spitze jeder Düne so vorsichtig ausschauten, daß selbst ich, der ich doch wußte, wohin ich zu sehen hatte, sie nicht bemerkte, so geschickt verstanden sie jeden Grasbüschel zur Deckung zu benutzen. Zuletzt kamen wir an die Strauße in einer Straat oder einem Hohlweg, an dessen Ende ein Whithaabaum stand. Dort sollte ich, so wollten es die Buschmänner, mich decken, während sie nach dem andern Ende der Niederung gehen und ihnen dort den Weg verlegen wollten. Ich war in kurzer Zeit bei dem Baum und kroch von da zwischen den Grasbüscheln auf der Erde hin, bis ich unbemerkt hinter den Tieren war. Da standen die Riesenvögel ungefähr 500 Schritt von mir, pickten Gras und Büsche ab, schoben ruckweise ihre ungeschlachten Körper weiter, standen ab und zu still und sicherten, als ob sie einen Eindringling witterten.

„Ich gab mir alle Mühe, Kert oder die Buschmänner zu Gesicht zu bekommen, aber sie blieben unsichtbar, und ich wollte schon beinahe glauben, daß sie die Niederung verfehlt oder andere Vögel aufs Korn genommen hätten. Näher und näher rückten die Tiere, bis sie dicht vor mir, nicht weiter als 100 Schritt entfernt, dastanden. Es kam mir schwer an, sie so nahe vor mir zu sehen und nicht schießen zu können, sodaß es meinen Finger am Drücker juckte, wie ich die Büchse einmal auf das führende Männchen anlegte, um für alle Fälle bereit zu sein. Plötzlich stürzte es zu Boden, und in demselben Augenblick kam, Bang! der Knall von der Büchse, welche es umgeworfen hatte. Bevor ich noch auf den Kopf eines andern Vogels zielen konnte, Bang! knallte eine zweite Büchse, welcher die meinige gleich nachfolgte. Inzwischen strichen die andern Vögel durcheinander über die Boden-

welle, ließen einen im Sande zurück und bekamen noch vier bis fünf Schüsse nachgeschickt, mit welchem Erfolge konnte ich nicht sehen.

„Nach der Stelle laufend, wo der tote Vogel lag, riß ich ihm die Schlag- und Schwanzfedern aus und schickte mich an, ihn abzubalgen, um mir einen Bürschanzug daraus zu machen, hatte aber kaum mit der Arbeit begonnen, als ich vier bis fünf Schüsse in rascher Folge aus der Richtung fallen hörte, wohin die Vögel abgegangen waren; bevor ich fertig war, ritten Jan und Neef Klaas heran, jeder mit einem großen Busch langwালের Federn am Hut.

„Wieviel haben Sie geschossen, Jan?“ fragte ich.

„Nur einen, Sieur; Kert verwundete ihn und wir gaben ihm den Fangschuß, daher schenkte er uns diese Federn. Er balgt ihn jetzt ab, weil Sie einen Balg haben wollten; aber, Sieur, wir haben beschlossen, keinen wirklichen Balg mehr beim Bürschen zu tragen. Der von uns gebrauchte Anzug von Gras und Federn ist gut genug für die Strauße, die wirklichen Bälge geben uns zu sehr das Ansehen eines wirklichen Vogels, sodaß mehrere Buschmänner aus Versehen erschossen worden sind. Wenn ein Jäger den gewöhnlichen Anzug benutzt, so können wir den Unterschied erkennen, die Strauße freilich nicht; aber wenn wir den Balg tragen, so kann man den Jäger nicht vom Vogel unterscheiden.“

„Nun den Balg nehmen wir dann zu andern Zwecken mit. Hier, Jan, legt ihn über euer Pferd nebst den Keulen, welche wir zu Abend verspeisen wollen.“

„Während wir zurückritten, klagte auch Jan, daß die Straußenjagd jetzt nicht mehr so einträglich sei, als wie man die Vögel noch nicht züchtete, obgleich die wilden Federn doch bei weitem die besten seien.

„Denn, Sieur, damals machten ich und ein anderer mit unsern Buschmännern in einer Jagdkampagne von sechs Monaten über 4000 Pfd. Sterl. Die Federn kosteten gewöhnlich 40 Pfd. Sterl. das Pfund, und jeder Vogel brachte etwa 25 Pfd. Sterl., zuweilen noch mehr. Dagegen ist jetzt der ganze Vogel nicht mehr als 7 oder 8 Pfd. Sterl. wert, wenn seine Federn voll ausgewachsen sind. Aber es ist alles unsere eigene Schuld. Wir Jäger haben uns selber ins eigene Fleisch geschnitten, als wir die jungen Vögel fingen und nach der Kolonie verkauften. In einem Jahr fingen

und verkauften wir zehn Bruten: das machte zusammen 120 Vögel, und sie brachten uns jeder 10 Pfd. Sterl. ein, hartes Geld, Gold, welches wir jetzt gar nicht mehr zu sehen bekommen. Tom Jones



Vürschgang auf Sträuße.

und seine Gesellschaft verkauften über 200 junge Vögel in demselben Jahre, und so ist es gekommen, daß jetzt die Landwirte in der Kolonie den Markt versorgen können, wir aber bekommen nicht mehr als 2 Schillinge für die Feder, wenn auch die Federn der wilden Tiere weitaus die besten sind und besser bezahlt werden als die der zahmen. Sie sind glänzender, strahlender, und haben

mehr Leben; man sieht den Unterschied sofort, wenn man eine Blutfeder erblickt.»

„Was ist eine Blutfeder, Zan?“

„Eine die mit Blut im Federkiel ausgezogen ist. Die zahmen werden abgeschritten. Würden sie ausgezogen, so würden sie nie wieder wachsen. Ich kenne mehrere Jäger, welche in einer Kampagne reich wurden; sie besitzen jetzt große Güter und Tausende von Schafen und Rindern, und ich hätte es ebenso gut haben können, aber ich zog den Schmus (das Schachern) vor und hatte dann nach zwei Jahren alles wieder verloren.»

„Mit solchen Gesprächen unterhielten wir uns bis zum Lager und freuten uns der bald zubereiteten Straußensteaks. Leckereres Wildpret, Fleisch oder Geflügel oder was man sonst anführen will, als das vom Strauß aß ich nie. Der Geschmack ist eine Art Mischung von Geflügel und Fleisch, aber besser als jedes. Ich trocknete mir einige Stücke, um eine Probe davon mit nach Hause zu nehmen; wenn das Wildpret seinen eigentümlichen Geschmack beibehält, so sollen meine Londoner Freunde es probieren — sie müssen aber die passende Sauce, d. h. einen hungerigen Magen, selber mitbringen.

„Jedermann war in glücklicher Stimmung nach den Anstrengungen des Tages, und Gesang und Tanz dauerte bis in die Nacht, da die Herren Bastards und Buschmanndiener gleichermaßen sich dem aufheiternden Einfluß einer wohlgefüllten Speisekammer hingaben. Als zuletzt Frieden und Stille Einkehr hielten und das Lager so ruhig wie ein Kirchhof dalag, während der Mond gleich einer Scheibe von klarem Eis vom weiten blauen Himmelsgewölbe herniederschien, wurde ich durch einen lauten knurrenden Ton aufgeweckt, der mit dem Brüllen eines Stiers-Ähnlichkeit hatte, nur daß die Töne kürzer und rascher folgten, aber auch stark an das scharfe keuchende Knurren des Löwen erinnerten. Rasch die Schläfer aufweckend rief ich: «Da ist ein Löwe ganz in unserer Nähe!» Gleich nachher ertönte der Laut wieder, wurde aber mit gellendem Gelächter erwidert, während Zan zur Erläuterung beifügte: «Dieser Löwe beißt nicht, er trägt Federn.»

„Was willst du damit sagen, Zan? Nichts was Federn trägt, kann ein Geräusch machen wie dieses.»

„Doch, Sieur, und es kann noch mehr, es kann Eier legen: es ist ein Strauß.»



„Es wurde mir wirklich schwer zu glauben, daß ein Strauß ein solches Geräusch gemacht haben könnte; ja, wenn mich jemand gefragt hätte, ob ein Strauß überhaupt einen Ton von sich gebe, so würde ich geantwortet haben: «Nein!» Nach meinem Dafürhalten gleicht der Ton dem «Gedrüll» des wilden Tiers, welches man bei Vorführung von Pantomimen in Schaubuden wohl zuweilen zu hören bekommt. Der Ton wird dadurch hervorgebracht, daß man eine Haut stramm über das eine Ende eines Fäßchens ausspannt, inwendig in der Mitte der Haut eine Schnur befestigt und mit einer gut mit Kolophonium eingeriebenen behandschuhten Hand an der Schnur auf- und niederfährt.

„«Wie weit ist der Vogel von hier, Jan? Es klingt als wäre er ganz in der Nähe. Können wir hingehen und ihn schießen? Der Mond scheint sehr hell.»

„«Er ist nicht weit weg, Sieur, aber im Mondlicht können Sie ihn nicht treffen. Auch würde es gefährlich sein, da ein Löwe im Grase lauert und auf Sie einspringen könnte. Nein, nein, wir bleiben wo wir sind und nehmen morgen die Fährte auf.»

„In diesem Augenblick kam Suku, einer der Buschmänner, zu mir und erbot sich, sofort den Strauß mit Pfeil und Bogen zu beschleichen.

„«Gut, laß ihn gehen, und wenn er ihn fängt, so bekommt er von mir ein seidenes Tuch, was er um den Kopf binden mag.»

„Im Handumdrehen war er im Grase verschwunden. Seine Bewegungen waren so verstohlen wie die des Tigers im Schilfdickicht, und die leichte, über das wogende Gras ziehende Brise half dazu, seine Annäherung zu verbergen. Ich konnte nicht, wie die übrigen, mich wieder zum Schlafen niederlegen, sondern blieb wach aus Unruhe über Sukus Erfolg.

„Der Vogel stieß dann und wann seinen eigentümlichen Ruf wieder aus, als guten Wegweiser für seinen Verfolger, aber gleich darauf hörte ich einen ähnlichen Ruf, nicht so laut wie den ersten, — ohne Zweifel den der Henne, welche den Ruf des Hahns beantwortete. Dies dauerte etwa 20 Minuten und dann wurde alles still. Auf- und niedergehend und überlegend, ob Suku getötet sei oder den Strauß bloß weggeschreckt habe, wurde ich durch sein plötzliches Erscheinen neben mir ohne jede vorgängige Warnung überrascht; es schien als sei er aus der Erde emporgestiegen. Ein Lächeln spielte um die Winkel seines wohl-

gestalteten Mundes, welches keine Enttäuschung verriet. Ich konnte seine «clicks» und Grimassen nicht verstehen, aber er gab mir durch Geberden kund, daß er sich nahe an den Strauß herangeschlichen und dann seinen Ruf durch Nachahmung des Rufes der Henne beantwortet hätte, worauf der dumme Vogel im vollen Trabe auf ihn zugekommen sei und einen Pfeil aus nächster Nähe, und einen zweiten aus geringer Entfernung beim Davonlaufen erhalten hätte. Der Buschmann beschloß seine Erzählung mit der Ankündigung, daß er sich jetzt zum Schlafen niederlegen wolle, aber sobald die Sonne aufginge, sollten wir dem Vogel nachgehen; es wurde also verabredet, daß er mich früh weckte, und darauf legten wir uns wieder nieder.

„Als am Morgen die rosenfingerige Morgenröte über die Bäume langte, folgten wir zwei der Fährte des Straußes über die roten Sanddünen und durch die zwischenliegenden langen Hohlwege mehrere Kilometer weit. Dann und wann verloren wir die Fährte für eine Weile, aber Suku fand sie immer bald wieder, bis wir zu einigen Büschen kamen. Hier zeigte er mir, wo der Vogel stehen geblieben und die Pfeile abzustreifen versucht habe, von denen er wirklich einige Schritte seitwärts Stücke aufsand. Das kurze vergiftete Stück von hakenförmigem harten Holz blieb jedoch in seinem Körper stecken, und wir konnten am Gras und Gebüsch sehen, daß er einige Fuß weiter gegangen und dann einige Schritt fortgerannt war, als sei er toll geworden. Darauf verrieten die Spuren, daß er angefangen hatte zu wanken, was Suku nachahmte, indem er wie ein Betrunkener ging, und einen Kilometer weiter fanden wir ihn selber steif und kalt. Das Gift hatte das Leben überwältigt, doch nicht ohne einen letzten Kampf, weil das Gras ringsum im letzten Todeszucken zertreten war. Keiner der beiden Pfeile hatte eine an sich tödliche Wunde ihm beigebracht, aber das Gift war ins Blut aufgenommen; deshalb konnten wir das Fleisch ruhig essen, schulterten also, nachdem wir die Federn ausgerupft hatten, jeder eine Keule auf und begaben uns zum Lager zurück.“

Mohr stieß einstmals auf ein Volk von mindestens 30 Stück Straußen, welche sich in den Aschenhaufen verlassener Lagerfeuer stäubten. Sie lieben es sehr sich im Wasser zu baden, indem sie mit dem Kopf untertauchen und sich das Wasser über den Rücken laufen lassen und wie die Tauben mit den Flügeln dazu plätschern.

Er erhielt einst acht junge Strauße zum Geschenk, die erst vor kurzem aus dem Ei gekrochen waren, und komisch genug wie Zaunigel aussahen, die auf langen Hühnerbeinen stehen, versehen mit einem schlanken, dünnen, gefleckten Miniaturgiraffenhals.

„Nachdem die Kaffern aus Zweigen ein großes Bauer für sie hergestellt hatten, wurde es hinten quer im Wagen untergebracht und die possierlichen, in kurzer Zeit schon völlig zahmen und zutraulichen Tierchen hineingesetzt, die nun so mit uns reisten; kamen wir an einen Halteplatz, so wurden sie herausgenommen, und dann weideten sie friedlich und ohne alle Scheu um den Wagen herum; ihre Nahrung bestand in den jungen zarten Grassprossen, die jetzt überall hervorzukeimen anfangen.

„Wenn ganz jung eingefangen, wird der Strauß, namentlich wenn man immer in seiner Gesellschaft bleibt, wie das ja bei unserer Lebensweise der Fall war, ganz ungemein zahm; es ist dies um so auffallender, weil ein nur wenige Wochen alter, in der Wildnis aufwachsender Vogel eins der scheuesten und vorsichtigsten Geschöpfe ist. Wie Robinson auf seiner einsamen Insel Juan Fernandez mit einer Ziege Freundschaft schloß, so schloß ich mich hier an meine Strauße an. Bald unterschieden sie mich von den Kaffern, und machte ich Spaziergänge, so liefen sie wie Haushunde hinterdrein. Kaum vier Wochen alt, war ihr Lauf schon ein so rascher, daß keiner meiner Leute sie erhaschen konnte. Im Standlager am Mangwe blieben sie mitunter den ganzen Tag über fort, kamen aber regelmäßig wie die Ochsen und Ziegen, in deren Gesellschaft sie oft weideten, abends zu den Zelten zurück. Ihre Treue belohnte ich dann, indem ich einen Löffel voll groben Salzes für sie austreute, was sie begierig aufspickten. Später, als sie mehr und mehr heranwuchsen und ihre Formen riesige Proportionen annahmen, hielt die Kapazität ihrer Verdauungsorgane gleichen Schritt mit der Entwicklung ihrer Leiber. Sie verschluckten jetzt mit dem Knochen daran ganze Koteletten, Mais, gekochtes Büffelsteisch, Ziegenrippen, ja einmal sogar Ziesmanns Taschenmesser mit drei Klingen, ohne den geringsten Nachteil davon zu verspüren. Um kurz zu sein führe ich nur an, daß ich mit vier von diesen Vögeln später über eine Distanz von mindestens 340 deutschen Meilen gewandert bin. Bei uns im Lager groß geworden, waren sie an Gewehrfeuer gewöhnt wie alte Grenadiere; sah ich sie auf meinen Jagdzügen im Busch herum-

laufen, so brauchte ich nur zu schießen, wenn ich sie neben mir haben wollte, sie liefen dann sofort wie auf einen Lockruf herbei.“

Dennoch sieht man teils wegen der größern Seltenheit, teils wegen seiner feinen Bitterung und scharfen Lichter den Strauß verhältnismäßig wenig, desto mehr beleben Antilopen der verschiedensten Gattungen, von den kleinsten Springböcken bis zu den stattlichen Beisa- und Elenantilopen die weitgedehnten Ebenen. Auch sie sind in der Nähe der eigentlichen Kapkolonie schon seltener geworden. Von einer Jagd auf Antilopen erzählt Farini.



Streifenantilope.

„Eine leichte Bodenwelle hinansteigend, sahen wir vor uns sich etwas bewegen, was wir zuerst für Eingeborene hielten, was uns aber das Fernglas als Springböcke enthüllte.

„Sie kommen sicher zum Schuß“, sagte Newman, ein Friedensrichter, mit dem Farini zusammenjagte, «sie lassen den Wagen ganz nahe herankommen.» Lulu und ich machten also jeder eine Flinte schußbereit und warteten bis zum Ramm der nächsten Welle, wo die Maultiere halten sollten. Sie zogen jedoch vor weiterzuziehen, statt anzuhalten, und gingen auf die Tiere zu. Der Bock sah uns zuerst und sprang auf, wir

desgleichen aus dem Wagen und aufs Feld hinaus, um ihm den Weg abzuschneiden. Aber erst einige Zeit nachher entdeckten wir sie wieder und zwar anscheinend 400 Schritt vor uns. Mit dem Visier für diese Distanz feuerte ich und hatte die Genugthuung, den Sand hoch über ihren Rücken aufstäuben zu sehen. Also wieder einmal die Entfernung überschätzt! Es war doch sonderbar, daß ich bei einer Luft, welche wegen ihrer Klarheit alles näher erscheinen ließ als es in Wirklichkeit war, immer den fatalen Fehler beging, das Wild stets zu weit von mir zu



Elenantilope.

schätzen; der gegenteilige Irrtum schien doch viel natürlicher. Aber zum Philosophieren war keine Zeit; dies waren alles die Gedanken einer Sekunde und in der nächsten feuerte ich schon wieder auf die flüchtigen Tiere. Diesmal schlug die Kugel gerade vor einem Bock in die Erde, sodaß derselbe auffuhr und eine Flucht von wenigstens 3 m machte. Sie verdienen ihren Namen Springböcke mit Recht. Hätte ich nicht meine Kugel in den Sand fahren sehen, so würde ich geglaubt haben, sie hätte gefressen: aber der Bock rannte mit den übrigen einige hundert Schritt weiter, worauf sie wieder halt machten. Jetzt feuerten wir beide zugleich;

noch einmal schlug meine Kugel unter einem Bock durch, sodaß derselbe wieder wie ein Vogel in die Luft schnellte; aber gleichzeitig brach einer der Kameraden zusammen. Lulu hatte zum ersten Mal Blut vergossen. Diesmal stoben sie mit Windeseile davon, der launfähme Bock versuchte es auch, blieb aber mit jedem Sprunge zurück. Wir verfolgten ihn mit den Augen bis hinter einen Busch, und dann machte sich Kert mit einem Kriegsgewehr hinter ihm her, was er laufen konnte, doch wollte uns seine Geschwindigkeit nicht gerade imponieren. Er quälte sich indes weiter, kam auch endlich an die Stelle, wo das Tier liegen sollte; aber er ging weiter, bis wir ihn hinter den Büschen aus Sicht verloren. Der Bock war verschwunden. Mit dem Glase sah ich den alten Feldhut mit den auf- und niederwallenden Federn hinter einigen Felsen, bis auf einmal Kert oben auf einem Felsblock auftauchte und seinen Hut triumphierend in der Luft schwenkte.

„Hurra, er hat ihn ausgemacht!“ und dann gab es ein Wettrennen, wer ihn zuerst erreichen würde. 2000 Schritt über Steine und zwischen den Büschen durch bei einem Thermometerstande von 52° C. in der Sonne ist kein Spaß; aber wir hielten uns tapfer und kamen völlig atemlos dicht nacheinander zur Strecke; Lulu mußte wegen seiner Kurzsichtigkeit etwas langsamer gehen und war deshalb der letzte. Kert hatte bereits begonnen, das Tier, einen schönen jungen Bock, mit der Geschicklichkeit und Geschwindigkeit eines Fleischers von Profession abzuhäuten und so war er bald zerwirft und gevierteilt. Jeder nahm ein Viertel auf die Schulter und wir liefen wieder zum Wagen, in welchem wir nach Ablegung unserer Bürde gar nicht ungern die letzten 5—6 km bis Griquatown fuhren.“

Einen Meisterschuß that Farini einige Tage später, als er wegen Ausreißen eines Pferdes zu einem Halt gezwungen wurde. „Ich setzte mich oben auf eins der unzähligen Kopjes oder riesigen natürlichen Steinhäufen, zog mein Doppelglas hervor, sah den alten Kert und Lulu das Frühstück bereiten — ein Anblick, der mich noch hungeriger machte als ich schon war — und ließ dann das bewaffnete Auge über den Abhang eines Hügelns zu meiner Rechten schweifen, wo ich auch 150 Schritt vor mir im Gebüsch sich etwas regen sah. Es waren Steinböcke, die sechs an der Zahl dort miteinander spielten, herumsprangen und sich wie junge Ziegen mit den Köpfen bearbeiteten. Als ich dachte,

daß sie lange genug gespielt hätten, zielte ich auf zwei nebeneinander stehende. Sogleich nach dem Knall hörte ich die Kugel aufschlagen und in demselben Augenblick war die ganze Schar verschwunden. Ich durchmusterte mit dem Glase sorgfältig Gebüsch und Fels, konnte aber keine Spur von ihnen entdecken, schulterte deshalb meine Büchse und kletterte hurtig die spitzen Felsen hinunter nach ihnen zu. Dort traf ich auf Schweiß und entdeckte zwei ganz deutliche Fährten, eine nach rechts, eine nach links; die letztere war durch sehr starken Schweiß ausgezeichnet.

„In der Überzeugung, daß das weidwund geschossene Tier nicht weit gekommen sein würde, nahm ich die andere Fährte auf und verfolgte sie wohl 500 Schritt, immer sorgfältig äugend und zu einem zweiten Schuß mich bereit haltend. Die Schweißtropfen mehrten sich, je weiter ich kam; es mußte also meine Kugel zwei Böcke zugleich getroffen haben. Einen hohen Fels hinanklimmend prüfte ich sorgfältig jede Ecke und hatte das Vergnügen, den Kopf eines Bocks auf etwa 300 Schritt Entfernung zu entdecken. Überzeugt, daß das Tier schwer krank war, und eines Winkes des alten Kert eingedenk, beschloß ich es nicht zu stören; je länger es im Schweißbett lag, desto steifer und schwächer würde es werden, während es gleich verfolgt vielleicht noch einige Kilometer weit und mir aus Sicht trollen könnte, bis es verendete. Nachdem ich mir deshalb die Stelle genau gemerkt hatte, ging ich auf demselben Wege zurück und nahm nun die andere Spur auf; in Verfolg derselben fand ich auch bald einen verendeten Bock mit einem Blattschuß quer durch den Körper von Blatt zu Blatt. Rasch aufgebrochen ward er über die Schulter gelegt, sodaß die Läufe zu jeder Seite des Kopfes an mir herunterhingen, und so nach dem Felsen getragen, von wo ich seinen Spielkameraden zuletzt gesehen hatte, welcher jedoch jetzt nicht mehr sichtbar war. Ich folgte also der Spur, um ihm den Fangschuß zu geben, fand ihn aber an derselben Stelle von vorhin nicht länger sitzend, sondern bereits verendet. Meine Kugel war durch beide hindurchgeschlagen!“

Größern Reichtum trifft Mohr auf seiner östlichen, mehr durch grasbedeckte Savannen und lichte Waldungen führenden Route. „Schon mit Tagesanbruch ward der Weitermarsch wieder aufgenommen und um Mittag befanden wir uns nun in einer Gegend, die soweit das Auge reichte von Bleßböcken, Gnus, einzelnen Quaggas und Saltatrix = Antilopen schwärmte. Wir

ließen meinen Diener Machlapean beim Wagen zurück, um das Mahl zu bereiten, sattelten die Pferde, ritten auf die Jagd und indem wir eine Art Kesseltreiben veranstalteten, war unser Erfolg ein so günstiger, daß schon nach einer Zeit von kaum zwei Stunden fünf Tiere zur Stelle waren, welche aufgebroschen und alsbald an den Seiten unserer Wagen aufgehängt wurden. Alle Bleß- und Springbock-Antilopen liefern, besonders wenn das Feld gut in Gras steht, ein feines, zartes und saftiges Wildpret, wir benutzten dasselbe zu Steaks und Braten, während das trocknere und grobfaserige Gnufleisch der Suppe als Basis diente. Der Neuankommene ist durch diese sich hier findenden Wildherden zuerst ganz überrascht; sie weiden bunt und friedlich nebeneinander; verfolgt man sie, so zeichnet sich der graziöse Springbock durch seine enormen Fluchten aus, er scheint dann für Momente förmlich in der Luft zu schweben, denn die Elastizität seiner Springmuskeln muß eine ganz enorme sein. Der Bleßbock ist eine braune Antilope mit schneeweißer Stirn; seine lange, gerade Nase gibt dem Tiere eigentlich ein dummes Ansehen, in den Schultern ist er plump und hoch aufgesetzt, das Tier entflieht in einem anscheinend schwerfälligen Galopp, ist aber bei alledem ungemein ausdauernd, auch muß man ein gewandter Jäger sein und ein rasches Pferd unter sich haben, wenn man es niederreiten will. Da das Feld leider voll von oft verdeckten Böhern der Ameisenbären ist, so kommt ein Sturz mit dem Gaulle oft genug vor, doch habe ich niemals bei einer Hezge bemerkt, daß die verfolgten wilden Tiere durch das erwähnte Hindernis zu Fall kommen.

„Das merkwürdige Gnu, diese monströse afrikanische Spezialität, kommt in zwei Arten vor (*Catoblepas* [Antilope] und *Gorgon Gnu*). Es bildet sozusagen ein Mittelbeing von Rind und Pferd. Die Hufe sind gespalten, der Schweif wie beim Pferde und die Mähne so wie wir sie beim Zebra finden, gerade aufstehend, gleichsam als sei sie mit der Schere abgeschnitten, auf der Nase befindet sich ein eigentümlicher bürrstenartiger Haarquast; die ganze Erscheinung macht einen wüsten und fremdartigen Eindruck und daher auch wohl der holländische Name «Wilde Beest», welches übrigens ein durchaus harmloses Geschöpf ist, das selbst verwundet fast niemals dem Jäger zu Leibe geht.

„Die Gnus besitzen eine große Neugierde, denn nähert man sich ihnen unvermutet, so machen sie plötzlich Front, grunzen,



schauen den Menschen ganz verwundert an, bäumen in hohen Sätzen auf, schlagen wütend hinten aus und galoppieren dann eilig fort, immer wieder von Zeit zu Zeit halt machend und nach dem Verfolger sich umschauend. Es ist ein höchst ergötzlicher, echt afrikanischer Anblick, hunderte und hunderte von Gnus zu einer Herde vereinigt in den tollsten Sätzen und Sprüngen von dannen eilen zu sehen.

„Ihre Nahrung besteht vorzugsweise in einer schmalen, langblättrigen Grasart, welche die Boers Wildebeest-Gras nennen;



Gnu oder Wildebeest.

zerreibt man es zwischen den Fingern, so giebt es einen auffallend aromatischen Geruch von sich; da wo dies Gras sich findet, weiden keine Rinder, welche es gründlich verschmähen.

„Die Kolonisten erzählen, daß auf einer verlassenen Farm, wo durch das Umwerfen des Bodens, durch den Ackerbau und die Saaten bessere Grasarten entstanden sind, dieselben als bald verschwinden und dem Wildebeest-Gras wieder Platz machen, wenn Gnus die Gegend anhaltend und stark heimsuchen. Im Zululande habe ich auf den Ebenen nahe bei Luciabay 1866 das Feld meilenweit, soweit das Auge reichte, mit den weidenden Scharen der andern Gnuart bedeckt gesehen; auch von der auf unserer Marschlinie sich findenden weißmähnigen Art muß es noch unzählige Herden geben, denn um nur ein Beispiel anzuführen,

wie zahlreich sie noch vorkommen, bemerke ich, daß ich auf meinem Rückmarsch von Potchefstroom nach den Drakenbergen im Spätjahr 1870 18 Buck- und Feldwagen antraf, die alle mit Häuten dieser Tiere beladen waren; nun ladet ein solches Fuhrwerk zum allermindesten 6000 Pfd., sind also zusammen 108000 Pfd., und da ein getrocknetes Gnusfell höchstens 12 Pfd. wiegt, so repräsentiert dies ganz allein eine Zahl von 9000 Tieren. Trotz dieser Schlächtereien kann man bis heute noch nicht merken, daß die Zahl dieser Geschöpfe ersichtlich abgenommen hat, und ganz dasselbe gilt von den Bleß- und Springböcken.

„In derselben Gegend am Fluß, wo ich am Abend des 18. Juni mit den Wagen stand, lagen im Anfang der fünfziger Jahre die berühmten Jagdgründe des großen schottischen Nimrods Gordon Cumming, der Erste unter den modernen Jägern, welcher den reichen und interessanten Sport dieser afrikanischen Landschaften beschrieb.

„Die Elefantenherden, die hier anzutreffen waren, sind aus diesem Teile des Kontinents verschwunden infolge der endlosen Nachstellungen. Man muß nicht glauben, daß sie alle getötet wären, vielmehr versicherte mir der bekannte Jäger Ziesmann, daß sie in hellen Haufen ausgewandert seien, wobei die klugen Tiere, als ob sie nach dem Kompaß steuerten, fast immer einen unveränderlichen Nordkurs innehielten.

„Es wäre einfach Selbstmord, wollte man sich in den tiefen und stillen Stellen des Limpopo baden, denn gerade hier liegen ruhig auf dem Grunde gefährliche Krokodile; oft sehen wir sie um die heißen Mittagsstunden aus dem Wasser heraus kommen, wo sie ihre riesigen Leiber regungslos auf den Sandbänken ausstrecken, um sich zu sonnen. An diesen Stromufern, sowie an der Tugela in Natal gehört es keineswegs zu den Seltenheiten, daß selbst trinkende Ochsen von diesen mächtigen Amphibien ins Wasser gerissen und fortgeschleppt werden. Von Wildsorten trifft man hier noch einzelne Büffel, Gnus (das Inkonkoni der Zulus), Giraffen, Wasserböcke und in gewissen Monaten große Herden der Melampus-Antilope, des Rohbock der Voers, des Impallah der Kaffirn, auch hörten wir hier fast allnächtlich das Brüllen der Löwen.“

Die Flußufer sind mit weithin sichtbaren, prachtvollen Schattenbäumen bestanden, oft eingesäumt von hohen, gelblichen

Schilfmassen, in denen Löwen, Büffel und anderes Großwild gern Deckung nimmt; diesen schützenden Aufenthaltsort verlassen die Tiere erst mit anbrechender Nacht.

Nachdem Farini mehr in die Nähe der Wüste gekommen ist, hört auch er von größern Herden der Springböcke, welche noch alle Jahr hierher zum Fluß in Herden von 100 bis 10000 auf



Kap- oder Kafferbüffel.

einmal kommen. Eine regelrecht gestellte Jagd auf große Antilopen führten die Eingeborenen vor den Augen des müßig dreinschauenden Farini aus, als derselbe beim Häuptling Mapaar weilte (S. 161). Die Eingeborenen hatten eine Herde Kapscher Gemsböcke (*Antilope oryx*) in der Nähe ihrer Wohnstätten im hohen Grase aufgespürt und umschlichen nun, während Mapaar von einer Anhöhe herab mit Farini und Genossen zuschaute und versteckt die Jäger lenkte, mit

einem Teil ihrer Leute als Treiber die arglos äsenden Tiere, während ein anderer Teil der Jäger sich in zwei konvergierenden Kolonnen gegenüber aufstellte, bereit die Tiere mit ihren fern-treffenden Wurfspeeren zu empfangen, sobald sie die sich immer mehr verengende Todesgasse betraten.

„Vor Tagesanbruch kamen zwei Boten, um uns zu wecken, und in wenigen Minuten waren wir marschfertig; Mapaar und seine Jäger erwarteten uns und es ging ohne Verzug vorwärts. Wir machten halt am Fuße einer langen, hohen Sanddüne, auf welche die Jäger hinaufkrochen, sich platt auf den Bauch legend und die Gegend sorgfältig von der Höhe herunter durchmusternd. Bald begannen sie Zeichen mit der Hand zu geben, um anzudeuten, daß sie Wild sähen, und die übrigen verteilten sich darauf nach verschiedenen Richtungen, je nach den Zeichen des Postens auf dem Auslug. Dies dauerte mehrere Stunden. Nicht ein Wort wurde dabei gesprochen, und obgleich ich es erst interessant fand, auf die verschiedenen Anordnungen der Jäger gemäß den Zeichen von der Hügelspitze zu achten, so wurden diese Vorgänge doch mit der Zeit langweilig. Endlich bekamen wir den höchst willkommenen Befehl, den Abhang hinaufzusteigen, welchem wir rasch nachkamen. Ich war zuerst von allen oben, ließ mich platt auf den Sand nieder und kroch neben die beiden Ausluger. Drei Kilometer zur Linken sah ich eine Herde Gemsböcke in dem Dünenthal äsen, und etwa ebenso weit konnte ich nach rechts herüber zwei Leute entdecken, welche etwa 100 Schritt voneinander auf einer leichten Bodenwelle sich befanden. Kert duckte sich neben mich und hinter ihm Mapaar; deshalb ließ ich den Häuptling durch Kert nach dem Operationsplan befragen, um leichter mit dem Fernrohr folgen zu können. Seine einzige Antwort lautete aber dahin, er dürfe den Häuptling nicht stören, solange derselbe seine Leute dirigiere; aber Kert hatte am vorigen Abend schon genug von den Jägern darüber gehört und konnte mir selber ihre Taktik schildern.

„Die Herde war bereits allmählich umstellt und zwar hatte der größere Teil der Jäger sich in einiger Entfernung nach der Windseite hin aufgestellt, weil der Gemsbock, wenn aufgestört, immer gegen den Wind entflieht, die Herde sollte aber nach der Seite getrieben werden, wo die beiden obengenannten Leute sichtbar wurden. Nirgends sonst konnte man jedoch eine menschliche Ge-

stalt entdecken; hier und da freilich glaubte ich einen Menschen durch das Gras kriechen oder sich hinter Büschen verstecken zu sehen; aber selbst mit Hilfe meines Glases blieb das Urtheil unsicher. Plötzlich jedoch erschien auf einmal auf ein Zeichen von Mapaar ein Halbkreis von Köpfen über dem Grase und die Leute begannen als Treiber sich um die bis jetzt noch arglosen Tiere zusammenzuziehen. Die Hörner dieses Halbmonds rückten schneller vor als die Mitte, sodaß die halbkreisförmige Linie zu einer Ellipse wurde und mir dadurch die Gewißheit gab, daß die Schlachtopfer nach dem ihnen bereiteten Hinterhalt getrieben werden sollten.

„Die Linie der Jäger war aber bald fast unsichtbar, bald sahen wir von unserm erhabenen Standpunkt einen oder den andern sich seinen Weg durch das dichte Gras bahnen und sich näher und näher an das Wild ziehen, sodaß wir uns wunderten, daß die unter dem Winde befindlichen Tiere ihre Verfolger nicht witterten oder ihre Bewegungen hörten. Je näher die Jäger an ihre Beute heranschlichen, desto schwerer konnten wir ihren Bewegungen folgen, weil sie sich so nahe am Boden hielten; aber dennoch war es ihnen bislang unmöglich, die äsende Herde zu erreichen, ohne sie zu alarmieren. Da witterte oder vernahm sie das Alttier, sein Kopf fliegt in die Höhe, das prächtige Gehörn in seiner Vollkommenheit zeigend, und mit zwei andern Tieren trabt es weg. Das ganze Rudel wird folgen. Bewahre! sie halten nach einigen Schritten wieder an und äsen ruhig weiter. Da sah ich gerade hinter ihnen einen fremdartigen Gegenstand sich über dem Grase bewegen. Nach Mapaar hinüberblickend, um zu sehen, was er that, bemerkte ich, daß er eine an einen Stoß befestigte Schakalrute hin- und herbewegte und daß der fremdartige Gegenstand also das Antwortsignal bedeutete — zugleich die Stellung der Treiber andeutend und zum Todeslauf auffordernd. Bevor ich wieder in die Runde schauen konnte, waren die Treiber aufgesprungen, hinter und nahe bei der Herde. Die Böcke blieben einen Augenblick wie gelähmt auf dem Fleck stehen, dann aber senkte sich ihr Gehörn über dem Rücken und fort ging es durcheinander, und mit derselben halsbrecherischen Eile ihre Verfolger hinter ihnen her. Sollte aber wirklich ein Mensch hoffen dürfen, sie zu überholen! Der Bock wird doch sicherlich entweichen, als plötzlich ein Mann gerade vor ihm in die Höhe sprang und nach

zwei Sägen einen Affagai auf ihn als Kopftier und noch auf einen andern warf, und sogar noch einen dritten Speer auf ein folgendes Tier. Dieser Angriff veranlaßte die Herde, nach uns hin abzuschwenken, als ein zweiter Jäger diesseit des ersten aufsprang, und zwar an unserer Seite des Rudels, und auch drei bis vier Speere, zwei wenigstens mit derselben Wirkung und einen auf das bereits angeschweißte Kopftier warf.

„Einen Augenblick schienen die erschreckten Tiere in ihrer Flucht anzuhalten, aber die Treiber hinter ihnen, jetzt ebenfalls als Jäger auf sie losstürzend, beschleunigten ihre Gangart, und nun wurden sie beim Weiterziehen von zwei neuen Speerwerfern, einem von jeder Seite, angegriffen. So ging die Jagd fort unter dem vereinigten Jauchzen und Schreien der Jäger, welche ihre Speere verschossen hatten, während die zum Tode erschrockene Herde unbarmherzig gezwungen wurde, Spießruten durch eine doppelte Reihe verborgener Speerwerfer zu laufen, welche in häufigen Zwischenräumen aus ihrem Versteck hervorsprangen, erst einer auf dieser, dann ein anderer auf jener Seite, ihre Affagais mit nie fehlender Sicherheit warfen und dann sich zur Verfolgung der getroffenen Beute aufmachten. Allmählich führte das Kopftier nicht länger; ein halb Dutzend Speere steckten in seinem Leibe, sodaß er einem riesigen Stachelschwein gleich, er mäßigte seine Eile, wurde von einigen Tieren seines Gefolges überholt, welche nun an die Spitze stürmten, nur um von dem Schicksal ihres Führers ereilt zu werden.

„Einige Jäger traten jetzt aus den Reihen der Verfolger zurück, um ihre Aufmerksamkeit den schwerkrankgeschossenen Tieren zuzuwenden, und überließen den Rest der Herde der Gnade ihrer noch weiterhin lauerten Kameraden. Das Alttier nebst zwei Stück Kahlwind waren allmählich weit zurückgeblieben und standen verlegen da, jedes Tier umgeben von einer kleinen Anzahl Jäger, welche die erste Gelegenheit abwarteten, um auf sie einzustürzen und ihnen den Gnadenstoß mit dem breiten schweren Speer zu geben, welcher für den Nahkampf aufgespart wird, nachdem die leichten Affagais ihr Werk vollbracht haben. Da eine Unterbrechung der Operationen jetzt nicht weiter gefährlich war, so rannte Zulu mit seiner Camera und gefolgt von den Buschmännern mit dem übrigen Apparat jetzt die Düne herunter auf den nächsten Boek los, während ich stehen blieb, um das Schicksal der andern

voneinander abgetrennten Tiere zu verfolgen. Aber bevor der letzte unverwundete Bock seine Speertaufe erhalten, wurde meine Aufmerksamkeit auf die Schlussszene des Kampfes gegen das Alttier abgelenkt, welches noch eben vorher so stolz im Gefühl seiner Stärke gewesen war und jetzt, seinen Harem in alle Winde zerstreut sehend, seinen Feinden zum letzten Gange Trotz bot. Edelwild bis zum letzten Augenblick, äugte das schöne Tier seine Feinde gerade an, warf den Kopf zurück, daß das lange, gerade, scharf zugespigte Gehörn über den Rücken strich und bis zum hintern Viertel reichte, dann bog es den Hals krumm, sodaß die Hörner gut hervortraten und einen Angriff von vorn unratsam machten. Seine Quälgeister drängten sich dann näher heran, die kurzen Speere mit beiden Händen führend; jetzt machte der eine zum Schein einen Sprung nach dem Kopf des Tieres, auf welche Bewegung der Bock mit einem langen seitlichen Ausholen seiner Hörner antwortete, aber in demselben Augenblick sprang von der andern Seite ein anderer Jäger auf ihn ein und vergrub seinen Speer in der Seite des Tieres. Der Bock stolperte und brach zusammen, aber mit einem letzten Stoß seines Gehörns streifte er den Arm des Jägers und verwundete ihn anscheinend, denn die andern Männer versammelten sich um ihn, als ihre Beute vor ihnen zusammensank. Dieses ganze Schauspiel dauerte kürzere Zeit als die Beschreibung erfordert. Als der Bock fiel, rannten wir alle so schnell als möglich hinzu, kamen aber erst auf der Wahlstatt an, als er bereits halbabgehäutet war. Die Jäger machten rasch ein Feuer an und rösteten in der Asche die Eingeweide des Bocks, nachdem sie sie erst durch die Finger gezogen hatten, um sie zu reinigen. Ich bat, mir die großen Stangen des Gehörns gütigst zuzuwenden, und Mapaar versprach sie zum Wagen zu schicken. Er und alle seine Jäger waren in bester Stimmung. Von den 13 Gemsböcken, woraus die Herde bestand, war nicht einer entkommen, und jetzt begann die Arbeit, die Felle und das Wildpret nach Hause zu schaffen. Jeder Jägersmann wurde mit Fellen oder großen Vierteln vom Tier beladen. Es war ein mühseliger Rückmarsch; aber eine halbe Stunde vor dem Dorf begegneten uns die Weiber. Welch ein Pandämonium! Alle Welt schreiend, tanzend, singend und sich in affenartigen Pöffen ergehend, woran selbst die Jäger, so müde sie auch sein mußten, fröhlichst teilnahmen.“

Verwundungen durch die spitzen Gehörne der Tiere sind dort weniger selten, als wo die Jäger die ferntragenden starken Feuerwaffen führen. Die großen Gemsböcke tragen zwei 50—60 cm lange gewundene Stangen, mit deren Spitze sie sich gegen ihre Feinde, selbst gegen Löwen verteidigen; mit welchem Erfolg erzählt Farini in einer selbsterlebten Geschichte, in welcher er eine Hauptrolle spielt. Einstens über die Mittel nachdenkend, wie mit Hilfe des fruchtbaren Bodens und einer geschickten Bewässerung desselben das Land vor ihm aus einer „Wüste“ in wertvolles Kulturland umzugestalten sei, wurde sein Sinnen plötzlich durch das Erscheinen eines Rudels Gemsböcke gestört, welches in geringer Entfernung von ihm am Fuße einer Sanddüne äsend auf ihn zukam.

„Auf Händen und Füßen zu meinen Leuten kriechend, fand ich sie im festen Schlaf, weckte sie leise auf und zeigte ihnen das Wild. Da wir uns genau unter dem Winde befanden und sie uns ungestört allmählich näher kommen würden, so beschloßen wir, ihre Annäherung abzuwarten. In erzwungener Stille sie beobachtend und ohne ein Glied zu rühren, schien es mir eine Ewigkeit zu dauern, bis sie in Schußweite kamen; es schien, als ob sie uns niemals nahe genug kommen würden. Während wir ihre schönen Formen, die langen, scharfen, ausgelegten Hörner und die aschgraue Haut bewunderten und uns das nächste und beste Opfer für unsere Büchsen aussuchten, blieben sie plötzlich stehen; hoch streckten sie die Köpfe und geradeaus die langen schwarzen Schwänze, ohne noch weiter damit ihre Quälgeister, die Fliegen, von den Seiten zu wedeln. Sie mußten uns gesichert oder vermerkt haben. Doch waren wir noch wenigstens 250 Schritte von ihnen entfernt. Sollten unsere Pferde die Schuld haben, welche ein wenig seitwärts von ihnen grasten?

„Nein“, flüsterte einer der Bastarde, «die Pferde würden sie nicht erschrecken.»

„Aber die lange Reihe Elefantilopen kann es doch auch nicht sein, welche plötzlich hinter ihnen sichtbar wurde? Rasch wie der Blitz kam die Antwort von einer ganz unerwarteten Seite. Ein Löwe lag verhoffend hinter einem Busch und sprang mit einer Flucht plötzlich oben auf den Kopf eines Tieres. Die übrigen, statt auseinander zu stieben und nach uns hin zu fliehen, wie wir erwarteten, bildeten einen Halbkreis und griffen den Feind an. Deut-



lich konnten wir das Rasseln ihrer Geweihsprossen hören. Das Gras war hoch, weshalb wir nichts genau sehen konnten, aber die Verwirrung benutzend, krochen wir rasch näher, bis ich unter der günstigen Deckung eines Busches aufzustehen und zu feuern befahl. Da ich bloß vier Schüsse von den andern hörte, während ich sechsmal geschossen hatte, so sah ich mich um, warum sie aufgehört hatten, und fand, daß sie den Befehl «nicht mehr schießen!» gar nicht abgewartet, sondern sich alsbald auf den Rückzug begeben hatten und jetzt bereits 50—60 Schritte entfernt über eine Sanddüne davonliefen, als wäre der Teufel selber hinter ihnen her. «Es muß der Löwe sein, und nicht der Teufel», dachte ich, obgleich ich keine Spur von der rotbraunen Majestät entdecken konnte. Nach den Pferden mich umwendend, ob sie heil seien, sah ich sie in voller Flucht den Hügel zur Rechten hinaufrennen. Vielleicht beurteilte ich aber meine treuen Gefährten falsch und sie verfolgten die Pferde, statt vor dem Löwen zu fliehen. Jedenfalls hatte es keinen Zweck, hier stehen zu bleiben, da die Antilopen auch alle verschwunden waren; die gefallenen verdeckte das lange Gras, und die andern waren auf den Flügeln (oder Beinen) des Schreckens aus Sicht verschwunden. Deshalb folgte ich meinen Ausreißern bis oben auf die Düne, von wo ich die Umgebung besser durchmustern konnte. Die Bastarde waren mit den Pferden einen Kilometer weit auf der andern Seite. Ich winkte ihnen, zu mir zu kommen, sie aber winkten mir, zu ihnen zu kommen. Eine Zeit lang hatte dieses Signalisieren kein Ergebnis; vielmehr statt sich mir zu nähern, erweiterten sie beständig die Kluft, welche mich von ihnen trennte, sodaß ich zuletzt nachgeben und hinter ihnen herrennen mußte, um sie einzuholen. Endlich erreichte ich sie, außer Atem aber in hellem Zorn, sodaß diese feigen Bastarde eine glatte Lage von mir erhielten in meinem eindringlichsten Afrikander-Holländisch. Sie erklärten ihre scheinbare Flucht damit, daß sie die Pferde hätten wie toll wegrennen sehen, weil ihre Halfter nur lose um die Knie geschlagen seien und zwei Löwen sie verfolgt hätten; deshalb wären sie hinter den Pferden hergelaufen, um sie zu retten. Nichts konnte die Leute bewegen, einen Schritt weiter vorwärts zu machen; sie meinten, wir könnten unsern Springbock morgen holen, die Löwen würden bloß die innern Teile fressen und die Felle unverfehrt übriglassen; sie würden in der Nähe umherstreifen, um ihre Beute im Auge zu

behalten, und obwohl sie ihre eigene Mahlzeit bis nach Sonnenuntergang aufschöben, so würden sie doch nicht dulden, daß sonst jemand sich früher dazu niederließe.

„Er ist ein Stelm, der Löwe, und der Sieur muß nicht hingehen. Der Löwe ist übel gelaunt und wird fechten; denn er hätte den Springbock nicht angegriffen, wenn er nicht von ihm im Nachmittagschlaf gestört worden wäre.“

„Aber ich war nicht zu befehlen. Wenn ihr nicht mitgehen wollt, so gehe ich allein. Ich nahm also Klaas, als dem größern Feigling von den beiden, die Flinte ab und arbeitete mich langsam den Abhang hinunter bis zu der Niederung, wo der Springbock lag, indem ich sorgfältig jeden Busch und jedes Grasbündel musterte, hinter welchen sich ein Löwe niederthun konnte. Gerade als ich unten am Fuße der Düne ankam, hörte ich etwas sich hinter mir bewegen. Rasch wie der Gedanke drehte ich mich um und warf die eine Flinte weg, um die andere an die Schulter zu nehmen. Es war nichts zu sehen; dennoch glaubte ich ein Rascheln in dem Grasbüschel einige Schritte gerade vor mir zu hören, und hätte im nächsten Augenblick geschossen, als daraus die Worte erklangen: «Schießt nicht! es ist Dir!». Er war unbemerkt von mir so weit gefolgt, und als er mich mit der Flinte an der Schulter sich umdrehen sah, hatte er sich unsichtbar gemacht, aus Furcht, wie er sagte, daß ich ihn treffen möchte!

„Ja, ja, Dir, da bist du gerade noch gut davongekommen. Hättest du nicht gesprochen, so hätte ich Feuer gegeben; denn weil ich dich nicht sehen konnte, hielt ich dich für den Löwen. Aber ein andermal bleibe doch besser sichtbar.“

„Aus Scham darüber, daß er mir im geheimen gefolgt war, faßte er jetzt den Mut, mich offen zu begleiten. Gerade vor uns befand sich eine niedrige Sanddüne, und auf der andern Seite stand ein niedriger Baum. Wenn wir den Baum besteigen konnten, so bekamen wir eine gute Rundschau. Nach Art der Buschmänner eine Handvoll Sand in die Luft werfend, sah ich, daß der Wind von dem Baume her gerade auf uns zu wehte; deshalb mußten wir sehr leise vorwärts gehen, weil wir offenbar in der Nähe eines Tieres waren. Wir vernahmen ein Geräusch wie von leichtem Ringen oder als ob Hufe gegeneinander schlugen, was nicht leicht zu erklären war. Der Springbock war sicherlich schon längst verendet, und in diesem Fall würde der Löwe bis

zur Dämmerung im Hinterhalt liegen — so glaubte wenigstens Dirk.

„Einerlei, folge mir und wir werden bald wissen, wie wir daran sind.“

„Bleibt Sieur! Es ist eine Löwin mit ihren Jungen.“ Sie spielen mit den Hufen des Springbocks, und wenn Sie die Tiere erschrecken, wird die Löwin Sie annehmen.“

„Das reizte aber meine Neugier nur noch stärker, und deshalb schlich ich sachte weiter, indem ich Dirk aufforderte zu folgen. Sobald wir nur noch wenige Schritte vom Baume waren, eilte Dirk voran, legte seine Flinte auf der Stelle nieder und kletterte hinauf ins dichte Laubwerk. Jetzt mußt du auf alles gefaßt sein, dachte ich. Ich hörte ein Rauschen im Grase, als ob ein Tier gerade auf mich los käme. Ich fühlte den Schweiß aus allen Poren treten, als ich mich zusammennahm, die Büchse an die Backe legte und das Gesicht dem Schall entgegenwandte. Es kam aber niemand. Das Stöhnen klang von ferne zu mir herüber, aber keinerlei Bewegung verriet woher es kam; ich schmiegte mich deshalb an den Baum, bückte mich nieder und händigte Dirk seine Flinte ein, damit er ausschau und berichte, was da weiter vorn vorging. Während ich mich nach der Flinte bückte, flüsterte er zitternd das eine Wort «Leeuw!» und weiter nichts. Ich stellte also meine Büchse gegen den Baum, sodaß ich sie nachher fassen konnte, und kletterte selber hinauf. Von da sah ich 20 Schritt weiter vorn einen Löwen mit dem Rücken nach mir zu gewandt, anscheinend dem Springbock das Lebensblut aus dem Halse saugend, während dessen Füße krampfhaft zuckten, und unter dem Hinterteil des Löwen lag ein zweiter Bock, gleich seinem Kameraden im letzten Todeskampf. Wenige Schritte weiter lag ein drittes Tier, tot aber unverstümmelt, woraus ich entnahm, daß wir es nur mit dem einen Löwen zu thun hatten. Sorgfältig nach seinem Hinterkopf zielend, feuerte ich einen Lauf ab und gleich darauf den zweiten, ohne mich um die Wirkung des ersten Schusses zu kümmern. Der Löwe lag noch da, ganz in der nämlichen Stellung. Ich konnte ihn unmöglich gefehlt haben, auch konnte er nicht so erpicht sein auf seinen Bluttrunk, daß er meine winzigen Kugeln verachtete; indessen der Sicherheit halber schoß ich noch einmal. Wieder keine Bewegung, außer den krampfhaften Zuckungen des hilflosen Springbocks. Hatte ich wieder gefehlt

oder ihn mit der ersten Kugel getödet? Ich fragte Dirk um seine Meinung, welche er in die drei Worte zusammenfaßte «Ek weet niet» (Ich weiß nicht).

„Ihn auf dem Baume zurücklassend kletterte ich herunter und näherte mich vorsichtig dem Löwen von der Seite, entschlossen, bei der geringsten Bewegung ihm eine Kugel aufs Blatt zu setzen. Da denke man sich meine Überraschung, als ich ein Horn des Springbocks durch des Löwen Schulter und das andere durch dessen Hals hindurchstecken sah, während die Spigen der Hörner des zweiten Bocks aus seinem Hinterlauf hervorragten. Er hatte sich auf den Hörnern der zwei ihm zur Beute gefallenen Tiere gespießt, und während er sie hilflos machte, sich selber kampfunfähig gemacht. Er war tot wie eine Kellerratte. Ihn beim Büschel fassend, versuchte ich ihn wegzuziehen, konnte ihn aber nicht von der Stelle bringen, rief also Dirk zu Hilfe, welcher schnellfüßige Jüngling augenblicklich mir zur Seite stand, sobald er sah, daß alle Gefahr vorüber war. Ich gab den unglücklichen Böcken den Fangschuß und dann begannen wir unsere Beute einzusacken. Das war aber keine Kleinigkeit, die großen Tiere zu bewegen. Wir konnten den Körper des Löwen nicht von den Hörnern streifen, und auch den Bock nicht unter dem Löwen wegzuziehen. Dirk schlug vor, den Löwen bis zum Rücken aufzubrechen und zu vierteilen, aber damit wäre das Fell verdorben gewesen; ich sandte ihn deshalb fort, um Klaas und die Pferde zu holen, und ersann mir inzwischen folgenden Operationsplan: den hintern Teil des Löwen wie er dalag abzuhäuten, weil wir die Läufe hoch genug heben konnten, um die Haut an der Innenseite abzutrennen und den ganzen Hinterteil abzulösen. Damit konnten wir das Gescheide entfernen, und dann war es ein leichtes Stück Arbeit, das Fell längs des Bauches bis zu den Vorderläufen zu durchschneiden und diese abzuhäuten und abzutrennen.

„Im Verfolg dieser Maßnahmen fand ich, daß das eine Horn des Bocks fast mitten durchs Herz gegangen war, sodaß der Löwe unmittelbar darauf verendet sein mußte, nachdem er freilich vorher Hals und Schulter seiner Beute vollständig zer-bissen hatte.

„Nachdem wir das seltsame Band gelöst hatten, wodurch die beiden Böcke in ihrem Tode verbunden waren, knüpfte ich sie an die Schwänze der Pferde — ein Kniff, den ich vorigen Herbst in

Arkansas gelernt hatte — und holte sie so nacheinander aus dem dichten Grase bis oben auf die Düne, wo einige Stachelbüsche und verstümmelte Bäume standen, aus denen ich einen Schirm um sie herum machte und brennende Feuer zum Schutz während der Nacht unterhalten konnte. Bis dies alles in Ordnung gebracht und genug Holz gesammelt war, um das Feuer die Nacht hindurch zu unterhalten, war es beinahe finster geworden, weil der erst im ersten Viertel stehende Mond nicht viel und auch nicht lange Licht spendete.“

Der Löwe ist nun freilich nebst der ihn begleitenden Schar von Schakalen, welche von den Resten seiner Mahlzeiten sich zu nähren pflegen, der stete Begleiter des Reisenden sowohl in der Wüste als in den gras- und waldbreichen Steppen am Rande der Wüste. Der einsame Wüstenwanderer schützt sich gegen ihn, indem er sich mit seinem Beil oder Messer einen Tunnel in das Innere eines großen Dornengestrüpps aushaut und dessen Eingang mit Stachelbüschen verbarrikadiert, oder indem er sich am Rande eines Dornengestrüpps sein Nachtfeuer anzündet und sich nun zwischen Dornstrauch und Feuer zum Schlafen niederlegt. Auf die erste Weise hatte ein treuer Zwerg seinen verwundeten Herrn — den von Farini oft genannten Fritz, welcher gerade nach der letzten soeben erwähnten Jagd am andern Morgen dem Tode nahe in der Wüste gefunden wurde — durch einen großen Teil der Wüste geschleppt, um Hilfe und Beistand für ihn zu finden; auf die andere Weise half sich, wie wir eben sahen, Farinis Gesellschaft. In dem einen wie dem andern Fall genügt die Furcht des Löwen vor starken Dornen, ihn vom Angriff abzuhalten. Die Wachtfeuer einer Karawane bei ihren Wagen sind kein so sicherer Schutz, besonders wenn eine ums Feuer gelagerte Gesellschaft von jungen und noch dazu sehr hungerigen Löwen überrascht wird. Im K'gungwalde sollte Farini darüber eine bittere Erfahrung sammeln.

„Nachdem wir den Ochsen einen ganzen Tag Ruhe gegönnt hatten, brachen wir in der Abendkühle nach dem Balalalande auf, marschierten bis 10 Uhr durch und spannten in einer Gruppe K'gung-Bäume aus, welche an der einen Seite von einem Streifen baumartiger Stachelbüsche begrenzt war. Das Wetter wurde wärmer, je weiter nordwärts wir kamen, sodaß ich für diese Nacht meine Hängematte zwischen einem Wagenrad und

einem benachbarten Baum festband, um in ihr die erste Hälfte der Nacht zu verschlafen und frühmorgens je nach Bedarf in den Wagen zu kriechen, weil es dann immer kühl wird, selbst wenn die Bitterung im ganzen nicht kalt ist. Aber unsere Hoffnung auf Schlaf erfüllte sich ebenso wenig wie vorher die auf Wasser. Wir saßen im Halbkreise um das Feuer, einen Wagen an jeder Seite von uns dem Stachelbusch gegenüber, und hörten Dirk zu, welcher ein Abenteuer mit einem Löwen erzählte, als plötzlich ohne die geringste Warnung — krach! etwas mitten unter uns stürzte, und uns mit Sand, Asche und Feuer bedeckte. Klaas, welcher sich gerade vornüber bückte, um mit etwas glühender Asche seine Pfeife anzustecken, schrie: «Die Leeuw bijt mij!» (der Löwe beißt mich), aber in demselben Augenblick wurde seine Stimme übertönt durch ein lautes, tiefes, blutdürstiges Knurren, was uns klar machte, daß wirklich ein Löwe sich mitten unter uns befand. Ich war in den Stachelbusch gestoßen, sah aber, mich aufraffend, bei dem flackernden Licht des Feuers einen Löwen in voller Länge auf dem Boden hingestreckt, welcher mit seinem Schweife ab und zu mein Gesicht peitschte und offenbar etwas unter sich am Boden festhielt. Ein hervorragender menschlicher Fuß überzeugte mich, daß Klaas hier von dem Griff des Löwen festgehalten wurde. Es war kein Augenblick zu verlieren, wenn ich ihn retten wollte, aber was war zu thun? Dort der Löwe, hier der undurchdringliche Stachelbusch; bewegte ich mich rückwärts zum Wagen, so sah mich der Löwe, und vor mir war das glimmende Feuer.

„Da fiel mir glücklicherweise ein, daß die Löwen sich vor dem Feuer fürchten. Ich entdeckte einige halbverkohlte Brände auf der glühenden Asche, sprang mit einem Satz auf sie zu und stieß einen Feuerbrand dem Löwen unter den Schwanz und schleuderte darauf möglichst viel glühende Kohlen auf das heulende Untier. Sofort ließ der Löwe Klaas los, machte drei Sätze vorwärts, sprang unserm schwarzen Deichselochsen «Blomberg» auf den Nacken und riß ihn zu Boden. Mittlerweile hatten fast alle Buschmänner Gewehre und Feuerbrände ergriffen und stürzten kühn zur Rettung vorwärts. Pang! Pang! knallte es Schuß auf Schuß, aber der Löwe kümmerte sich weder um die Schüsse noch um das Schreien, sondern klammerte sich hartnäckig unter lautem Knurren an seine Beute. Dann hörte ich Lulus Stimme vom

Wagen herunter, der nach mir rief und fragte, ob ich heil sei. «Kümmere dich nicht um mich, aber schieße!» und beim zweiten Schuß legelte der Löwe über. Schnelligst wurden einige Fackeln von dürrem Grase gemacht, mit denen wir uns vorsichtig näherten und den Löwen noch mit seinen Krallen Schulter und Hals des Dachsen festhalten sahen, obwohl er mausetot war; Lulu hatte ihn durchs Auge geschossen. Wir rissen ihn vom Dachsen herunter, dieser aber kollerte freihändig über und stand zu unserer Überraschung ruhig auf.“



Schakale.

Ein echt afrikanisches Abenteuer bestand Hübner, der Begleiter Mohrs, als er einmal an sich erfahren wollte, wie es einem zu Mute ist, wenn man nachts allein beim Feuer sitzt in einer heulenden und ich kann wohl hinzufügen brüllenden Wildnis. Das erste, was er that, um schlimmstenfalls einen Zufluchtsort zu haben, war, daß er den einen der unmittelbar neben dem Lager stehenden Mimosenbäume mit einem kleinen Beil soweit von Dornen reinigte, daß er bis zur Höhe von 20—25 Fuß hineinsteigen konnte. Bald genug sollte Mohr's Freund Gelegenheit haben, sich von der Weisheit dieses Maßregel zu überzeugen und auch keine Ursache finden, sich über die kleine Mühe, die ihm diese Arbeit verursachen mochte, zu beklagen. Am 19. Zuli nach Mitternacht (alles blieb totenstill, nur seine Feuer brannten), legte er sich zur Ruhe, eine Doppelbüchse von F. Schrage in

Koblenz neben sich, die Patronen unter dem Kopfskissen. Friedlich und ungestört verschlief er die Nacht; als er erwachte, stand die Sonne am Horizont, die Feuer waren ganz herunter gebrannt. Da plötzlich unten im Gogwe, ganz in seiner Nähe hört er das Bellen einiger Schakale, er besteigt seinen Baum, um Rundschau zu halten, und kaum oben, sieht er vom linken Ufer eine Löwin quer durch den Bach gehen und unmittelbar darauf gerade an der Stelle heraufsteigen, wo er noch soeben geruht hatte. Die Löwin, Witterung bekommend, stutzt, duckt sich lagenartig nieder, aber keine Beute gewahrend geht sie wie scheu geworden einige Schritte zurück; oben gerade über ihr im Baum sitzt Hübner, ohne jede Waffe, und sieht zu, wie die Bestie um ihr Frühstück betrogen wird, wozu seine eigene Person bald das Material geliefert hätte. Aber es dauert nicht lange, so ertönt rings umher ein ungeheures Gebrüll und es erscheinen drei weitere Löwen und eine Löwin auf der Scene, zu welcher Gesellschaft binnen kurzem noch zwei männliche Tiere kommen, sodaß also sieben hier jetzt bei einander waren. Hätte Hübner nur seine Büchse und einige Patronen zur Hand gehabt, welche Chance, um einen königlichen Schuß zu thun!

Die Tiere hielten sich hier eine halbe Stunde auf, mitunter wie die Hauskaten miteinander spielend, und ihr vom Thau der Nacht naß gewordenes Fell trocken rollend. Nur die erste magere, und wie Hübner an dem herunterhängenden Gefänge erkennen konnte, stillende Löwin kam wiederholt zum Baume zurück und umschlich denselben; aus ihren Augen blitzte ein blaßgelbes Feuer, wie Hübner es beschrieb, sie blieb auch bis zuletzt, dann gingen sie alle zum Fluß hinunter nach der Wasserstelle zu und verschwanden im Buschwalde.

Wir werden weiter unten auf einer Giraffenjagd Farinis ein Gegenstück dazu kennen lernen, welches noch dramatischer sich ansieht.

Die beständigen Begleiter des Löwen, die Schakale, werden des Pulvers nicht wert erachtet. Man fängt sie zur Nachtzeit in Stahlfallen.

Mehr jedoch als für diese immerhin gefährlichen Rencontres mit Löwen, von denen der Eingeborene wenig zu benutzen versteht und der Europäer auch nur das Fell als Trophäe oder Wagendecke heimführt, interessieren sich die Eingeborenen für die Jagd auf



Wiederkäufer und Dickhäuter. Ganz besonders beliebt ist die Jagd auf Giraffen, deren Wildpret sie in langen Streifen trocknen als Mundvorrat für magere Zeiten, und aus deren Fell sie ein so zu sagen unverwüftliches Schuh- und Riemenzeug nebst Peitschen herstellen. Nach den Giraffen sind die Elefanten ein von den Eingeborenen geschätztes Wild, nicht so sehr wegen des Wildprets, als wegen der kostbaren Zähne; die Füße des Elefanten werden aber sofort als Leckerbissen im heißen Sande gebraten; von den Giraffen ist der — Mastdarm, frisch gebraten, der leckerste Bissen, nach dem Geschmack der Eingeborenen.

Da eine Jagd auf Giraffen viel Erfahrung und Übung voraussetzt, so hatte Farini sich mit einem frühern Boer Verlander in Verbindung gesetzt, welcher von seinen Stammesgenossen sich losgesagt und vorgezogen hatte, statt im Kaplande unter den Boers der zweite, hier in der Wüste unter den Bastards der erste zu sein. Gegen einen guten Anteil an der Beute ließ Verlander ihm eine Anzahl seiner Leute, deren Führer Jan, ein sogenannter „Veldcornet“, d. h. Feldhüter, mit dieser Art Jagd vertraut war. Er sollte einen Wagen voll getrocknetes Giraffen- oder auch Büffel- oder auch Elefantenfleisch für seinen Stamm mitbringen. Im K'gungwalde dahinreitend über lichte Stellen, wo Ameisenbauten den unachtsamen Reiter leicht zu Fall bringen, während man nie ein wildes Tier straucheln sieht, und durch Buschdickichte mit schönen saftigen Beeren, die wie Rosinen schmeckten, von den Eingeborenen aber aus Furcht, daß sie „giftig“ seien, nicht gegessen werden, kreuzen sie bald die Fährte eines alten Giraffenhengstes, mächtige Schalen von über 30 cm Länge und nahezu 22 cm Breite.

„Wir verfolgten die Fährte in leichtem Trabe, aber ohne zu sprechen. Die Fährte wurde bald frischer und in einer Stunde waren wir offenbar an der Stelle, wo die Giraffe sich die Nacht vorher niedergethan hatte. Gleich dahinter stieg der Cornet ab, nahm eine Handvoll feuchten Sandes auf und flüsterte: «Er ist warm; wir sind ganz nahe, seht scharf aus nach vorn.» Dann wieder in den Sattel springend, ritt er einige Schritte voraus.

„Galopp! Er hat uns vernommen oder gewittert“, rief er gleich nachher, und fort stürzten wir alle durcheinander durch das lange Gras, ohne auf die Angriffe der uns hemmenden Dornbüsche zu

achten, obwohl sie jedesmal, wo sie fasten, ein Stück aus unsern Anzügen fortrissen. Da reitet Jan, der Nefse des Cornet, er fliegt durch die Luft, sein Pferd ist nicht zu sehen! Keine Zeit zum Anhalten, denn das große schlanke, crèmefarbene Tier kommt gerade ganz in Sicht, wie es sich um einen Dornbusch herumdreht und nun im Zickzack den steilen sandigen Abhang hinaufspringt. Doch nun ist die Reihe an mir, zu Schaden zu kommen: meine Stute tritt in das Loch eines Erdsenkels, pflügt den Sand mit den Nüstern auf, rappelt sich aber tapfer wieder empor ohne mich abzusetzen, und läuft weiter als ob nichts passiert sei. Auf dem Rücken des Abhangs angekommen, sahen wir die langhalsige Schönheit vor uns: den Kopf hervorragend über die Bäume etwa 100 Schritt vor uns, etwas rechts, quer über einer offenen freien Strecke. «Schießt nicht», rief der Cornet; «reitet um ihn herum, daß er sich herumwendet.» Seine Absicht war, daß das Tier seinen Körper selbst zu den Wagen bringe, um uns dieser Mühe zu überheben: aber obgleich der Cornet und Jan an ihm vorbei und sodann ihm entgegenritten, so wollte es doch nicht seinen Kurs ändern, sondern trollte mit ihnen weiter. Unsere Pferde verloren den Atem, und wenn die Giraffe nicht umwendete, so ging sie uns verloren. Der Gang des Cornet wurde ersichtlich langsamer, während die Giraffe kein Zeichen der Ermüdung verriet. «Sie wird sich nicht umwenden», schrie Dirk, «wir müssen schießen oder sie aufgeben», und während er noch sprach und das Tier auf seinen Stelzen am Cornet entlang herlief, sprang dieser zur Erde und feuerte. Gleichzeitig krachte meine Büchse, aber das erschreckte Tier ging flüchtig weiter, indeß nur noch wenige Schritte. Plötzlich stehen bleibend, drehte es sich herum, scharrte den Boden mit den Hufen und bewegte den langen Hals hin und her. Dann folgte Schuß auf Schuß, und nach jeder Kugel stampfte und stieß es immer verzweifelter. Ich stieg ab, um das Tier aus größerer Nähe zu betrachten. Verzweiflung lag in seinen müden Augen und sein Blick schien sagen zu wollen: «Was habe ich denn euch zu Leide gethan?» und als wir uns alle zu seinem letzten Todeskampf um die Giraffe drängten, war es wie eine Schande, daß keiner ihr den Fangschuß geben wollte. Ich wendete mich an den Cornet mit der Frage: «Warum gehen Sie nicht näher und setzen ihr eine Kugel hinter das Gehör, um dem Elend ein Ende zu machen?» Aber statt aller Antwort faßte er mich beim

Arm und schrie den übrigen zu: «Paßt auf, gleich nimmt sie euch an!» Wirklich schwenkte das hinfällige Tier seinen Kopf herum, sein langer Hals sah aus wie der Riese *Iacomama*, die südamerikanische Riesenschlange, welche ich auf meiner Fahrt auf dem Amazonenstrom beobachtet hatte, und wirbelte fortwährend durch die Luft herum, ungeheurere Kreise beschreibend und dabei tolle Sprünge machend bei dem verzweifeltsten Bemühen des Tieres, die Beine



Die erlegte Giraffe.

unter dem Körper zu halten. Wir alle sprangen noch rechtzeitig zurück, um von ihm frei zu kommen, als das Tier krachend völlig zusammenbrach, indem es vornüber stürzte und dabei derartig mit Kopf und Schultern in den Sand stieß, daß der Boden ordentlich erzitterte. Dann streckte es sich krampfhaft zu voller Länge aus und verendete.

„Vom Anfang des Schweifes bis zum Vorderblatt maß diese Giraffe 185 cm, von da bis zur Nasenspitze 309 cm, im ganzen 494 cm. Vom Vorderhuf bis zum Blatt betrug die Höhe 337 cm; und als sie so dalag, reichte ihre Schulter bis zum dritten Knopf meiner Weste. Die Zunge war 38 cm lang und

damit konnte das Tier sich seine Nahrung aus 6—7 m Höhe von einem Baume herunterlangen.

„Wie schwer mag sie sein, Zan!“ fragte ich.

„Kann's nicht sagen, Sieur; wir verstehen uns nicht auf solche Dinge; aber wenn sie zerlegt wird, so haben vier Mann genug an ihren Hinterläufen zu tragen, und zwei Mann haben ihre ganze Kraft nötig, um die Hinterläufe beim Abhäuten in die Höhe zu heben. Jedenfalls macht sie uns viel zu schaffen.“

„Werden wir größere Tiere als dieses zu sehen bekommen?“ fragte ich.

„Jah, Sieur, dieser ist zwar bont (schwarzgefleckt); sie sind dicker und schwerer als die witte bont (weißgefleckt), aber nicht so lang.“

„Inzwischen waren die Buschmänner, nachdem das Tier aufgebroschen war, eifrig beschäftigt, eine Menge Buschwerk abzuschneiden, um es völlig damit zu bedecken; denn wir mußten es hier liegen lassen und mit den Wagen zu ihm kommen, weil es nicht hatte zu den Wagen gehen wollen. Bald war der Cadaver nicht mehr zu sehen und ein Stück Papier oben festgebunden, um Löwen und Geier zu verschrecken; endlich wurde ein wenig Schießpulver rundumhergestreut, um gleichen Dienst gegen die Schakale zu leisten, welche den Pulvergeruch nicht ausstehen können, wie man hier glaubt.“

„Heda!“ rief der Beldcornet einigen Buschmännern zu, welche sich am Feuer zu thun machten, „ist das Fleisch gar?“ „Ja!“ „Nun dann bringt dem Sieur etwas, damit er das Giraffenwildpret koste.“

„Sie gaben mir ein Stück Leber, nebst einem Fetzen hellgelben Fettes, dessen Geruch fast dem des Tieres selbst gleichkam. Da ich sehr hungerig war, so hatte ich beides bald verschlungen, und dann fragte mich Dirk, ob es mir gut geschmeckt hatte.“

„Die Leber war sehr gut, Dirk!“

„O die Leber ist das Essen nicht wert; sie ist zu weichlich. Ich meinte das Stück vom Darm; das nennen wir die größte Delikatesse; das lieben wir am meisten bei allem Wild und das wird immer vor allem andern gebraten und gegessen.“

„Nun, Dirk, was war es denn?“

„Es war von die laatste darms (letzten, d. h. Mastdarm). Wir sagten Ihnen vorher nichts davon, weil die meisten wissen

Männer nicht davon essen, sobald sie wissen, was es ist; wir wünschten aber, daß Sie es einmal kosteten.»

„Wie habt ihr ihn denn aber gereinigt? Hier ist ja kein Wasser zum Auswaschen, Dirk?“

„Wir denken nicht daran, ihn zu waschen. Wir wenden einfach die Innenseite nach außen, und lassen fallen was darin ist; dann werfen wir es auf die Kohlen, und gebraten ist es ein Königessen. Ich hoffe, Sieur wird nicht übel, nun er weiß, was er gegessen hat!“

„Kommt, Sieur“, rief Jan, „wir müssen in die Sättel. Wir haben einen langen Weg vor uns und müssen das Lager vor Dunkelwerden erreichen, da es hierherum zahlreiche Löwen giebt.“

„Dirk führte mir mein Pferd zu, damit ich den Satteltgurt festschnallte — eine Arbeit, welche ich niemals einen andern für mich verrichten ließ — aber das arme Tier kam so trübselig mit gesenktem Kopf daher, daß ich leicht einsah, es würde vollends draufgehen, wenn es mich nebst Büchse und Sattel noch etwa 30 km weit tragen sollte. Ich sagte deshalb zu Jan: «Nehmen Sie die Stute mit zurück zu den Wagen, während ich hier bleibe und warte, bis ihr das Wildpret holt. Gefahr ist nicht dabei, da ich die Nacht auf jenem dicken Baume zubringen werde. Seine Zweige sind wie dazu gewachsen, einen guten Sitz hoch oben abzugeben.»

„Nein, nein! Sieur moet niet hier blijv! (Sieur darf nicht hier bleiben); wir können Sie nicht hier zurücklassen, das ist noch nie vorgekommen; wir reiten immer zu den Wagen zurück. Es kann allerlei sich ereignen. Sie können einschlafen und vom Baume herabfallen. Auch müssen wir nach frischen Fährten für die nächste Jagd ausschauen, während wir nach Hause reiten.“

„Jan, Sie haben gehört, was ich sagte. Die andern haben auch gehört, was Sie sagten, und damit sind Sie außer aller Verantwortung. Der Baum wird mir eine Sitzstange für die Nacht bieten. Das Pferd kann mich nicht tragen und Vögel und andere Tiere möchten hier Festschmans halten wollen, das wird mir Gelegenheit geben, sie zu beobachten und einige Exemplare zu erlegen. Vor Löwen ist mir nicht bange. Livingstone und andere Reisende haben manche Nacht unter viel schlimmern Verhältnissen zugebracht. Macht also fort und schiekt den Wagen sobald als möglich zurück.“

Nach verschiedenen weitem Einreden ritten sie widerwillig fort und waren bald aus Sicht verschwunden.

„Nachdem ich meine Büchse an einem langen Riemen befestigt und dessen anderes Ende um meinen Arm gewunden hatte, kletterte ich nach Bärenmanier an dem dicken Baum hinauf und saß bald auf einem starken Zweig, während meine Füße auf einem untern ruhten und mein Rücken gegen einen dritten Ast lehnte. Meine Büchse emporholend knotete ich ein Ende des Riemens um einen Zweig über mir und ließ das andere Ende so weit herunterhängen, daß meine Büchse in einer Schlinge und das andere Ende auf dem Zweige lag, auf welchem ich saß. Ein anderer Riemen wurde an dem Ast hinter mir befestigt, unter meinem Arm durchgezogen und nun das andere Ende festgebunden, sodaß ich nicht zu befürchten brauchte, aus meinem Lager herunterzufallen.

„Ich befand mich jetzt in völliger Sicherheit vor allem Getier, außer dem Leopard oder «Tiger», wie sie ihn in Südafrika nennen, welcher indessen im K'gung selten vorkommt. Dasitzend wie der Walfischfahrer in seinem «Krähennest», schweiften meine Gedanken tausende von Meilen weit weg. Auf einmal bemerke ich einen kleinen Flecken hoch oben in der Luft, nicht größer als eine Fliege; rechts davon ist noch einer; da drüben ein dritter und bald ist ein Duzend derselben sichtbar. Während sie sich langsam nähern, werden sie größer und größer, bis sie mir nahe genug kommen, daß ich sie als Geier erkannte. Einige stoßen plötzlich herunter und hocken kaum hundert Schritt von mir mit zusammengeslagenen Flügeln frei auf einem Baum. Sie haben bereits aus weiter Ferne die tote Giraffe erpäht. Nach einer ruhigen Beobachtung von einigen Minuten Dauer haben alle an dem Haufen Buschholz, sodaß die Luft ganz erfüllt wird von ihren großen schweren schlotterigen Schlägen. Ohne auf das Papier zu achten, welches sie in Schrecken setzen sollte, beginnt erst der eine, dann der andere, das Gras und die kleinern Zweige wegzureißen, bis der Kopf der Giraffe beinahe bloßgelegt ist. Einer, etwas waghalsiger als die andern, steckt seinen Kopf ganz unter den Haufen Zweige und taucht wieder auf mit dem Schnabel voll Eingeweide, von denen er ein langes Ende hervorzieht, bis ein anderer darauf losstürzt, worauf er schleunigst halt macht und soviel als möglich davon hinunterkröpft,

bevor sein Freund ihn um die Früchte seines Mutes bringt. Dann ahmen andere sein Beispiel nach, bis der Boden mit einem Schwarm dieser schwarzbraunen Schlinghälse bedeckt ist, welche an den langen lederartigen Gedärmen ziehen und zerren, von einer Stelle zur andern flattern, nach den leckersten Bissen schnappen und einen Kampf aller gegen alle beginnen. Einer schien jedoch der Gewaltherrscher über alle zu sein, denn so oft



Geier.

er sich in überlegener Weise auf einen nach seinem Gutdünken ausgesucht guten Bissen stürzte, überließen ihm die andern denselben ohne Einrede. Es war derselbe, welcher den Angriff auf den Körper der Giraffe eröffnet hatte. Solange sie ihre Verwüstungen auf die Eingeweide beschränkten, war ich damit zufrieden, sie ruhig beobachten zu können; dann aber erneuerte der Räuberhauptmann seine Bemühungen, an den Kopf zu gelangen. Mit seinem mächtigen Hakenschnabel einen Zweig fassend, zog er ihn zurück, bis der Zweig sich löste, während die übrigen

schweigend zusahen. Dies wiederholte er fünf oder sechs mal, bis der Kopf ganz aufgedeckt war, dann sprang er auf das Gehörn und bereitete sich vor, der toten Giraffe die Augen auszuhacken.

„Da wurde es mir zu viel. Diese Bande Marodeurs hatte ihr Teil bekommen. Wenn der Kopf mit nach London wandern sollte, so mußte ich meine Ansprüche daran geltend machen. Der Hauptmann mußte verwarnt werden, daß er sich an meinem Eigentum vergriff, bevor es zu spät wurde. Da ich glaubte, daß er die Stimme meiner Büchse besser verstehen würde als die meinige, weil sie lauter und durchdringender war, so sandte ich ihm die bleierne Botschaft zu, daß er in meinem Gehege wildere. Über diese Anrede wurde der Geierhauptmann so bestürzt, daß er in Ohnmacht fiel und die übrigen Mitglieder seines Stammes unter Aufgabe aller Ansprüche davonsflogen. Eine so laute Sprache hatten sie nie zuvor gehört; sie erschreckte sie derartig, daß sie ihren Oberst liegen ließen, wo er umgefallen war, ohne sich zu erkundigen, was ihm fehle. Unter diesen Umständen mußte ich ja wohl selbst ihm zu Hilfe kommen und untersuchen, warum er in Ohnmacht gefallen sei; ich ließ deshalb erst meine Büchse, dann mich selbst hinunter und fand ihn maujetot. Ich faßte ihn bei dem Ende eines Flügels und hob ihn so hoch als möglich empor. Welch ein Ungetüm! Die ausgestreckten Schläge maßen quer über den Rücken von einem Ende zum andern nicht weniger als 3,20 m. Welch ein großes altes Leckermaul! Vor einer Stunde dachte er wahrlich nicht daran, daß seine Zurüstungen zu diesem Hauptschmaus ein so vorzeitiges Ende nehmen würden.

„Nachdem ich die Giraffe wieder zugedeckt hatte, kletterte ich nochmals auf den Baum, zog den Geier nebst meiner Büchse am Riemen nach und verwandte das mir noch bleibende Tageslicht dazu, den moschusduftenden Zweifüßler abzubalgen.

„Als das Zwielicht dem Tage folgte, begannen die auf einige gute Bissen von der Giraffe lüsternen Schakale zu klaffen. Bei dieser Gelegenheit möchte ich aber der irrigen Ansicht entgegen treten, als sei der Schakal «des Löwen Versorger», und alle Freunde der Naturgeschichte darüber belehren, daß der räuberische Schakal niemals irgendwie dem Löwen vorarbeitet. Er wird immer gesehen und gehört, wo Löwen sind, weil er weiß, daß der Löwe ihm von den Krumen seiner Mahlzeit auch ein Nachtessen übrigläßt — er ist in Wirklichkeit aber überall anzutreffen. Man hört seinen



Ruf, wo immer der Wagen anhält, und wäre es auch nur für eine Stunde, gerade als ob er es wüßte, daß, wo Menschen sind, auch Nahrung für ihn ist. Ohne Zweifel sind meine Nachbarn hier den Spuren unserer Pferde gefolgt in der Voraussetzung, daß an unserer Haltestelle auch ein Abendessen für sie bereit sein wird.

„Sobald es dunkel wurde, fingen diese nächtlichen Strauchdiebe untereinander an, sich die leckern Bissen streitig zu machen, welche die Geier übriggelassen hatten. Diese waren ihnen wohl willkommen, aber die Kost genügte ihnen doch nicht ganz, denn ich konnte sie an dem die Giraffe bedeckenden Laubwerk zerren hören, und wer weiß, was den Geiern nicht gelungen war, mochte ihnen im Schutz der Dunkelheit gelingen. Ich wollte gerade dazwischenfeuern, in der Hoffnung, sie zu verschrecken, als eine andere verschiedene Art von Gebell, oder vielmehr lang ausgezogenes Geheul durch die Nacht zu mir drang. Wie oft hatte ich schon diesen Laut gehört! Es war das Lachen der großgefleckten Hyäne mit dickem Hals und so kräftigen Kinnbäcken, daß sie jeden Knochen zermalmen. Das gewöhnliche Mahl für die Hyänen in einem Menageriekäfig besteht aus den von Löwen, Tigern und Leoparden übriggelassenen Knochen, welche den Hyänen vorgeworfen und von ihnen bis auf den letzten Bissen aufgefressen werden. Es sind solche Kannibalen, daß wenn eine von ihnen verwundet wird oder eine kranke Stelle am Leibe hat, die andern sie lebendig auffressen, wenn sie nicht von ihnen getrennt wird.

„Als die Schakale hörten, daß die Hyäne Anspruch auf einen Teil der Mahlzeit erhebe, knurrten sie ihr verdrießlich ihre Antwort zu, etwa des Inhalts: «Du bist zu früh gekommen, wir haben die Knochen noch nicht für dich abgenagt. Setz dich und wir werden rasch fertig sein.» Aber der unliebsame Eindringling wollte von höflicher Abwehr nichts wissen, bestand vielmehr darauf, den Vorsitz bei Tisch zu übernehmen. Der Gedanke aber, mit einem so großen gemeinen Tier wie die Hyäne zu Abend zu essen, verstimmte die Schakale so, daß sie sich abwandten und abseits unter einem Strauch niedersetzten, um in stiller Verachtung zuzuschauen. Der Mond schien schon hell genug, daß ich sie dort einander beobachtend sitzen sehen konnte, während die Hyäne mit schelem Blick sich verstohlen nähernd erst tüchtig herum-

schnüffelte, bevor sie zugriff, dann aber sich selbst zu helfen begann. Da es aber nach meiner Meinung jetzt hohe Zeit war dazwischentretreten, um allen weiteren Auseinandersetzungen zwischen alten Bekannten vorzubeugen, so erhob ich meine Sprechtrumpete und sprach ein lautes, bleiernes, schweres, überzeugendes Wort, von dessen Zeitgemäßheit sich selbst die Hyäne überzeugen mußte. Sie heulte eine Entschuldigung und rannte weg in das hohe Gras, begleitet von den ebenfalls verstimmt Schakalen, welche so sehr erschreckt waren, daß sie erst gegen Tagesanbruch zurückkehrten.

„Der Rest der Nacht verlief in Grabesstille, kein Klang war zu hören, kein Blatt regte sich, die ganze Natur war in Schlaf gelullt. Stundenlang saß ich die Nachtwachen ab und schaute in den Mond, wie er seinen Silberbogen auf dem schwarzen Himmelsgewölbe beschrieb; zählte die Sterne, wie sie in majestätischer Prozeßion an mir vorüberzogen und lauschte nach einem Ton, welcher die Einförmigkeit des feierlichen Schweigens unterbrechen sollte, bis zuletzt meine eigenen Sinne demselben Zauber verfielen. Als ich bemerkte, daß meine Augenlider schwer wurden, gab ich mir Mühe, mich in meinem «schmalen Bett» sicher zu befestigen und überließ mich dann dem schmeichelnden Einfluß von Momus und Morpheus, welche meine Seele bald in das unbegrenzte Land der Träume entführten. Während sie frei wie die Phantasie dahinschweifte von einer Lieblingsstelle zur andern in diesem weiten Lande, fühlte ich mich plötzlich ohne alle Anstrengung meinerseits durch die kühle Luft dahinschweben. Ein großer Geier hatte mich gepackt und stieg mit weitem Flügelschlag höher und höher mit mir bis zur Region der Sterne. Dabei fühlte ich mich äußerst wohl, alles eitel Frieden und Behaglichkeit. Aber plötzlich ließen die Klauen des Vogels mich los. Mit der Geschwindigkeit des Stoßes eines Raubvogels schien ich durch den Raum herunterzuschiefen. Abwärts, abwärts, immer weiter stürzte ich zur Erde, ohnmächtig und schwindelig, bis ich krachend kopfüber in einen Baum fiel, um aufwachend zu entdecken, daß meine Füße von dem Zweige abgeglitten waren, auf welchem sie ruhten, und daß ich in aller Wirklichkeit auf den Boden gestürzt wäre, wenn ich mich nicht vorsorglich auf meinem Sitz festgebunden hätte. So war es noch gut abgegangen, nur der Geier war wirklich heruntergefallen und lag mit dem Gesicht auf dem Boden.

„Ein roter Strich am östlichen Horizont kündete als Vorläufer den nahen Anbruch des Tages an. Der «Morgenvogel» flog herum, nach Wärmern ausschauend, welche thöricht genug wären, ihn zu einem Frühstück zu verlocken. Mit scharfem, durchdringendem Gekreisch tauchte einer der doppelendigen Kamelvögel kopfüber in einen K'gung-Baum, wobei er mit seinem langen, starken, scharfen Schnabel und den ganz gleichgestalteten Schwanzfedern ausfah, als flöge er rückwärts. Man sieht diese Vögel nur im K'gung-Wald und dort auch nur in den Gegenden, welche die Heimat der stattlichen Giraffe sind; darum heißen sie «Kamelvögel» oder «Giraffenvögel».

„Um mir unter gewöhnlichen Umständen ein Exemplar derselben zu verschaffen, hätte ich sie mit einer Kugel erlegen müssen, was keine leichte Aufgabe war; aber hier hatte ich eine unerwartet günstige Gelegenheit, zu schießen. Allerdings mußte eine Kugel den Balg verletzen, aber wenn ich überhaupt einen Vogel haben wollte, so hatte ich keine Wahl. Während ich auf einen Schuß lauerte, sprangen etwa ein Duzend andere auf und alle setzten sich zusammen in einen Baum, immer höher flatternd und höchst aufgereggt kreischend. Ich kletterte deshalb in meinem Baume höher hinauf und versuchte durch die Zweige die Ursache ihrer Unruhe zu entdecken. Schlangen konnten sich so früh am Morgen noch nicht herausgewagt haben, die konnten sie nicht belästigen. Vielleicht hatten sie die Hyäne vom Abend vorher schlafen sehen. Plötzlich verließen einige Vögel den Baum, erhoben sich hoch in die Luft, schossen nacheinander auf eine besondere Stelle im Grase herunter und wiederholten rasch dasselbe Manöver. Sie gebardeten sich ganz rasend, da jeder den andern zu übertreffen suchte, indem er nach jener Stelle herunterschoß, ohne je bis zu ihr zu gelangen. Sorgfältig achtgebend konnte ich einen großen voll ausgewachsenen Löwen sich neben einem Grasbüschel hinschleichen sehen, auf der Spur unserer Pferde von gestern und gerade auf den Ort zu, wo die Giraffe lag, von deren Witterung er augenscheinlich angezogen wurde. Nicht weit davon deutete eine andere Schar Kamelvögel auf einen Punkt, wo ein zweiter Löwe folgte, und zuletzt entdeckte ich zwischen den beiden einen dritten. Nie zuvor war mir die Bedeutung des Sprichworts: «Vom Baum herunter sieht sich die Welt anders an» so klar geworden. Drei große gierige Katzen sich geradeswegs nach dem Platze schleichen

sehen, wo ich zufällig im Hinterhalt saß, das gab eine unerwartete Aufregung.

«Sie spürten schleichend vorwärts, in einer Linie, der größere Löwe voran, ein prächtiges Exemplar jener lohfarbenen, kurzbeinigen, dunkeln, rauchmähnigen, dickköpfigen Art. Als sie eine offene Stelle passierten, drückten sie sich nieder auf den Bauch, während die Vögel ihr Geschrei verdoppelten und mit steigender Wut auf sie niederstürzten, gerade als ob die Sache sie selbst angehe. Dann kamen sie hinter eine Baumgruppe, welche sie meinem Blick entzog; währenddem kletterte ich auf meinen Sitz vom Abend vorher hinunter und überzeugte mich von dem guten Zustande meiner Büchse. Die nächsten drei bis vier Minuten schienen mir eine Stunde zu dauern. Ich wußte, daß die Löwen auf meinen Baum zuschlichen, konnte sie aber nicht sehen und wartete ängstlich auf ihr Wiedererscheinen. Da sah ich den Führer, den Rücken etwas nach mir gekehrt, vorsichtig nach seiner Beute kriechen und nahezu in Sprungweite angekommen plötzlich anhalten. Wartete er auf seine Kameraden, daß sie zu ihm stoßen sollten? Still wie der Tod liegt er kauernnd da. Warum springt er nicht ein? Sieh! Dort rechts von jenseits kommt einer seiner Gefährten, und dort halbwegs zwischen ihnen der dritte! Man denke sich diesen Verstand der wilden Gesellen, die im Halbkreise angreifen. Nachdem ich dies gesehen, wird niemand mir den Glauben beibringen, daß Tiere nicht denken können. Es mußte auf einer verabredeten Anordnung beruhen, daß sie ihre Formation in einfacher Linie geändert und sich um ihre Beute verteilt hatten, nachdem die Bitterung ihnen klar gemacht, daß sie mit einem Sprunge zu erreichen sei, und der Anführer wartete offenbar, bis die andern auf die ihnen angewiesenen Plätze eingerückt seien, sodaß sie alle auf einmal angreifen könnten, und wenn ein Sprung fehlging, das erschrockene Tier dem einen oder dem andern entgegengetrieben würde. Jetzt rückten sie wieder gleichzeitig vor und machten sich immer kleiner und kleiner, so dicht drückten sie sich an die Erde. Ich hätte wissen mögen, ob sie wohl ihren Atem ebenso anhielten wie ich! Dann sprang mit einem plötzlichen Satz der größte Löwe frei über den Haufen Laubholz hinweg und kam brüllend an der andern Seite zur Erde. In einigen Sätzen waren die andern bei ihm, alle drei brüllten, daß die Luft erzitterte und die Erde zu beben schien, wie sie den Boden mit den Vorder-



Löwen beim Giraffenschmaus.



tazen aufwühlten. Brüllten sie vor Schrecken oder vor Enttäuschung? Bald machte das Brüllen einem scharfen kollernden Reuchen Platz, als wenn ihnen etwas in der Kehle stecken geblieben wäre, wobei sie jeden Laut mit einem Schauer Sand begleiteten, indem sie die Erde plötzlich mit beiden Tazen zugleich aufwarfen. Dann schien die Wut ausgetobt zu haben und sie schnüffelten still um den Haufen herum, unter welchem die tote Giraffe lag. Der größte Löwe begnügte sich damit, den geronnenen Schweiß aufzulecken, welchen Schafale und Geier übriggelassen hatten, während die andern den Rest des Gescheides verschlangen.

„Wie gern hätte ich Lulu mit seiner Camera hier gesehen! Was für ein einziges Bild hätte diese Scene geliefert! Während ich an ihn dachte, drehte ich unwillkürlich den Kopf herum, um zu sehen, wie hoch die Sonne bereits sei, — sie stand in der That schon eine Strecke über den Sandhügeln und die Wagen konnten sicher nicht mehr fern sein. Nach der Richtung ausschauend, woher sie kommen mußten, sah ich sie auf der andern Seite einer Sanddüne heranzufahren, welche etwa 60 Schritt von mir entfernt war. Plötzlich hielten sie an und wendeten um, während Lulu durch das Gras rannte, die Camera auf den Schultern und Frig hinterher; die übrigen drängten sich um den Wagen zusammen. Augenscheinlich hatten sie die Löwenbrüllen hören und Lulu, der keine Gefahr scheute, um seinen Traum zu verwirklichen, ein Porträt von «Leo bei sich zu Hause» zu erhalten, war vorwärts gestürzt, um sich die Gelegenheit zu Nutzen zu machen. Mit welcher Angst überwachte ich seine Bewegungen, da ich hätte wissen mögen, ob er die Gefahr wohl sah, in welche er hineinrannte, und wie gern hätte ich ihm eine Warnung zugerufen! Endlich blieb er nahe dem Ramm der Sanddüne stehen und das Glitzern der Linse im Sonnenlicht deutete mir an, daß er die Gruppe einstellte. Mich zu den Löwen wendend sah ich den größten damit beschäftigt, ein Loch in die Schulter der Giraffe zu reißen, wobei er natürlich das Fell verdarb, auf welches Jan so sehr für seine Schuhsohlen gerechnet hatte. Darauf zur Camera zurückschauend sah ich Lulu so kühl wie im Laboratorium an der Arbeit und in diesem Augenblick gerade den Deckel abheben: er hatte augenscheinlich bereits ein Bild erhalten und wollte ein anderes herstellen.

„In der nächsten halben Minute hoben er und Frig

ihre Büchsen empor, und wenn ich nicht gleichzeitig feuerte, so mochten sie die Löwen verschrecken. Ich zielte also rasch hinter den Vorderlauf des größten und wollte gerade den Drücker ziehen, als Pang! Pang! ihre beiden Büchsen knallten und meine fast gleichzeitig mit dem letzten Schuß losging.

„Die Löwen sprangen in die Höhe, erhoben ein donnerartiges Gebrüll, und einer sprang einige Schritte zurück auf die Stelle zu, wo eine Kugel in den Boden geschlagen war. Als sie dastanden, mit ihren Schweifen die Flanken peitschend und leises heiseres Knurren ausstoßend, fiel ein Schuß nach dem andern. Ich war sicher, nicht jedesmal vorbeigeschossen zu haben, obwohl kein sichtbares Zeichen verriet, daß sie verwundet waren. Darauf nahm der alte Löwe Lulu geradeswegs an. Solange ich es wagen durfte, schickte ich meine Kugeln ihm nach, bis ich fürchten mußte, Lulu oder dessen Begleiter statt seiner zu töten. Mit raschen Sprüngen, den Schweif zwischen den Beinen, war der Löwe bald in seiner Nähe, als auch sie aufhörten zu feuern und Lulu sich anschickte, noch eine photographische Aufnahme zu machen, während Fritz kaltblütig wie ein gedienter deutscher Soldat neben ihm stehen blieb, um auf Ordre zu warten. Welche Tollheit! Was konnte sie veranlassen, sich solcher Gefahr auszusetzen! Ich konnte nicht länger an mich halten, sondern rief mit aller Kraft meiner Lungen:

„Ihr Narren! Gebt Feuer! Schießt oder ihr seid beide des Todes!“

„Noch bevor die Worte verflungen waren, hatte Lulu das schwarze Tuch sich über den Kopf geworfen und mit seiner Camera einige Sätze vorwärts gemacht, indem er die langen dünnen Beine vor dem wütenden Tier hin- und herschwang. Welche Tollkühnheit! Sie sah ihm ähnlich; er wußte nie was Furcht war. Van hatte uns einige Tage vorher von einem Mann erzählt, der einem Löwen begegnete und dadurch, daß er sich vornüber beugte und rückwärts auf ihn zulief und gleichzeitig einen großen schwarzen Hut hin- und herschwang, ihn weggeschreckt habe; aber mit Überlegung dies Verfahren an sich selbst probieren ist ein anderes Ding.

„Plötzlich bleibt der Löwe stehen, peitscht die Flanken mit seinem Schweif und dreht sich auf einmal um. Hurra! er kommt in vollem Laufe auf mich los. Pang! knallt die Büchse



von Lulus Begleiter, Pang! Pang! und wieder und wieder antwortet meine. Aber das Untier bleibt nicht eher stehen als neben der Giraffe, wo die beiden andern die ganze Zeit über den Ausgang des Kampfes abgewartet haben. Er mußte neunzehn — oder auch nur die übliche Katzenzahl von neun — Leben haben, um ein solches Büchsenfeuer auszuhalten; meine Nummer 40 schien auf ihn nicht mehr Wirkung zu haben, als hätte ich mit Erbsen geschossen. Da stand er, uns Trotz bietend, aber anscheinend nicht mehr fähig einen Entschluß darüber zu fassen, ob er noch einmal angreifen oder den Rückzug antreten sollte. Ich sandte erst dem einen, dann dem andern seiner feigen Gefährten eine Kugel zu; sie flohen auf der Stelle und überließen es ihrem Führer, den Strauß mit uns allein auszufechten. Mittlerweile hatte sich Fritz hinter den flüchtigen Löwen aufgemacht und rief mit lauter Stimme:

„Heda, wo sind sie?“

„Alle fort bis auf den einen“, rief ich zurück, „und da ist er“, meine Worte mit einem andern Schuß auf den verlassenen König begleitend, wobei ich diesmal aber sorgfältig zwischen die Lichter gezielt hatte.

„Ich hatte noch nicht Zeit gehabt, die Wirkung meines Schusses zu erkennen, als Pang! es wieder gerade unter mir knallte, daß ich von meinem Sitz in die Höhe fuhr. Einer der Buschmänner war bis zu mir vorwärts geschlichen mit seinem Vorderlader, welcher ein Kaliber hatte wie eine kleine Kanone.

„Schnell!“ rief ich. „Werft das Gewehr weg und klettert herauf oder ihr seid ein verlorener Mann“; aber anstatt zu gehorchen, war er hinter einen Dornenbusch gerannt. Der Löwe sprang ihm nach, machte aber plötzlich halt — um nie mehr weiter zu gehen — und brach tot zusammen.

„Ich glaube kaum, mich jemals rascher in Bewegung gesetzt zu haben, als wie ich von jenem Baum heruntersprang und unterwegs ausrief: «Kommt her, er ist verendet!» In einem Augenblick war Lulu bei mir und sein Begleiter keuchte hart hinter ihm her. Den Buschmann zurückschickend, um den Wagen zu holen und die faulen feigen Bastards zur Eile anzutreiben, welche die ganze Zeit über zu unserm Beistand kein Glied gerührt hatten, obgleich ihnen Lulus Gefahr bekannt sein mußte, wandte ich mich zu Lulu mit den Worten:

„Es ist doch das reinste Glück, daß Sie jetzt nicht in dem Magen dieses Katzenexemplars aufgehoben stecken. Sie sind wirklich zu tollkühn!“

„Nein“, erwiderte er, «ich bekenne mich schuldig in bezug auf das «kühn», aber nicht auf das «toll», sonst möchte ich mich allerdings im Vorzimmer zu dem Magen dieser lothfarbigen rauhebeinigen Majestät befinden. Sie müssen mir keinen Vorwurf machen, denn ich setze jeden Tag meine Camera gegen Ihre Büchse ein. Sie feuerten von der einen und hier unser Begleiter von der andern Seite wie toll auf den Löwen los und konnten ihn nicht zum Stillstand bringen, während ich nichts weiter that, als daß ich meinen Dreifuß gegen ihn schüttelte, und er blieb stehen wie festgewurzelt. Wäre er auf die Camera losgesprungen, so wäre ich unter ihm durchgeschlüpft. Wo waren Sie aber all die Zeit über?»

„Auf jenem Baum; ich schlief dort die ganze Nacht und wäre heruntergefallen, wenn dieser Riemen mich nicht gehalten hätte.“

„Das sieht Ihnen ähnlich; immer bei thörichter Hantierung. Sie sind eigentlich alt genug, um etwas Besseres vorzunehmen. Kommen Sie, wir wollen das Tier einmal untersuchen, ob Sie es denn überhaupt getroffen haben oder ob es vor Angst gestorben ist.“

„Einen Augenblick; kommen Sie erst und helfen Sie mir die Strecke messen, welche es übersprungen hat. Der Löwe sprang frei über die Giraffe weg von dieser Stelle und landete wieder an der andern Seite. Sie sehen seine Fußspuren ganz deutlich.“

„Wir maßen sorgfältig die Strecke, die nicht weniger als 7,2 m betrug.“

„Wir halfen dann alle beim Abhäuten des Löwen, aber bevor wir fertig waren, kamen die Wagen heran.“

„Am andern Morgen tummelten wir uns früh. Die Bäume sahen aus wie Trauerweiden, so bogen sich ihre Zweige unter dem Gewicht der zum Trocknen aufgehängten langen Fleischstücke von der Giraffe — einige davon bekamen wir schon zum Frühstück, brieten sie in der Asche und spülten sie mit Kalahariwein, d. h. dem Saft der gebratenen Sama, hinunter. Bevor die große Spenderin des Lichts und der Hitze sich von ihrem Lager erhoben hatte, waren wir auf dem Marsch über eine weite Gras-

ebene und fuhren auf ein Kopje zu, bis wohin wir jedoch zwei volle Stunden gebrauchten, obgleich es nur «gerade da hinüber» lag. Am Fuße des Hügels trafen wir zwischen einem Buschdickicht mit rosinenartigen Beeren eine Herde Gnus an, deren Neugierde sich gar groß erwies. Sie trabten langsam hinter uns her, machten in 50 Schritt Entfernung halt, warfen sich herum, schnaubten und plägten mit den Hufen auf den Boden. Ich hob meine Büchse und nahm einen prächtigen alten blauen Vock aufs Korn und wollte gerade feuern, als Jan rief: «Gernach, Sieur, feuern Sie nicht; wir können sie jederzeit haben. Ein Kamel (Giraffe) kann in der Nähe sein, und der Knall würde es verjagen. Wir müssen heute mitten unter sie geraten, bevor sie uns sehen, dann werden Sie sich überzeugen, daß sie nicht halb so schnell laufen, und wir werden sie zu unsern Wagen treiben können.» Wir ließen also die uns herausfordernden Tiere uns ferner nachäugen und ritten langsam die steile Sanddüne hinan.“

Im Verfolg dieses Jagdtages stießen die Jäger noch auf eine Herde von fünf Giraffen, deren Fährten sie schon gestern gesehen hatten, erlegten einen alten Hengst nebst drei Stuten, und hätten eine junge noch säugende Giraffe lebendig fangen können, wenn sie sich nicht so tapfer mit ihrem langen Hals und Kopf gegen unziemliche Annäherung gewehrt und dadurch, sowie durch ihre Jugend das Mitleid des Jagdherrn Farini erregt hätte, der sie dem Veldcornet für eine spätere Begegnung, wenn sie mehr Wert in den Augen der Bastards haben würde, aufsparen hieß. Das Junge folgte noch längere Zeit den Jägern, welche die Witterung von den erlegten Alttieren an sich hatten, bis diese zu den Wagen zurückkehrten, wo die vier Giraffen zum Abhäuten und Zerwirken bereit lagen. Alle machten sich an die Arbeit, einige bereiteten das Mittagessen, andere arbeiteten eifrig mit den Messern. Die Haut, welche auf dem Rücken und Nacken nahezu  $2\frac{1}{2}$  cm dick war und zu deren Ausspannung zwei Mann nötig waren, während die andern sie vom Körper ablösten, wurde von einer Seite auf einmal abgelöst, indem man einen Rundschnitt ausführte vom Hinterkopf längs des Nackens und durch die kurze Mähne den Rücken herunter bis zur Schwanzwurzel und von da mitten am Bauche hin und hinauf bis zum Schlund. War dann die Haut von der obern Seite entfernt, so schnitten sie das Wild an, zogen erst das Gescheide heraus und schärften darauf das Wildpret lagen-

weise von den Knochen der Vorder- und Hinterläufe fort; dann folgte das Ziemer längs des Rückgrats, und zuletzt wurden die Rippen durchgeschärft. Dadurch wurde das Gewicht so vermindert, daß sechs Mann den Körper umwenden konnten. Das in lange Streifen zerschnittene Wildpret wurde an jeder erreichbaren Stelle aufgehängt, auf Büschen und Bäumen, auf Tauen und Wagenketten, bis man nach keiner Richtung ausschauen konnte, ohne auf Quirlanden von Fleischstreifen zu stoßen, welche wie riesige Würste in einem Fleischerladen aussahen.

Soviel über die Giraffenjagd. Da wir an einer andern Stelle dieses Werkes noch vielerlei über Elefanten-, Büffel- und Rhinocerosjagden hören werden, so verzichten wir lieber hier darauf, auf die verschiedenen Abenteuer bei diesen Jagden auf Dickhäuter einzugehen. Unter allen weißen Jägern ist übrigens der einheimische Boer mit seiner unermüdblichen Ausdauer, seiner allen Fährnissen trotgenden Gewandtheit und der vollen List, Verschlagenheit und Vorsicht des jagdgerechten Weidmanns der unbestrittene Jagdkönig.

Mit seinen vorzüglichen Waffen leistet freilich Mohr auch manchen vortrefflichen Schuß, so einmal als er ein flüchtendes Krokodil vor dem Wasser mitten durchschießt, daß es sofort Bauch nach oben im Flusse abwärts treibt, oder zu anderer Zeit Büffel und Löwen mit einem einzigen Schusse niederstreckt, daß sie im Feuer zusammenbrechen.

Eine große Rolle in allen Jagdgeschichten des Südens spielen die so häufigen Schlangen. Ernst von Weber hat sich von dem deutschen Missionar Posselt einiges darüber berichten lassen, da ihn das Thema der Schlangen sehr interessiert.

Eine Schlange, welche die Zulus Imamba nennen, ist der Schrecken aller Eingeborenen dieser Gegend. Sie hat eine Länge von ungefähr 10—15 Fuß und die Dicke eines Mannsarms; ihre Farbe und Zeichnung ist gerade wie ein schwärzlicher geädertter Marmor ohne Politur. Sie ist außerordentlich wild und kühn. Entgegen der Gewohnheit der meisten Giftschlangen, bei der Annäherung eines Menschen zu entfliehen, lauert die Imamba ausdrücklich auf ihn und greift ihn an. Ihr Biß ist ein Todesurteil ohne Rettung, und der stärkste Mann pflegt ihm binnen einer halben Stunde zu erliegen. Die Eingeborenen, welche gegen die Bisse anderer Schlangen so gute Mittel haben, besitzen keins gegen das Gift der Imamba und erschrecken daher selbst, wenn sie eine solche

nur tot im Grase finden. Eine junge Negerin, die gerade ihren Erstgeborenen nährte und in Diensten des Herrn Posselt war, hing eines Morgens die Wäsche ganz nahe am Hause zum Trocknen in der Sonne auf. Plötzlich hörte man sie laut aufschreien, mit einem so durch Mark und Bein dringenden Schmerzenstone, daß die ganze Familie des Herrn Posselt unter die Veranda hinauslief, um zu sehen, was es gäbe. Ein trauriges Schauspiel bot sich ihren Augen. Die junge Frau lag der Länge lang unbe-



Beim Fleischtrocknen.

weglich auf dem Boden — sie war tot. Im hohen Grase sah man es rasch wie einen Blitz hinzucken, wie wenn etwas Lebendiges darunter hinschlüpfte; die wellenförmige Bewegung der Grasshalme pflanzte sich reißend schnell fort und verschwand dann in der Ferne. Die Imamba hatte ein neues Opfer gefordert, und die junge Kafferin, noch vor zehn Minuten frisch, gesund und heiter, wurde als Leichnam in das Haus zurückgetragen.

Als Herr Posselt eines Abends nach dem Essen die Thür seiner nach dem Garten hinausliegenden Schlafstube öffnete, sah er in der gegenüberliegenden Ecke etwas wie eine Säule von schwarzem

Marmor an die weigetnchte Wand angelehnt. Von Schrecken ergriffen schlug er die Thür wieder zu, denn es konnte nur eine Imamba sein, die sich eingeschlichen hatte und ihr Opfer erwartete. Die Schlange ist mit einer kolossalen Muskelkraft begabt und pflegt, wenn sie einen Menschen sich gegenübersieht, sich in ihrem untern Teile reifenfrmig zusammenzurollen, den obern Teil ihres Körpers aber wie eine gerade Säule steif emporzustrecken. In dieser Stellung schnellt sie dann den Kopf zu blitzschnellem Bisse gegen ihr Opfer vor und verschwindet hierauf rasch und spurlos wie ein Wirbelwind. Das Ungetüm offen anzugreifen, wäre also sehr gefährlich gewesen, und Herr Posselt entschied sich dafür, durch das Fenster mit gutgezielten Schüssen dem Leben der Schlange ein Ende zu machen.

Herr Posselt ist übrigens der Ansicht, daß die Opfer der Imamba wenig oder gar nicht zu leiden haben und daß ihr Gift nach seinem Eintritt ins Blut unmittelbar und sofort das Gehirn paralytisiert. Diejenigen Personen, die nicht sofort sterben, zeigen nämlich nach dem Bisse eine Schlaftrunkenheit und absolute Gefühllosigkeit, welche bald in den Tod übergeht.

Während die Imamba eine besondere Vorliebe für Menschenmord zu haben scheint, begnügt sich eine andere hier häufige Schlange, die Riesenschlange (*Python natalensis*), mit weniger kostbaren Opfern.

Ein alter englischer Doktor, der in dieser Gegend lebte, saß eines Abends unter seiner Veranda, um vor dem Schlafengehen noch ein Journal zu durchbltern, als er plglich durch einen Heidenlrm aus seinem Nachdenken aufgeweckt wurde. Der Spektakel kam aus der Gegend des Hhnerbaums. Der Doktor nahm eine Laterne zur Hand und begab sich eiligst zum Baume, um zu sehen, was es eigentlich gäbe. Er fand die ganze Hühner-, Pfauen- und Trutengesellschaft in größter Verwirrung und Aufregung auf dem Fußboden durcheinanderlaufen; alle hatten den Baum verlassen, worauf der Doktor eine große Boa, halb um einen der Äste gerollt, bemerkte, die eben ein Hhn in ihren Leib hinunterwrgte, wovon ihr noch der eine Flügel zum Rachen heraushing. Diese in hungerigem Zustande mit so kolossaler Muskelkraft begabte Schlange wird, wenn sie sich satt gefressen, so phlegmatisch und schlaftrunken, wie es scheint inolge sehr langsamer Verdauung, daß dann ein schwaches Kind sich ihr ohne

Gefahr nahen und sie tot schlagen kann. Im vorliegenden Falle war es daher für den Doktor ein Leichtes, sein Hühnervolk von



Boa.

dem ungebeten und gefährlichen Gaste durch einen Pistolenschuß, der ihm den Kopf zerschmetterte, zu befreien.

Von einer sogenannten Speischlange, welche ihre Verfolger

mit giftigem Speichel anspricht, bringt Mohr eine Erzählung aus einer Kapzeitung:

„Im Jahre 1842 wohnte ich am Point des Hafens von Durban auf derselben Stelle, die jetzt der Portkapitän inne hat, als ich eine Schlange in einem Nebengebäude bemerkte. Nach kurzer Jagd gelang es dem nun verstorbenen Herrn George Cadle dieselbe beim Schwanz festzuhalten, indem er eine Gartenharke darauf drückte. Da Kopf und Körper jetzt zum Theil hinter einer leer stehenden alten Kiste lagen, so versuchte ich das Reptil zu töten, indem ich mit einem Stücke Holz zwischen der Kiste und der Hauswand niederstieß, und während ich so beschäftigt war und niederschaute, vernahm ich ein leises Geräusch und gleich darauf flog mir Feuchtigkeit ins Gesicht und in mein rechtes Auge. Ich glaube, geschmolzenes Blei hätte mir keine furchtbarern Schmerzen verursachen können, als wie ich nun für eine Zeitlang auszustehen hatte, obgleich ich auf der Stelle bemüht war, die Wirkung des Giftes abzuschwächen durch fortwährende und anhaltende Douchen kalten Wassers. Mein Gefährte setzte die Jagd fort, ich aber eilte zum Pointhospital, erhielt etwas Goulardlösung und Laudanum, hiermit sättigte ich ein Tuch, drückte es aufs Auge und ging zurück; die Jagd war ungefähr zu Ende, meine Frau hob gerade mit der Harke ein schweres Stück Holz in die Höhe, als Herr Cadle sich zum Schuß fertig machte. Jetzt übernahm ich die Rolle meiner Frau, mit der einen Hand bedeckte ich mein krankes Auge, mit der andern faßte ich die Harke, hob das Holz in die Höhe und legte das Reptil frei, während nun Cadle loschoß. Im selben Moment sah ich mit dem gesunden Auge abermals Schlangenspeichel nach ihm hinsiegen, und wir fanden nach sorgfältiger Messung die Distanz etwas über acht Fuß. Ein Bekannter befand sich gerade am Point, er lief zum Hügel hinauf, die Schlange zu sehen und erkannte sie sofort als den giftigen Ringhals oder die Speischlange der Kolonisten. Mein Auge erholte sich nach einigen Tagen, doch litt ich noch längere Zeit an Schwäche desselben.“

Die Eingeborenen der Kalahari sind überzeugt, daß das beste Gegengift gegen den Biß der Giftschlangen deren eigenes Gift sei, welches sie sich auf geheimnisvolle Art zubereiten, wie Farini erzählt.

„Als wir die Wagen erreichten, sagte uns Kert, die Busch-



männer seien weggegangen, um Vorbereitungen zu treffen, und wir möchten ihnen nur rasch nachlaufen, denn sie seien sehr bemüht, alles vor der Rückkehr der Jäger abzumachen, welche sie über ihre Verfahrensweise nicht gern aufklären wollten. Wir ließen uns also von ihm führen und folgten ihm schweigend über verschiedene Sanddünen bis zu einem hohen Kopje, an dessen Fuß ein Haufen dicker dunkelgrüner K'gungsbäume und grüner Stachelbüsche stand. Nach ihrem gespenstigen, vom Wetter mitgenommenen Äußern zu schließen, mußten diese bewaffneten Wächter seit Jahrhunderten im Dienst gewesen sein, um über die feierliche schwarze Umgebung zu wachen. Um uns hindurchzustehlen, mußten wir auf Händen und Knien kriechen, wobei die stacheligen Zweige uns bald am Arm, bald am Beine packten, als ob sie unser Recht zum Eintritt in Frage stellen wollten, bis wir plötzlich an eine offene Stelle kamen, wo wir alle unsere Buschmänner um ein Feuer sitzen sahen, als ob sie auf jemand warteten. Der alte Aert schnitt einige Grimassen, worauf sie zu unserm Empfange sich alle erhoben, ohne jedoch ein Wort zu sprechen; darauf luden sie uns durch Geberden zum Niedersetzen ein, legten aber den Finger quer über die Lippen zum Zeichen, daß wir uns still verhalten möchten.

„Vor ihnen lagen 30—40 große Zwiebeln, welche ich als die Giftzwiebel mit den fächerartigen Blättern erkannte, die eine so schöne Blume trägt. Die Wurzelenden waren abgeschnitten und auf die seidenartig aussehenden trockenen Blätter gelegt, welche sie von der äußern Hülle der Zwiebel entfernt hatten und auf welche eine milchartige Flüssigkeit langsam sich ergoß.

„Als der Saft aufhörte zu tröpfeln, wurden einige neue Schnitte von etwa einem Zoll Dicke abgeschnitten, worauf der Saft von neuem zu fließen begann, und so ging es fort, bis die Zwiebel ausgelaufen war. Bei jedem neuen Schnitt tanzten die Buschmänner in der Runde, wobei sie eine Art Grunzen ausstießen und durch das Stampfen mit ihren Fersen Takt hielten. Ungefähr 2 Quart der milchartigen Ausschwigung wurden so in einem unserer runden eisernen Töpfe gesammelt, welche wir bis jetzt zur Aufbewahrung unserer Wagenschmiere benutzt hatten, und darauf ans Feuer gesetzt. Der kleine Korap besorgte den Topf, hob ihn dann und wann in die Höhe, damit er nicht überkochte, während die andern eine Stelle von etwa einem Quadratmeter

säuberten und ein Hyänenfell mit den Haaren nach unten darauflegten. Darauf nahm jeder von einem alten Horn oder einem andern Aufhängehaken eine Anzahl getrockneter Schlangengiftbeutel, welche wie kleine Fexen schmutziger Lumpen oder Felle ausfahen, und warf sie hin auf das Fell nebst zwei Stücken Schilf von etwa 15 cm Länge. Nachdem dies geschehen war, verschwanden zwei Leute in dem dichten Busch, kamen aber gleich zurück mit 4 Schlangen, 2 langen gelben, einer Puffotter und einer schwarzen Cobra, welche alle erst kurz vorher getödtet zu sein schienen. Unter Händeklatschen warfen sie dieselben nieder und begaben sich dann eifrig daran, den Schlangen die Köpfe abzuschneiden und die Giftbeutel so geschickt auszulösen, wie ein Student der Medizin einen Muskel bloßlegen würde. Die Giftbeutel wurden auf das Fell gelegt, um welches alle sich wieder niedergesetzt hatten, indem sie eine Art einstimmigen Geistergesang ausführten, wobei sie Takt hielten durch Klatschen mit den Händen und jeder seinen Ton so lange aushielt, als es der Atem gestattete, worauf er mit einem Ruck und einem Grunzen aufhörte, um von neuem Atem zu holen. Diese Ceremonie wurde wohl eine Stunde lang fortgesetzt und dadurch recht langweilig für uns, als plötzlich der kleine Korap in die Hände klatschte. Augenblicklich hörte der Gesang auf, und aufgreifend was auf dem Felle lag, liefen sie zum Gifttopf, den Korap beständig umrührte und in welchen jeder, unter Stampfen und Grunzen einer hinter den andern tretend, seinen Beitrag zum Stoff des Zauberdoctors warf. Der eine war mit den Schilfstücken allein zurückgeblieben; er spaltete sie und steckte die Enden dann ineinander, bis er überzeugt war, daß der ganze Inhalt in den Topf ausgeleert sei, und endlich kam zu allerlezt der Mann mit den Giftbeuteln. Sobald auch diese in den Kessel geworfen waren, warf Korap rasch ein Fell über ihn, hob ihn ab und stellte ihn auf das Fell, wohin die andern nachfolgten. Während er den Topf schüttelte, tanzten die andern um ihn herum, bald wahnsinnig schreiend und gestikulierend, bald alle möglichen Stellungen annehmend, um die Zuckungen an Gift sterbender Tiere darzustellen. Diese Pantomimen wurden so gut durchgeführt, daß wir die verschiedenen von ihnen nachgeahmten Tiere erkennen konnten.

„Dies wurde etwa 30 Minuten fortgesetzt und dann gab ein anderer Schlag Koraps, diesmal auf den Topf, das Zeichen

zum Aufhören, das sie augenblicklich befolgten und worauf sie sich auf dem Fell rund um den Topf auf ihre Knie niederließen. Der Überwurf wurde nun entfernt und Kert lud uns ein näherzutreten. Jeder tauchte einen kleinen Zweig hinein, drehte denselben um und zog ihn dann mit einem Tropfen der anhängenden zähen Substanz wieder heraus, um ihn ans Licht zu halten und auf seine Güte zu prüfen, gerade wie die Weinküfer es mit dem Wein machen, nur daß sie nicht davon kosteten. Nachdem ihn alle für gut erklärt hatten, holten sie aus einem Beutel von Tierfell eine rot aussehende Substanz so fein wie Mehl hervor, schütteten sie hinein und rührten, bis die Mischung soweit wie nötig eingedickt war. Bis zu diesem Moment war noch kein Wort gesprochen worden, jetzt aber fingen sie an zu plaudern und gaben mir Gelegenheit Fragen zu stellen, denn ich brannte vor Neugierde, zu wissen was das Schilf enthalten hätte und was das für ein Pulver sei.

„Was war in den Schilfstücken?“ fragte ich Kert.

„Das ist, Sieur, gerade das, was die Buschmänner vom Langen Berg gebrauchen. Es ist eine Spinne, welche in den Felsen ihrer Berge lebt. Die Buschmänner der Kolonie, unter welchen ich groß geworden bin, gebrauchen es nie, benutzen dagegen die Milch vom Giftboom, welcher auf den Bergen längs des Dranjesslusses wächst. Wir kochen sie ein, bis sie so dick wird wie die Milch von diesem Giftball (Giftwiebel). Dazu fügen wir Schlangengift, wie Sie gesehen haben. Es ist nicht gerade nötig, das Spinnen- oder Schlangengift hineinzuthun, weil der gehörig eingedickte Saft von dem Giftball oder dem Giftboom allein schon alles tötet; aber es wirkt nicht so schnell, wenn das Schlangengift nicht hinzugegeben wird.“

„Nun, Kert, woraus besteht das auch zugegebene rote Pulver?“

„Das ist ein rotes Gestein, welches sie fein mahlen, um das Gift damit dicker zu machen. Im abgekühlten Zustande verhärtet sich die Masse, und wenn sie sie auf die Pfeile schmieren wollen, so erwärmen sie sie vorher, um sie so weich zu machen, daß sie sich schmieren läßt. Haben Sie eine Minute Geduld, dann können Sie alle ihre Pfeile einschmieren sehen, bevor die Masse kalt und steif wird. Das übrigbleibende rollen sie zu Kugeln zusammen, von denen jeder einige zu sich steckt. Sieur muß jetzt aufpassen, sie fangen an zu schmieren.“

„Das Gift war gerade so dick geworden, daß es sich gleichmäßig auf den Pfeilspitzen verteilen ließ, wenn es mit einem Stück Fell darauf eingerieben wurde. Die Pfeilspitzen werden von schwerem harten Holz in der Länge von 15 cm angefertigt, mit einem flachen eingelegten Stückchen Zinnblech an der Spitze besetzt, welches noch mit Gummi befestigt wird. Diese Spitzen werden abgetrennt vom Schaft gemacht; letzterer besteht aus einem langen leichten hohlen Schilfrohr, trägt Federn bloß an einer Seite und die Spitzen werden erst aufgesetzt, wenn der Pfeil gebraucht werden soll.

„Nachdem alle Pfeilspitzen eingeschmiert waren, wurden sie zum Trocknen in die Sonne gelegt, wobei Kert mir nachher zur Erläuterung mitteilte, daß, obwohl jetzt die Pfeilspitzen zum Trocknen in die Sonne gelegt wurden, das Gift doch nicht gut würde, wenn die Sonne vor der Fertigstellung desselben darauf schiene, und daß dies einer der Gründe sei, warum sie einen abgelegenen schattigen Platz für die Ceremonien aussuchten. Darauf wurde der Rest des Giftes verteilt, sodaß jedes Mitglied der Gesellschaft, ich selber eingeschlossen, gleichen Anteil erhielt.“

Die Eingeborenen haben aber auch ihre guten Gründe, an die Wirksamkeit ihres Gegengifts zu glauben. „Drei Dchjen wurden, erzählt Farini, eines Tags von Schlangen gebissen. Ein Buschmann übernahm die Kur und machte zu dem Ende mit dem Messer einige Einschnitte um die Bißstelle, die an der Geschwulst leicht zu erkennen war, und rieb die Schnittwunde mit dem trockenen Giftpulver einer andern Schlange ein. Nach wenig Stunden gab die Geschwulst völlig nach und das Tier war bald so wohlthun, wie sein halbverhungertes Zustand es ihm im übrigen erlaubte. Ich gestattete mir einige Zweifel, ob diese Kur auch bei giftigen Schlangen ausreichen würde, aber der Buschmann bestätigte das auch und sagte, er fürchte sich nicht, von irgend einer Schlange im Lande gebissen zu werden, solange sein Giftbeutel noch mit dem Gift anderer Schlangen als Gegengift gefüllt sei. Am nächsten Tage schon konnte ich ihn beim Wort nehmen.

„Während wir vor den Wagen plauderten, sah ich eine vollständig ausgewachsene Capella oder «Spungh-Slange» unter einer Bank liegen und rief dem Buschmann zu:

„Fange diese Schlange lebendig; du fürchtest dich nicht, nicht wahr?“

„Nein, Baas“, erwiderte er, „ich fürchte mich nicht, ich fange sie für eine Rolle Tabak.“

„Um nicht etwa an seinem Tode beteiligt zu sein, weigerte ich mich ihn zu bestechen und holte lieber die Fuhrmannspeitsche her, um sie damit zu erschlagen. Kaum war ich zurück, so stieß er sie mit seinem nackten Fuß, worauf das fürchterliche Reptil ihn biß. In aller Kaltblütigkeit zog er seinen Giftbeutel hervor, zerrieb etwas vom Inhalt zu Pulver, stach in der Nähe des Bisses mehrfach in seinen Fuß und rieb dann das Giftpulver gerade wie bei den Ochsen ein. Während ich aber der Schlange vermitteltst meines Peitschenstiels die Gelegenheit benahm, jemals wieder zu beißen, nahm der Buschmann, nachdem er der Schlange die Giftzähne ausgebrochen hatte, einen Tropfen von dem Gift aus ihrem Giftfack zu sich, worauf er in einen mehrstündigen Schlaf versiel. Anfangs nahm die Geschwulst an der Wunde sehr stark zu, nach einiger Zeit ließ sie aber nach und am andern Morgen impfte er sich nochmals ein. Am Abend verschwand die Geschwulst völlig, und nach vier Tagen war er wieder so wohllauf wie je.“

Auch eine gewisse kleine Eidechse, Naube genannt, wird getrocknet und pulverisirt als spezifisches Heilmittel gegen Schlangengiß oder gegen Blutvergiftung durch Wunden von vergifteten Pfeilen angewandt, indem man das Pulver auf einige nahe bei der Bißwunde gemachte Einschnitte streut. Selbst in den schlimmsten Fällen hört nach zweimaligem Aufstreuen die Geschwulst nach und nach auf und die Heilung ist vollendet. Es soll noch nie versagt haben. Ueberhaupt benutzen die Bastards das Gift einer beliebigen Schlange als Gegengift gegen Bisse von Schlangen, giftigen Eidechsen u. s. w. und verfahren so nach dem Grundsatz Hahnemann's: „*similia similibus curantur*“.

Unter andern giftigen Tieren fürchten die Bastards den sogenannten Nacht-Huti und ganz besonders den Kamern, ein kleines wurmartiges Ding, welches sich selber eine Wohnung dicht am Boden im Grase baut, indem es kleine Steinchen mit Hilfe einer klebrigen Substanz aneinander kittet. Wenn ein Ochse zufällig eins dieser kleinen Tiere auffrisst, so ist es sein sicherer Tod. Wenn das Gras kurz ist, kommen Hunderte von Ochsen auf diese Weise jedes Jahr um.

## IV.

### Reisen von Osten und Westen aus.

#### 1. Allgemeine Schilderung des Landes.

Drei große altberühmte Fragen sind es, welche seit dem Anfang und besonders seit der Mitte dieses Jahrhunderts Reisende aller Länder von Osten und von Westen her in das Herz des afrikanischen Kontinents gelockt haben, die Fragen nach den Nilquellen, nach den Mondbergen, welche von Osten her zu lösen waren, und die Frage nach der Herkunft des gewaltigen Kongoströmes, welche der Engländer Tuckey zu Anfang dieses Jahrhunderts von Westen her zu lösen trachtete und sein Stammesgenosse Stanley von Osten her in unsern Tagen löste. In diesen drei Zielen vereinigen sich wie in drei Brennpunkten die Reiserouten von Reimann, Krapf, von der Decken, Koscher, Livingstone, Moffat, Speke, Burton, Denhardt, Stanley, Cameron, Böhm, Kaiser, Thomson, Fischer, Johnston, Reichardt, Tuckey, Wislmann, Serpa Pinto, Pogge, de Brazza und noch vieler anderer Reisenden. Von ihnen hat ein Teil wie Buchholz, Sohaux, Zöllner im Westen, Pfeil, Peters, Zühlke im Osten nur die Küstenlandschaften durchforscht, der weitaus größte Teil jedoch ist tief ins Innere vorgezogen, oder hat den ganzen Weltteil durchquert wie Stanley, Cameron, Serpa Pinto, Brito Capello, Svendsen, Wislmann. Die übrigen Ergebnisse dieser Reisen, welche die Zahl und Lage der Quellseen des Nil und des Kongo, die Bodengestaltung des Innern, die Fauna und Flora des Landes und die Art und Natur seiner Bewohner zum Gegenstand hatten, ordnen sich in den Reiseberichten den Antworten unter, welche bezüglich jener drei Hauptfragen gegeben werden konnten. Da aber die aufzuwendenden Reisemittel und die zu befolgenden Reismethoden in beiden

Fällen, von Osten wie von Westen her, dieselben waren, so haben wir trotz mancher Unterschiede im Einzelnen doch den Versuch wagen zu müssen geglaubt, unsere Marsch- und Jagdbilder aus Mittelasrika von dem gleichen Standpunkt der Ausführung aus zusammenzufassen.

Dieselbe läßt sich mit wenig Worten darlegen. Das mittlere Afrika besitzt keine oder nur wenig Kamele wie das nördliche Afrika, und die Ochsenwagen Südafrikas können hier nicht verwandt werden, weil die tropische Flora und die gebirgige Natur des Landes es ebenso stark verbieten als der absolute Mangel an Zugtieren. Das mittlere Afrika ist die eigentliche Heimat der gefürchteten Tsetsefliege, welche wir schon an den beiderseitigen Grenzen im Norden wie im Süden als arge Feindin unserer Haus- und Zugtiere kennen gelernt haben, und außer von diesem Tiere leiden Pferde, Maulesel, Rinder u. s. w. noch von einem wenig oder gar nicht zusagenden Futter und unter häufigem Wassermangel. Nicht als ob es nicht weite Distrikte gäbe, auf denen Rinder zu Tausenden weiden, wie im Massailande zwischen den Mondbergen und dem größten Binnensee, dem Viktoria-Njansa, aber in den meisten Gegenden ist das durchweg manneshohe, 60 Proz. der Oberfläche bedeckende Gras keineswegs ein geeignetes Futter für unser Vieh. Es sind zwar Versuche angestellt worden, gezähmte ostindische Elefanten einzuführen oder wilde afrikanische Elefanten zu zähmen und zur Reise abzurichten, aber auch diese Versuche sind gescheitert, und es ist nichts übrig geblieben, als die Reisen auch fernerhin in derselben Art auszuführen, wie die einheimischen und arabischen Produkten- und Sklavenhändler sie seit Jahrhunderten gemacht haben. Die Karawanen oder Reisegeellschaften, gleichviel ob sie von Westen oder von Osten kommen, bestehen lediglich aus Menschen und einigen zu besondern Zwecken der Ernährung mitgenommenen Eseln, Ziegen oder Schafen. Der eigentliche Lastträger ist der Mensch, der eingeborene Neger, welcher seine Lasten in kegelförmig zugespitzten Bündeln auf dem Kopf durch die schmalen Wege trägt, welche durch die Gras- und Waldwüsten führen, und der allein im Stande bleibt, den wechselnden Strapazen durch grundlose Sümpfe, weglose Urwälder, endlose, von der senkrecht über ihnen stehenden Sonne durchglühte Steppen, mächtige Waldgebirge und aller Kultur bare Wüsten mit ihrem zahlreichen Getier erfolgreichen Widerstand zu leisten.

Aus den Schilderungen der Reisen von Nord und Süd nach dem Innern ergab sich bereits, daß letzteres ein fast durchweg über 1000 m sich über die Meeressfläche erhebendes Hochland ist, aus welchem das hohe mittelafrikanische Gebirgsland noch mit vielfach vereinzelt Spizen bis nahe 4500 m relativer Höhe aufragt. Dieses völlig im Bereich der tropischen Regen belegene Hochland birgt in seinem Innern zahlreiche kleine und einige sehr große Seen. Unter ihnen sind die beiden nördlichsten ziemlich genau bekannt. Der kleinere von ihnen, Albert-Njansa, am 14. März 1864 zuerst von Baker gesehen und 1877 von Mason vermessen, in 700 m Meereshöhe liegend, wird von dem am nördlichsten Ende durchfließenden Nil nur eben gestreift, während der südöstlich davon belegene, an sich größte afrikanische See, der von Speke im August 1858 entdeckte, von Stanley 1875 völlig umfahrene Viktoria-Njansa, in 1200 m Meereshöhe gelegen, als der Hauptquellsee des Nils zu betrachten ist, welcher das durch zahlreiche kleinere Zuflüsse genährte Wasserbecken in nördlicher Richtung zum fernen Mittelmeer entwässert. Ein dritter gleich dem Viktoria-Njansa vom Äquator durchschnittener See, der Luta-Njige, ist noch wenig bekannt; sein nördlicher Abfluß nach dem Albert-Njansa wird noch bestritten; ob er mit dem Kongo in Verbindung steht, ist darum sehr fraglich, weil fern im Westen Baker 1500—2100 m hohe „Blaue Berge“ aufragen sah. Dagegen werden die auf südlicher Breite liegenden andern Seen, vor allen der langgestreckte, 780 m über dem Meere gelegene, von Burton und Speke 1858 zuerst gesehene Tanganjika teils indirekt durch den Lufuga, teils wie der Moëro und Bangweolo, bei deren Ortsbestimmung Livingstone sein Leben opferte, direkt in den Kongo (als Tschambeji, Luapula, Qualaba, Kongo) und damit nach dem Atlantischen Ocean entwässert, während der zweitgrößte innerafrikanische See, der 1859 von Livingstone zuerst gefundene Njassa, den Überschuß seiner Gewässer durch den Schire dem Sambesi und durch ihn dem Indischen Ocean zuführt.\* Das Stromgebiet des

\* Manchem Leser dürften nähere Angaben über die Größe, Meereshöhe u. s. w. der innerafrikanischen Seen willkommen sein; wir geben sie nach bester Auswahl.

1. Albert-Njansa, auch Mvutan-Njige genannt, zum Unterschied von dem südlich belegenen, erst dem Namen nach bekannten Luta-Njige, liegt in



Kongo mit seinem doppelt gebogenen Lauf und ungezählten Zuflüssen, namentlich von Süden her, bildet die riesige Mulde des mittlern Afrika in Westen und Norden des sich von den Alpen Abessinien bis Benguella und Mossamedes an der Westküste erstreckenden Hochlandes.

Im Osten dieses Höhenrückens liegen übrigens, wie schon im ersten Kapitel angedeutet, noch eine Menge kleinerer Seen wie der Naiwascha, Samburu und der neuerdings durch Thomson bekannter gewordene Varingo. Die zum Indischen Ocean abwärts fließenden Flüsse sind von geringer Bedeutung; höchstens dürften die von den abessinischen Bergen kommenden Flüsse, Zuba und Tana, ferner der Rufidschi Ujagaras und der im Randgebirge des Njassa entspringende Rowuma noch für die Aufschließung und Kolonisation Ostafrikas von Belang werden, zumal der auch hier wahrzunehmende Abfall vom Gebirge zur Küste sich über eine weit größere Strecke, also viel langsamer vollzieht, als wir weiter südlich bei den Drakenbergen bereits erfahren haben.

So dacht das hohe Gebirgsland im Osten des Njassa bereits über ein Gebiet von durchschnittlich 600 km Breite ab, zunächst von 3500—2100 m Höhe in einer Breite von 150—70 km bis zu 1050 m Meereshöhe, dann ganz allmählich über eine Mittelzone von 300 km Breite bis zu 400 m, um darauf in einer niedrigen Küstenzone zum Meere abzufallen. Das ist die

---

700 m Meereshöhe zwischen 300—450 m höhern Ringgebirgen und hat eine Fläche von 5600 qkm. Im Westen Bakers „Blaue Berge“ von 1500—2100 m Höhe.

2. Viktoria-Njansa, 340 km lang und ebenso breit, in 1240 m Meereshöhe, 75 225 qkm groß (oder gleich dem Königreich Bayern).

3. Tanganjika, 650 km lang, bis 90 km breit, über 600 m tief, 31 450 qkm groß (d. i. doppelt so groß als das Großherzogtum Baden). Der See liegt in 814 m Meereshöhe zwischen 800—1000 und in Nordwest 2130 m über den See sich erhebenden Gebirgen.

4. Bangweolo, in 1300 m Meereshöhe, 20—26 000 qkm groß, je nachdem die Jahreszeit die trockene oder nasse ist, mit sehr flachen Ufern.

5. Moëro, in 850 m Meereshöhe, 5000 qkm groß.

6. Njassa, 550 km lang, bis 91 km breit, 183 m tief, in 480 m Meereshöhe, 36 830 qkm (d. i. größer als Württemberg, 19 504 qkm, und Baden, 15 311 km, zusammen), mit 3500 m hohen Bergen am Nordufer.

7. Schirwa, ohne Abfluß, deshalb mit brackischem Wasser, in 600 m Meereshöhe zwischen 2400 m hohen Bergen, 60 km lang, 30 km breit.

durch ihre sumpfigen, fieberschwangern Stellen berüchtigte Küstenzone, welche bis nördlich von Sansibar an den Pangani sich erstreckend so viele Opfer unter den Reisenden verschlungen hat. Gegenüber Sansibar, welches wegen der sich dort bietenden Träger und übrigen Hilfsquellen einer großen Stadt meistens zum Ausgangspunkt der Reisen gewählt wird, erhebt sich das Land allerdings rascher zu einem vielseitig gegliederten Gebirgsland, welches zum Anbau tropischer Gewächse sich vortrefflich eignet und deshalb von unsern Handels- und Kolonisationsgesellschaften größtenteils durch Kauf erworben ist; aber fieberhaft bleibt das jungfräuliche Land, bis die Kultur der Miasmen mehr Herrin geworden ist. Auf der mittlern Breite von 6° Süd aber führt die große Handels- und Karawanenstraße, welcher fast alle Reisenden folgten, nach den großen Seen; von ihr zweigt sich in circa 33° östl. L. und 5° südl. Br. nordwärts die Straße nach dem Viktoria-Njansa ab, während westwärts der Weg nach dem Hauptplatz am Tanganjika, Udjidji, weiterführt. Daß diese im Anfange wie im fernern Verfolg so vielfach ungesunde Straße gewählt wurde, läßt sich nur aus dem Einfluß Sansibars erklären und aus dem Umstande, daß die Neger weniger als die Weißen unter den klimatischen Einflüssen leiden, wenn sie auch durchaus nicht von Fieber, Durchfall u. s. w. verschont bleiben. Kaum 100 km weiter nordwärts schrumpft die fieberschwangere Küstenzone ganz zusammen, sodaß man nach zwei bis drei Tagemärschen ein 400 m hohes Hochland erreicht, welches allmählich ansteigend und von kegelförmigen hohen und höchsten Bergen erfüllt eine dem Europäer durchaus zuträgliche Straße bietet, deren gelegentlicher Wassermangel bei gehöriger Bekanntschaft mit den wasserhaltenden Quellen und fließenden Gewässern ihren Schrecken bald verlieren wird.

Die Seeküste selber ist überall mit Vorsicht anzulaufen, ganz besonders im nördlichen Teil, weil nordwärts von Sansibar fast überall gefährliche Riffe der Küste entlang laufen; hinter den seltenen Durchlässen liegen die Handelsplätze, unter welchen das schon von den Portugiesen besetzte Mombas von alters her am meisten bekannt und umworben ist. Hier wäre Vasco da Gama durch Unvorsichtigkeit oder Treulosigkeit des Lotsen beinahe auf die Riffe geraten. Eine schwere, vom Südost-Passat und weiter nördlich vom Südwest- und Nordost-Monsun herrührende

Brandung macht den wenig seetüchtigen einheimischen Daus oft alle Landung unmöglich. Die europäische Fahrt nach der Ostküste Afrikas hat zum Endziel gewöhnlich die Stadt Sansibar, wo neben einer Anzahl deutscher und englischer Handelshäuser sich sehr viele ostindische und persische Firmen niedergelassen haben und den Warentausch der afrikanischen mit der europäischen und indischen Welt vermitteln. Solange die europäische Schifffahrt nur mit Segelschiffen betrieben wurde, hatten die aus dem Kanal von Mozambique hervorkommenden Schiffe mit der Umsegelung des weit vorspringenden Kap Delgado in  $10^{\circ} 40'$  südl. Br. zu rechnen. An demselben gabelt sich die westliche Driftströmung des Indischen Oceans in zwei längs der Küste nach Süden und nach Norden laufende ziemlich starke Strömungen. Kamen nun Schiffe im Südwest-Monsun oder mit dem Südost-Passat, also mit günstigem Winde, den Kanal hinaus, so hatten sie keinerlei Schwierigkeit bis Sansibar zu gelangen; kreuzten sie aber vom November bis März gegen den Nordost-Monsun an und stießen südlich Kap Delgado auf die Küste, so mußten sie umkehren, um mit einem weitausgeholtten Rundstich von den Comoren her aufs neue die Küste nordwärts Delgado anzulaufen und von da mit Hilfe der Strömung und der wechselnden Land- und Seebrisen unter der Küste nach Sansibar aufzukreuzen.

Ähnliche Brandungsverhältnisse finden wir übrigens auch an der Westküste Afrikas, längs welcher schwere Roller auch jeden Verkehr zwischen Küste und See erschweren. Der Grund ist auch hier in den Verhältnissen des Oceans zu suchen, denn der Strand selbst ist hier überall flach, wenn auch der Absturz des innerafrikanischen Hochlandes nach Westen sich viel näher der Küste in drei und mehr scharf ausgeprägten Terrassen vollzieht. Vom Kunene nordwärts erhebt sich nämlich die 50—150 km breite Küstenterrasse rasch zu 1000 m, und weiter über eine 40—100 km breite Mittelterrasse zu 1200 m worauf das Hochland mit entwickelten Bergketten von 17—1800 m Höhe folgt, Bergketten, deren das Küstenland im Osten wenige besitzt, weil dort vereinzelte Kegelsberge zahlreicher vorkommen. Dort liegen im Süden die Handelsplätze Mossamedes, Benguella und Loanda am Fuße steiler schmaler Terrassen, aber gleichwohl am flachen Strande; weiter nach dem Kongo und über ihn hinaus steigt das Land aber langsamer aus der See auf. Alle Ströme der Westküste,

der mächtige Kongo voran, aber auch der wasserreiche Kuanza und Kunene im Süden, wie die minder wichtigen Kuilu, Dgowe, Großfluß des Kamerungebiets eilen nach steilen Abstürzen tragen Laufs dem Ocean zu und sind nur höchstens bis zum Rande der ersten Terrasse schiffbar. Erst der Niger, dessen Mündungsdelta schon auf einen ruhigen Lauf schließen läßt, ist weiter nach dem Innern schiffbar; aber die noch weiter westwärts folgenden kleinen Abflüsse münden bereits in den dieser Küste eigentümlichen Lagunen, welche, durch schmale Sandstreifen vom Meere getrennt, den feberreichen Sümpfen der Ostküste entsprechen.

Obenerwähnte Koller, von den Portugiesen *Calema* genannt, sind wahrscheinlich die Folgen südatlantischer Stürme, welche als schwere Dünung durch die tiefe südatlantische See mit elementarer Gewalt daherziehen und zunächst die Insel *Ascension\**, dann aber die ganze Westküste bis weit abwärts nach der Oranjemündung heimsuchen. Am kräftigsten treten sie, vom Südwest-Monsun begünstigt, an der Guineaküste, fernerhin auch südlich von *Tschintschotscho* auf, wo uns *Sohauz* sie folgendermaßen schildert.

„Häufig auch, wenn in fernen Zonen Stürme wüten, bringt deren Fernwirkung jene Koller hervor, welche in wahrscheinlich regellosen, meist kurzen Intervallen, besonders wo der Strand geradlinig verläuft, in unabsehbarer Länge bis zu 3 m hoch vom Meere heranrücken, verstärkt durch die vom Ufer zurückprallenden Wogen immer höher ansteigen und als senkrechte Wand geheimnisvoll sich ans Land wälzen, bis auf dem flacher werdenden Strande ihre untern Wasserteile auf Hindernisse stoßend zurückbleiben, die obern Rämme in weitem Bogen sich überstürzen und zu Schaum zerschellt vom Lande zurückströmen, um in Verbindung mit neuandringenden Wogen mit gleicher Gewaltigkeit wiederzukehren. Das ist die *Calema*, jene durch flach ansteigende Küsten begünstigte Brandungswelle, die man nirgends in so scharf ausgeprägter Eigentümlichkeit beobachten kann wie hier an den südwestafrikanischen Gestaden. In ihrer furchtbaren Gewalt ist die *Calema*, wo nicht Vorgebirge oder vorgelagerte Untiefen, wie bei *Kabinda*, *Loango* und andern Hafensplätzen, ihren dahinstürmenden Lauf brechen, dem

\* Vgl. *Griff*, „Six months in *Ascension*“, welches Werk die besten Beobachtungen über die Koller des südatlantischen Oceans bringt.

Verkehr zwischen den Schiffen und dem Lande sehr hinderlich, ja sie verbietet ihn oft ganz ebenso wie die Fischzüge der Eingeborenen. Unbarmherzig forderte sie schon manches Menschenleben, indem von ihrem Ansturm das Boot umgeworfen und dessen Insassen zwischen den herabstürzenden schweren Palmölsässern zerquetscht wurden. Ich selbst saß oft bei einer gemäßigten Galema im schwanken Boote, um an Land zu gehen, und jedesmal wenn ich die Wellen vor mir anwachsen, dem Ufer zueilten und sich schäumend überstürzen sah, pochte mir das Herz, doch blieb ich immer vor Unglück bewahrt. Jetzt auf festem Boden in der Tipoja getragen und über die brausende Flut zu meiner Linken schauend, ist es mir, als sähe ich mich wieder hinter einer anschwellenden Woge herfahren; die nächstkommende schleudert vielleicht das gebrechliche Fahrzeug in pfeilschnellem Fluge an den Strand; doch nein, auch sie schwillt glücklich unter uns durch; aber nun — die Ruderer rufen durcheinander, der am Steuer stehende Headman gebietet ihnen Ruhe, ernst überblickt sein Auge das tobende Element, wie das eines besonnenen Feldherrn das Gewühl der Schlacht; langsam tauchen die Paddeln ein, und will ein Ruderer vorwärtsdrängen, so mahnt ihn der Headman: «slowly!», er kommandiert sogar: «zurück», um noch eine Welle durchzulassen; da plötzlich hebt eine neue Woge das Boot auf ihren Rücken, das Kommando lautet: «quick, quick!», die Paddeln schlagen mit beschleunigtem Takt in die uns mitforttreibende Flut, bei jedem Zuge keuchen die Ruderer und pressen ihre Zähne zusammen: «quick, quick!», und wie von einer geheimnisvollen Macht getrieben schießt das schräg nach vorn geneigte Boot seinem Ziele zu, an beiden Seiten vom Schaum der sich schon überstürzenden Woge bespritzt. Hochaufgerichtet, eine athletische Figur, ein meerbeherrschender Neptun, steht der Führer am Steuer, mit kraftvoller Hand das Fahrzeug in seiner Längsachse senkrecht auf die Welle haltend, damit sie es nicht von der Seite fassen und umstürzen kann. Bald stößt es an den Strand, die Ruderer springen hinaus, um es, unterstützt von herbeigeeilten Männern, vor der nachrollenden Welle zu bergen, und ein Glück, wenn diese es nicht wieder zurückreißt, sondern nur noch mit ihren Gischtmassen überschüttet. Es gehört große Kunst dazu, ein Boot bei Galema sicher an den Strand zu leiten; mit klarem Blick und voller Kenntnis der Meereslaunen muß der Steuermann die Pause

vor einer schwächern Woge abmessen und dann mit starker Faust das Fahrzeug ohne Schwankung nach rechts oder links in geradem Laufe erhalten.“

Daß bei solcher Brandung das Einladen der bis 200 kg schweren Ölfässer, in welchen das Hauptprodukt des Landes nach Europa geschafft werden soll, mit besonderer Vorsicht betrieben werden muß, versteht sich von selbst. Man bindet, wenn ein Fortschaffen der Ladung mit Brandungsbooten oder Flößen unmöglich ist, und doch das Schiff nicht warten will oder kann, die beladenen Fässer auf dem flachen Strande mit starken Planen in mäßigen Abständen aneinander und bugsiert die ganze Reihe durch ein am langen Tau vorgespanntes Boot zum Schiff hinaus. Doch ist dieses Verfahren nur bei mäßiger Brandung durchführbar, worüber der meereskundige Küstenneger, besonders der schiffsgewandte Kruneger vorab gehört werden muß. Versäumt man dies, so ereignen sich oft Unglücksfälle, wie auch der tragische Untergang des hochverdienten Pionniers unserer Afrikaforschung, Lüderik, vor dem Dranjestrom aus der nicht erkannten Gefährlichkeit der Calema zu erklären sein wird.

Auf die Frage, welcher Art die Neger sind, welche die weiten Ländergebiete von 6° nördl. bis 20° südl. Br. und selbst darüber hinaus bewohnen, lautet die Antwort insofern einfach, als trotz aller Verschiedenheit in Einzelheiten des Körperbaus, der Lebensweise, der Sitten und Gebräuche sie doch alle mit Ausnahme der mit arabischem Blut durchsetzten Galla des äußersten Ostens und der eigenartigen Massai eine im Grunde ähnliche Sprache reden und wegen derselben Bantuneger heißen. Bantu bedeutet soviel als Volk, Mensch, Mann, Herrscher und wird wohl in längstverflossenen Zeiten ein hervorragender Negerstamm eben diese Bantu auf fortgesetzten Eroberungszügen von der Grenze des Sudan her den südlichen Teil des Kontinents überwältigt und den unterworfenen Bewohnern den gemeinsamen Stempel der Sieger aufgedrückt haben. Längs einer 6° nördlich im Westen mit dem Äquator im Osten verbindenden Linie ist allerdings die Sprachengrenze noch äußerst unregelmäßig und verwischt, aber von da ab ist die ganze südliche Hälfte von Afrika mit Ausnahme der als Eindringlinge anzusehenden Galla- und Massai-Stämme im Nordosten bis zu den Hottentotten im Südwesten die Domäne einer einzigen homogenen Sprachenfamilie, trotz aller Abweichun-

gen der Bantudialekte untereinander, welche ja auch unter den indogermanischen Sprachenfamilien vorkommen.

Allerdings tritt diese allgemeine Aehnlichkeit in Rasse und Sprache weniger an den beiderseitigen Küsten als im Innern hervor, welches gleichmäßiger ausgebreitet und, fremden Einflüssen nicht zugänglich, dem Strom der Unterdrücker geringern Widerstand entgegenzusetzen vermochte. Ein getreues Abbild dieser Vorgänge, welche sich vor vielleicht Jahrtausenden vollzogen haben, bietet dem jetzigen Jahrhundert das Vordringen des noch jungen aber um so thatkräftiger fechtenden Stammes der Massai, welche eigentümlich in Rasse und Sprache vom obern Nil sich zum Kilima-Ndjaru vorgeschoben haben, und sich wahrscheinlich noch weiter vordrängen würden, wenn nicht die Feuerwaffen der sklavenhaltenden Araber und der sklavenhassenden Europäer ihnen gleichmäßig halt geboten hätten.

Dort am Fuß des Königs der afrikanischen Berge, auf der beiderseitigen Rassen- und Sprachengrenze liegt ein lieblicher, friedlich stiller, geradezu paradiesischer Ort, Taweta genannt, welchen Ort Johnston für die zum Studium afrikanischer Rassen und Sprachen geeignetste Dertlichkeit erklärt.

Taweta gleicht dem Stanley-*Pool* am Kongo, Dondo am Kuango, Chartum am Nil und ähnlichen großen Handelsplätzen; es ist ein Stellbischein von Stämmen, Zungen, Völkern und Nationen. Hier kann man in der Thür eines bequemen, strohgedeckten, rasch aus vorhandenem Material hergestellten Hauses sitzen und Besuche von Repräsentanten der meisten Nationen des östlichen Centralafrika empfangen. Araber, Galla, Massai, Akamba, Wadjagga, Wapare, Wateita, Wagweno, Wasuaheli, Wasambara; die Völker von Kawirondo am Viktoria-Njansa, von Uganda und Unjoro, von Ndjemps und Samburu, alle finden ihren Weg nach Taweta in irgendeiner Rolle, als Sklaven, Kaufleute, Landstreicher, Verbrecher oder Flüchtlinge. Man kann hier zwanzig afrikanische Sprachen um sich herum sprechen hören, und wollte man die Sklavenkarawanen, welche hier anhalten um auszuruhen, durchstöbern, so könnte man leicht eine Liste von hundert ostafrikanischen Sprachen zusammenbringen.

Von einzelnen Reisenden wird freilich bestritten, die gleiche Sprachenunterlage als Grund für den gleichen Rassenursprung anzuerkennen. Johnston, welcher den körperlich und geistig her-

vorragenden Stamm der Massai in der Umgegend des Kilima-Ndjaru ganz besonders studirt hat, aber ihn auch aus eigener Anschauung mit den Negern der Westküste und des untern und mittlern Kongothals vergleichen konnte, äußert sich denn auch zu dieser schwierigen und verwickelten Frage mit der gebotenen Vorsicht.

„In den Ebenen rund um den Kilima-Ndjaru wohnen fast ausschließlich Massai, während das Gebirgsland die ältere Bevölkerung des Landes beherbergt. Dieselbe besteht aus Völkerschaften, welche nach Sprache und Rasse zur großen Familie der Bantu gehören, die fast das ganze Afrika südlich vom Äquator einnehmen. Vom sprachlichen Gesichtspunkt sind die Bantu fast absolut gleichartig — man kann einen Bantudialekt nicht mit dem einer andern Familie verwechseln. In ethnologischer Beziehung wird der Unterschied viel bestritten. Einige gute Autoritäten behaupten, daß die Banturassen (Kassern, Kongo-, Suaheli-Völker und die Umwohner der großen Seen) weder unter sich in einem besondern Zuge übereinstimmen, noch sich deutlich von andern Negern am Nil oder der Westküste unterscheiden. Diese Frage ist so verwickelt und bedarf so sorgfältiger Beweisführung, daß ich hier nicht auf sie einzugehen vermag, und ebenso wenig mich bereit oder beflissen zeigen möchte, die Gleichartigkeit der Rasse bei allen Bantu sprechenden Völkern zu beweisen. Während ich anerkenne, daß sicherlich eine große körperliche Ähnlichkeit zwischen den Ovampo, Ovaherero (Damara), den Bewohnern des obern Kongogebiets, den Waganda des Viktoria-Njansa und den Zulu besteht, gebe ich in demselben Augenblick zu, daß es viele Bantu sprechende Stämme und Rassen giebt, welche von den schönen ebengenannten Typen merklich abweichen. Ich habe Eingeborene von den Ufern des Njassa-Sees, dem untern Kongo, aus dem östlichen Mittelafrika gesehen, welche alle die sehr häßlichen und auffälligen körperlichen Züge des Negers der Goldküste trugen, wenn auch die gelben Gesichter einiger von ihnen den Gedanken an eine alte Verwandtschaft mit Hottentotten und Buschmännern wachriefen. Natürlich ist der Bantu ein Neger — das ist auch der Massai, der Wolof, der Mandingo und der bleichfarbene Verta von Abessinien, sowie nach meiner Ansicht auch der Hottentotte und Buschmann. Ich möchte alle afrikanischen Rassen mit krausem Haar Neger nennen, mag nun ihre Nasenbildung variieren (wie das in demselben Stamm zu geschehen pflegt) von der offenstehenden, rückenlosen



Form mit den weiten Rüstern der Buschmänner bis zu dem schönen, adlermäßigen, zartgestalteten Organ der Massai oder Wolof. Kein Unterscheidungszeichen ist so unveränderlich als das Haar. Bei den Buschmännern trifft man Zwergstämme sowohl wie Stämme von durchschnittlicher Größe, z. B. in der Nähe des Kunene und des obern Sambesi. Auch die Farbe der Neger wechselt in derselben Gegend zwischen kohlschwarz und lohfarbengelb, dabei ist aber ihr Haar, gleichviel ob lang oder kurz, stets kraus. Nichtsdestoweniger giebt es große Unterschiede unter den Negerrassen, welche sie in gewisse ziemlich deutlich erkennbare Gruppen trennen, deren Mitglieder größere Verwandtschaft untereinander als mit andern Abteilungen und Unterarten oder Varietäten verraten. So gleichen die niedern Typen der Massai nicht so sehr den Vantu- als vielmehr den Negerstämmen am Nil — dem Schiluk-Dinkavolke —, von welchem sie vielleicht ursprünglich herkommen. Der schönste körperliche Typus eines Vantu, mag er nun im Damaralande oder am Viktoria-Njansa oder in Natal gefunden sein, hat fast dieselben allgemeinen charakteristischen Merkmale an sich, gleicht aber durchaus nicht dem Massai, welcher vielmehr als der höchste Grad der Entwicklung eines Negers vom Nil oder eines Wolof, des schönsten Modells unter den Rassen von Nordguinea, anzusehen ist. Insofern also die Bergbewohner des Kilima-Ndjarobebezirks und anderer Gegenden, welche Dialekte der Vantufamilie sprechen, sich in Sprache und Körperbau von den Massai unterscheiden und in beiderlei Beziehung der Mehrzahl der Bewohner der südlichen Hälfte Afrikas (welche auch sprachlich derselben Gruppe angehören) gleichen, und ich ferner nicht den einen Neger, den andern Halb neger nennen kann (sintemal sie doch beide Neger sind), gebrauche ich die Bezeichnung Vantu lieber in einem sowohl physischen als sprachlichen Sinn und spreche von den Vantuvölkern, um sie den Massai gegenüberzustellen.“

Da wir auf den einzelnen Reisen mit manchem Vertreter dieser großen Vantufamilie nähere Bekanntschaft machen werden, so werden wir auch Gelegenheit finden, über die Berechtigung, die einzelnen Rassen zu verallgemeinern und sich gleich- oder gegenüberzustellen, ein eigenes Urtheil zu fällen.

Was endlich den geologischen Bau des mittlern Afrika anbelangt, so sei hier nur ganz im allgemeinen bemerkt, daß die

ganze Westküste von Mossamedes bis zum Kamerunlande ein zusammenhängendes Gneisgebirge darstellt, und daß mit dem Gneis in mannigfacher Aufeinanderfolge granatreiche Glimmerschiefer, sowie auch andere krystallinische Schiefer wie auch Thonschiefer verbunden sind. Das Innere, Hügel land wie Hochebene, ist mit gelbem Lehm oder mit rotem Thonstein bedeckt. An den Küstenterrassen tritt öfters roter grobkörniger Sandstein zu Tage, auf hellblauem Schieferthon ruhend.

Im abessinischen Hochland bildet dagegen der Granit die Grundlage, derselbe wird überlagert von krystallinischen Schiefen. Dann aber folgen nach den Seen hin eine ungeheuere Anzahl vereinzelter vulkanischer Erhebungen, bald von einer Schneehülle bedeckt, wie der Kilima-Ndjaru und Kenia, bald wie der Longonot im Süden des Naiwaschajees mit einem oben geöffneten Krater von 5 km Umfang und 700 m senkrechter Tiefe, wo Lavasand und mit Gras überzogene Auswürflinge den Boden bedecken. Diese isolierte Kegelform der Berge finden wir bis tief in den Süden stets wieder; zusammenhängende Bergketten wie die Aberdarekette von 100 km Länge sind selten. Doch hat auch hier die Gegend vulkanischen Charakter und ist deshalb wahrscheinlich neuern geologischen Ursprungs. Dasselbe gilt von weiten Strecken im obern Sambesithal, wo die ungeheuern vulkanischen Umwälzungen in den riesenhaften Basaltfelsen sichtbare Spuren ihrer Bewegung und Gewalt hinterlassen haben. Sonst zeigt das innere Flachland meist fruchtbaren Thonboden in allen Farben, der unter Nachhilfe künstlicher Bewässerung zu jeder tropischen Kultur sich mehr oder minder eignet.

Die Flora ist eine durchweg tropische, aber durch viele farbige Blumen und Gewächse ausgezeichnete; wir werden in den folgenden Marschbildern sie aus größerer Nähe kennen lernen.

## 2. Marschbilder aus Ost und West.

Da die große Handels- und Residenzstadt Sansibar mit ihrer mehr als 100000 Einwohner zählenden Bevölkerung von jeher der Ausgangspunkt der Karawanen ins Innere und auch ihr

Sammelpunkt nach der Rückkehr gewesen ist, so hat sich dort eine ziemlich reisegewohnte abenteuerlustige Menschenklasse zusammengefunden, welche mehr als andere an Strapazen, Ordnung und Disziplin gewöhnt, gern mobil macht, sobald die Werbetrommel von einem Reisenden gerührt wird. Freilich lassen diese Elemente nach europäischen Anforderungen noch viel zu wünschen übrig, und ergeht sich deshalb fast jeder Reisende in Klagen über die Leute, aus welchen seine Karawane zusammengesetzt ist. Schwäche infolge vorausgegangener Ausschweifungen, zu denen der Verdienst von früheren Reisen und die Handgelder zur bevorstehenden Reise die Mittel lieferten, angeborene Lust zur Faulheit, Geschwätzigkeit statt Thatkraft, Untreue, Diebstahlsgeilüste statt Interesse für den neuen Dienstherrn, das ist so ziemlich der Inhalt der sich immerfort wiederholenden Klagen.

Einer der genauesten Kenner mittelafrikanischer Reisen, der im Jahre 1869 zuerst von dem Besitzer des „Newyork-Herald“, Gordon Bennett, zur Auffuchung Livingstones, und im Jahre 1874 von dem Besitzer desselben Blattes und denen des „Daily Telegraph“ in London zum Zweck, Livingstones Werk zu vervollständigen, ausgesandte Amerikaner Henry Morton Stanley, welcher im Verfolg dieser Aufgabe den Viktoria-Njansa umfuhr, über den Tanganjika nach Njangwe am Kualaba (Kongo) vordrang und von da diesen mächtigen, bis dahin in seinem mittlern Lauf unbekanntem Strom bis zum Meere hinabfuhr und damit das größte Rätsel Innerafrikas löste, schildert den Beginn dieser letzten denkwürdigen Reise in folgender Weise.

„Es ist ein äußerst nüchternes Geschäft, eine afrikanische Expedition zu organisieren. Man wird körperlich und geistig ohne Unterbrechung in Anspruch genommen; da sind bald Rechnungen aufzustellen, bald muß man hin- und hereilen, um Boten zu empfangen und angekaufte Gegenstände zu besichtigen, bald muß man mit Hindukaufleuten, die scharf und zäh nach ihrem Gewinn auspähen, feilschen, allerlei Notizen aufschreiben, übermäßige und wucherische Preise herabdrücken, dann wieder eine Masse brauchbarer Gegenstände zusammenpacken, die Liste von allerlei noch nötigen, zum Teil auch bereits angeschafften Artikeln genau durchsehen und dabei in allen Winkeln der aufs äußerste angespannten Einbildungskraft nach Objekten herumstöbern, die man wohl noch kaufen sollte oder die man gar nicht entbehren könnte, und dann

geht es wieder an ein Durchsehen, Ordnen, Sortieren und Einpacken — und alles dies bei einer Temperatur von 28° R.

„Mitten in diesen schrecklichen Arbeitsstrubel stürmt dann noch die erste Gruppe von Leuten hinein, welche ihre Dienste anbieten; denn das Gerücht hat sich schon lange weithin verbreitet, daß ich bereit sei, alle körperlich dazu befähigten menschlichen Wesen, die Gepäc zu tragen gewillt seien, anzuwerben, mögen es nun Wangwana oder Wanjamwesi, Wagalla, Somali, Wasagara, Wayow, Wadschindo, Wagogo oder Wasaramo sein. Seit meiner Ankunft in Sansibar und seit der Zeit, wo ich zur Erforschung des Rufidschi-Flusses von dort abwesend war, habe ich bei den Arabern und Wangwana stets in sehr gutem Rufe gestanden. Sie haben es nicht vergessen, daß ich es war, der den «alten weißen Mann» — Livingstone — in Ubidji auffand, auch nicht, daß Freigebigkeit und Freundlichkeit gegen meine Mitmenschen spezielle Züge meines Charakters waren. Sie haben auch, dem echt orientalischen Gange zur Übertreibung nachgebend, überall ausgesprengt, daß ich nur wenige Monate abwesend gewesen sei, und daß sie nach diesem kurzen Ausfluge heimgekehrt seien, um sich, da sie sich nach der kleinen Reise wohler als je gefühlt hätten, des ihnen freigebig gewährten Lohnes zu erfreuen. Dieses ungesuchte Renommee legte mir die mühevollte Arbeit auf, aus einer außerordentlich großen Zahl von Bittstellern geeignete Individuen auszuwählen. Fast alle Krüppel, Sichtsbrüchigen, Schwindsüchtigen und ausgediente Alte, welche Sansibar nur liefern konnte, kamen mit der Bitte, wegen ihrer schätzbaren Dienste in die Musterrolle eingetragen zu werden, aber sie wurden, sobald ich sie einer genauen Untersuchung unterworfen, abgewiesen. Nicht auf ihren Fersen kamen alle die Kaufbolde, Bummler und Räuber, kurz das roheste Gesindel der Insel, und diese waren, da sie von ihren Genossen gut instruiert waren, schwerer zu prüfen und ihre schlechten Eigenschaften nicht so leicht zu entdecken. Sklaven wurden auch ausgemustert, da sie zu sehr unter dem Einfluß und der Instruktion ihrer Herren stehen, und doch wurden viele angenommen, von deren Charakter ich nicht die geringste Vorstellung hatte, bis ich, Monate später, aus ihren Zänkereien im Lager ersah, daß mich die schlauen Schufte irreführt hatten.“

Nachdem er sich dann einzelne hervorragende und von der

frühern Reise als zuverlässigere Leute bekannte Anführer ausgesucht und dieselben reichlich mit Aufsehen erregenden Geschenken beglückt hatte, muß er sich der Sitte des Landes fügen, eine allgemeine Vorbesprechung, „ein Schauri“, mit ihnen abzuhalten, weil sein Reiseziel, „des alten weißen Mannes Werk zu vervollständigen“, auch in den Augen der Sausibarer Neger etwas unklar und unbestimmt gefaßt erschien.

In Ostafrika sind solche Schauris ganz besonders beliebt. Vor übereiltem oder selbst nur energischem Handeln hat man eine gewisse Scheu. „Poli, Poli!“ oder „Sachte!“ ist der Warnungsruf, zu dem hier die Vorsicht veranlaßt.

„Die Führer bildeten also am Tage des Schauri einen Halbkreis, und ich setzte mich wie ein Türke vor ihrer Front hin. «Was giebt es, meine Freunde? Sprecht aus, was ihr denkt.» Sie murmelten und stammelten und sahen einander an, wie wenn jeder auf seines Nachbarn Gesicht den Zweck ihres Kommens lesen könnte, aber da alle zauderten und keiner anfangen wollte, so brachen sie schließlich in ein lautes Gelächter aus.

„Manwa Sera, der immer ernst war, wenn ihn nicht ein treffender Witz und Spaß aus seiner Ruhe brachte, stellte sich hierüber ärgerlich und sagte: «Sprich du, Sohn des Safeni; wahrhaftig, wir benehmen uns wie die Kinder! Wird der Herr uns aufessen?»

„Wabi, der Sohn Safenis, welcher auf solche Weise ermutigt wird, das Amt eines Sprechers zu versehen, zögert darauf genau zwei Sekunden und wagt sich dann mit diplomatischer Zartheit und Anmut heraus. «Wir sind gekommen, Herr, mit Worten. Höre uns an. Es ist gut, daß wir jeden Schritt vor uns kennen, ehe wir losspringen. Ein Reisender reißt nicht ohne\* zu wissen, wohin er wandert. Wir sind gekommen, um darüber Gewißheit zu erlangen, nach welchen Ländern deine Reise hingehen soll.»“

Stanley entledigt sich der Aufgabe, mit vielen Worten aber mit afrikanischer Diplomatie ihnen sein Reiseziel zu erklären, indem er sich auf seine gute Führung auf dem vorangegangenen Zuge zu Livingstone beruft, beseitigt ihre Sorgen um die voraussichtlich lange Dauer der bevorstehenden Reise — man hatte von 6—9 Jahren gesprochen — und sieht zu seiner Freude das Angebot täglich wachsen.

Aber bei aller Sorgfalt und Gewandtheit im Auswählen

mußte Stanley doch bald auch die Entdeckung machen, daß viele Gesichter und Charaktere die rigorose Untersuchung und Prüfung, welcher er dieselben unterworfen hatte, zu Schanden machten, und daß mehrere Dutzende der verworfensten und lasterhaftesten Burschen auf der Insel mit in die Liste der Teilnehmer an der Expedition eingetragen worden waren. Ein Individuum, Namens Msenna, imponierte ihm dadurch, daß er eine so zerknirschte, reuevolle Miene annahm und so reichliche Thränen vergoß bei der Eröffnung, daß er einen zu schlechten Charakter habe, um angestellt werden zu können, daß Stanley schließlich doch dazu vermocht wurde, seine Dienste anzunehmen; doch gab er Msenna zu verstehen, daß wenn er in Afrika sich je wieder seinen mörderischen Neigungen hingeben sollte, er ihn die ganze große Wegesstrecke in Ketten nach Sansibar zurücksenden wollte, wo dann der Fürst ein gerechtes Urteil über ihn fällen würde.

In der Folge kam es an den Tag, daß Msenna acht Menschen ermordet hatte, daß er ein Räuber der schlimmsten Sorte war und daß die Kaufleute in Sansibar durch die Nachricht, der berüchtigte Msenna stände im Begriff, auf einige Zeit von dem Schauplatz, auf dem er so viele seiner wilden Heldenthaten ausgeführt hatte, Lebewohl zu sagen, sich ungemein erleichtert gefühlt hätten. Ähnliche Erfahrungen wurden mit einer ganzen Anzahl der angeworbenen Leute gemacht.

Die nächste Sorge nach Anwerbung der Mannschaft sind die Einkäufe von Waren, von denen, da gemünztes Geld im Innern wenig oder keinen Wert hat, allerlei Sorten eingekauft und zu Traglasten von 70—80 Pfund verschmürt werden müssen.

Das Gesamtgewicht der Waren Stanleys, der Zeuge, Fellen, des Drahtes, der Mundvorräte und Arzneien, des Bettzeugs, der Kleider, der Zelte, der Munition, des Bootes, der Ruder, Steuerruder und Bootbalken, der Instrumente und Schreibmaterialien, des photographischen Apparats mit den Trockenplatten und verschiedener für die spezielle Erwähnung zu zahlreicher Artikel betrug etwas über 18000 engl. Pfund (8165 kg), oder etwas mehr als 8 Tons (zu 2240 engl. Pfund). Die ganze Masse wurde so genau wie möglich in einzelne Päckchen von je 27 kg verteilt und beanspruchte deshalb die Tragkraft von 300 Menschen. Die einzelnen Lasten waren leichter als gewöhnlich gemacht, um schnell reisen zu können und die Leute nicht zu ermüden.

Um aber für den Eintritt von Krankheit und Erschöpfung noch weitere Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, wurde eine überzählige Schar von 40 Mann in Bagamojo, Kondutschki und in dem Rufidschi-Delta rekrutiert. Diese wurden aufgefordert, sich in der Nachbarschaft des zuerst erwähnten Ortes zu versammeln. 230 Mann (Wangwana, Wanjamwesi und Küstenbewohner von Mombas, Tanga und Saadani) hefteten ihre Marken ihren



Stanleys Expedition.

Namen gegenüber vor dem amerikanischen Konsul an und ließen sich so für eine Löhnung anwerben, die, außer der Beköstigung, zwischen zwei und zehn Dollars für den Monat, je nach ihrer körperlichen und geistigen Befähigung und Stärke, schwankte. Es wurde ausgemacht, daß sie zwei Jahre lang zu dienen hätten oder bis zu dem Zeitermin, wo ihre Dienste in Afrika nicht länger gebraucht werden würden, und ihnen bedeutet, daß sie ihre Pflichten willig und pünktlich zu erfüllen hätten.

Am Tage der Kontraktunterzeichnung erhielt jeder Erwachsene einen Vorschuß von 20 Dollars oder viermonatlichen Lohn und jeder junge Mensch die Hälfte. Beföstigungsgeld wurde ihnen auch von dem Termine ihrer Anwerbung an bezahlt und zwar ein Dollar wöchentlich bis zu dem Tage, an dem die Küste verlassen wurde.

Trotz aller dieser guten Aussichten, welche der stattliche Warenvorrat eröffnete, und der reichlichen Handgelder, fehlten beim Aufbruch, als die Reise angetreten werden sollte, eine Anzahl Leute, freilich nicht so viel wie Stanley's Vorgängern Speke und Burton, die im Jahre 1859 die Ära der Reisen mit dem Zuge zu den Nilquellen wieder eröffneten; ihnen liefen die Leute „aus Furcht, die Führer möchten sie auffressen“, und wegen ihrer wenig entgegenkommenden Haltung, auf welche der Neger viel giebt, zu Dutzenden davon. Furcht vor den im Innern zu erwartenden Begegnungen mit andern Stämmen war es auch, welche dem jungen Thomson die Bildung einer guten Karawane erschwerte, während obendrein mehrere andere Karawanen nach andern Orten gesammelt wurden. Thomson hatte schon im Jahre 1879 eine Expedition vom Njassa glücklich zurückgeführt und wurde 1882 in seinem sechsundzwanzigsten Lebensjahre von der Königl. Geographischen Gesellschaft zu London mit einer dritten Expedition nach den altberühmten Mondbergen und den dort hausenden wilden Massai betraut.

„Das nächste Geschäft war, Leute für die Reise anzuwerben. Mit dieser wichtigen Angelegenheit traf ich es jedoch der Zeit nach schlecht. Die Afrikanische Kongogesellschaft hatte die besten Träger aus der Stadt entführt. Einige große Missions- und andere Karawanen hatten sich gerade nach dem Innern aufgemacht und kaum einen guten Träger in der Stadt zurückgelassen. Sodann reichte schon der Gedanke, daß es nach dem gefürchteten Massai-Lande gehe, vollständig hin, ihnen die Lust zu benehmen. Nicht wenige hielten den Plan für zu scherzhaft, um ihn ernst zu nehmen. Und um das Maß voll zu machen, so wurden gerade jetzt zwei große Karawanen nach dem Viktoria-Njansa und Karema organisiert. Die Aussichten waren also nicht ermutigend, aber ich wollte mich doch nicht abschrecken lassen. Da sich freiwillig niemand meldete, so bot ich als Lockgeld einen Dollar extra für den Monat einem jeden, dessen Betragen mich zufriedenstellen



würde. Dies führte einige wenige unter meine Fahne; doch wurden nur geringe Fortschritte gemacht, bis es verlaublich wurde, daß ich bereit wäre, jeden anzunehmen, der sich melde, ohne Fragen zu stellen oder Zeugnisse zu verlangen — ärztliche oder sonstige. Da, aber nur erst da ergoß sich eine Blut von Landstreichern über mich, Blinde und Lahme, der wahre Ausschuß des Sausibarer Spitzbubentums, Strandläufer, Diebe, Mörder, fortgelaufene Sklaven, fast alle buchstäblich verrottet durch ein wüstes Leben. Aber ich mußte nehmen, was sich darbot; ich mußte Mannschaften haben oder Leute, die wenigstens so aussahen, und ich bekam sie. So sehr ich mich auch über meine Bande schämte, so gelobte ich mir doch in meiner innersten Seele, daß ich sie als bessere Menschen, in moralischer wie in physischer Hinsicht, nach Sausibar zurückbringen wollte, als sie es verließen, wenn ich nur erst das Kunststück fertig gebracht hätte, sie glücklich ins Innere zu schaffen. Es bedurfte ja keiner prophetischen Sehergabe, vorherzuwissen, daß die Gefahren einer gewagten Reise durch eine so schuftige Mannschaft verzehnfacht würden.“

Nachdem er einige Tage später nach Mombas gereist ist, hält Thomson Musterung über das Personal seiner Expedition, die aus einem europäischen Begleiter, einer Anzahl Anführer verschiedener Güte und den Askari und Trägern bestand, „eine unbeschreibliche Bande! Ich möchte deshalb über sie hinweggehen und nur erwähnen, daß sie 113 Köpfe zählten und wie nachstehend beladen waren: 29 trugen Perlen; 34 Eisen-, Messing- und Kupferdraht; 14 Tuche; 15 persönliche Vorräte; 9 Kleider, Stiefel, Bücher u. s. w.; 5 Munition; 6 wissenschaftliche Instrumente, photographische Apparate u. s. w.; 10 Zelte und Zeltgerät, Kochgeschirr u. s. w. Fügt man noch 2 Sungen, 1 Gewehrträger und 1 Eseljungen bei, so hat man die vollständige Kiste der Karawane. Da keine Lebensmittel längs der Straße zu haben waren bevor Ndara in Teita erreicht würde, so mußte eine Anzahl Leute zum Tragen von Vorräten angeworben werden. Ich war so glücklich, mir ungefähr 30 Wateita zu sichern, welche zur Küste herunterkamen in der Hoffnung, mit einer nach dem Oberlande bestimmten Karawane zusammenzutreffen. Diese Leute trugen Reis in Lasten von nicht mehr als 40 Pfd. Gewicht und zwar auf dem Rücken mit einem Strick um die Stirn, nicht aber nach Art der Suaheli. So pflegten alle Stämme auf der Handels-

straße nach Massai zu tragen mit Ausnahme der Wakawirondo. Die Suaheli und die Stämme an der Straße nach Unjamwesi tragen ihre Lasten entweder auf dem Kopfe oder auf der Schulter — aber nie auf dem Rücken. Die Manjema, im Westen des Tanganjika, folgen dagegen wieder letzterm Gebrauche.“

Aus diesen Elementen bestand also die Expedition nach einer der gefährlichsten und unbekanntesten Gegenden Afrikas, als sie am 15. März 1883 in versengender Mittagshitze des Signals zum Aufbruch harrete.

Das Zeichen wurde gegeben. Ein ungestümer Anlauf und Gezerre nach der Spitze der Karawane, die üblichen Ermunterungsworte Vorwärts! eine Salve von Lebewohlrufen, und mit der Flagge voran zog die lange Reihe von Menschen durch das Nabaidorf, ließ die mit Kokospalmen gekrönten Höhen hinter sich, sowie die grünen Klämme mit ihren ernstesten schildwachähnlichen Fächerpalmen und die angebauten äußern Hänge, und dann ging es in die Njika oder die Wildnis hinter ihnen hinein.

„Ein viertelstündiger Marsch brachte uns über die Grenzen der Gärten hinaus und mit überraschender Schroffheit folgte ihnen eine Scene der Einsamkeit und Unfruchtbarkeit, wo das dürre gelbe Gras unter unsern Füßen zu Pulver zertreten wurde und bald kein Grün in der ganzen Landschaft zu sehen war, außer jenen Freunden des ausgedörrten Bodens, den Mimosen und Akazien, Zwergfächerpalmen und den kaktusartigen Baumeuphorbien. Nach weitem anderthalb Stunden passierten wir den funkelnden roten Sand des Küstengebirges und betraten einen weniger blendenden aber fruchtbaren Strich, der sich durch größere Feuchtigkeit auszeichnete und prächtige Weideplätze darbot. Hier und da standen dichte Massen immergrüner Bäume mit Guirlanden oder Ketten von Schlingpflanzen, vermischt mit zahlreichen grünen Grasplätzen und von einem reichen Flor schöner Orchideen geschmückt. Eine Gruppe Pallah (Hirschziegenantilope, *Cervicapra melampus*) brachte weiteres Leben in die Landschaft und trug dazu bei, ein höchst liebliches Gemälde herzustellen.

„Andere nicht so angenehme Ereignisse drängten sich jedoch jetzt meiner Aufmerksamkeit auf. Wir standen in der Jahreszeit, welche dem Regen unmittelbar vorangeht. Die fast senkrecht über uns stehende Sonne sandte ihre Strahlen mit durchbohrender Gewalt durch die atmosphärische Hülle, welche mit Feuchtigkeit

bis zum Übermaß beladen, durch ihre drückende Hitze uns stöhnen und schwitzen ließ, von dem bekannten unangenehmen Gefühl der prickelnden Hitze gar nicht zu reden. Mit drückender Schwere befiel die Hitze die Träger zumal nach ihrem müßigen und ausschweifenden Leben an der Küste. Sie brachten mich fast zur Verzweiflung, wenn sie alle paar Schritte ihre Lasten ab- und sich daneben warfen, und nach Wasser schreiend augenscheinlich probierten, wieweit sie mir damit imponieren konnten. Aber ich kannte meine Pappenheimer. Vorerst mußte ich meine Aufregung verbergen und lieber sie mit Gründen zu überzeugen suchen. Ich war noch nicht in der Lage nachzugeben und mußte zugleich fürchten, daß mir die Leute wegliefen. Und so versuchte ich mit sanften Worten ihnen gütlich zuzureden, unterhandelte mit den faulen oder vielmehr entnervten Schelmen und trieb sie an, wenn sie noch vor dem Abend ihr Lager erreichen wollten. Ich hatte ja schon viele Träger von Sansibar gesehen, aber nie eine solche Auslese von Schwäche und Hinfälligkeit, wie auf diesem ersten Marschtage von Kabai. Es stimmte meinen Enthusiasmus viel tiefer herab als alles bisjezt Vorgekommene.

„Mit der ersten Nacht im Lager begannen meine Sorgen. Ich wußte ja nur zu gut, daß eine sehr beträchtliche Anzahl meiner Leute mitgegangen war in keiner andern Absicht, als die dreimonatlichen Wagen einzustecken und dann bei erster Gelegenheit davonzulaufen. Die Mehrzahl hütete sich, dies weder in Sansibar noch in Mombas zu versuchen — obgleich es zehn Leuten am erstern und einem am letztern Orte gelang, sich zu verstecken —, weil sie Gefahr liefen wieder eingefangen zu werden. Ihr Plan war, ein oder zwei Märsche ins Innere mitzumachen, bis es fast unmöglich würde, sie festzuhalten. Da ich dies vorherseh, so trug ich Sorge, das Lager an einem offenen, von Busch und Dschungeln freien Plage aufzuschlagen, damit niemand es verlassen könne ohne gesehen zu werden. Bluttriefende Befehle wurden vor den Ohren der Leute an die Nachtwachen erlassen, ohne weitere Warnung jeden niederzuschießen, der sich außerhalb des Lagers blicken ließe. Den Anführern wurde aufgegeben, abwechselnd die Runde zu machen, ob alles in gehöriger Ordnung sei; und um sicher zu gehen, daß die Befehle ausgeführt würden, mußten sie jede zwei Stunden mich oder Martin aufsuchen und berichten wie es stände.

„Die Nacht verfloß jedoch ohne Zwischenfall, und am folgenden Morgen setzten wir unsern Weg fort, indem wir so vorsichtig waren, in Zwischenräumen durch die ganze Länge der Karawane die Anführer und die Askari zu verteilen, welche niemand erlaubten, den Pfad ohne Not zu verlassen, und dann bei ihm blieben, falls ein Bedürfnis ihn zwang auszutreten. Jeder, welcher stehen blieb, um auszuruhen, wurde bewacht, bis er weiter marschierte. Hier darf ich wohl noch einmal daran erinnern, daß, so schlecht meine Leute auch waren, ich doch nie im Traum daran gedacht hätte, alle diese Vorsichtsmaßregeln zu treffen, wenn nicht die Leute sich selbst schon aufs äußerste vor dem Gedanken gefürchtet hätten, in das Land der Massai einzudringen, weil eben dort so häufig Unglücksfälle sich ereignet hatten. Diese alles beherrschende Nervosität war eine beständige Quelle der Angst für mich, bis ich so weit war, daß meine Leute sich in einer Gegend befanden, in welcher sie nicht mehr wagten davonzulaufen.

„Unser zweiter Tagemarsch führte uns in durchweg westnordwestlicher Richtung durch ein reiches Land, welches aber, je weiter wir kamen, desto unfruchtbarer und dorniger wurde. Wir marschierten durch zwei Wakambadörfer, deren Einwohner ihr Vieh durch die Räubereien der Massai verloren hatten. Wir passierten eine Stelle, wo eine große Schlacht zwischen letztern und den Wanjika stattgefunden hatte, wobei diese nach blutigem Kampfe die Massai geschlagen, selbst aber, obwohl siegreich, 300 Mann verloren hatten. Eine beträchtliche Strecke weit war der Boden buchstäblich mit Schädeln bedeckt. Wir kampierten bei einem elenden Wakambadorfe, Namens Makuti. Im Nachtbefehl erinnerte mein Hauptanführer die Leute daran, daß sie ihre Weiber zurückgelassen hätten und es notwendig sei, ihre Flinten als die besten Schlafgenossen in der Wildnis anzusehen und so gut nach ihnen auszu schauen, als wären sie ihre Weiber. In meinem Auftrage empfahl er ihnen, sich dicht zusammen zu halten und immer bereit zu sein, weil zahlreiche Banden von Massai herumschwärmten, denen nichts lieber wäre, als Nachzügler tot zu stechen.

„Trotz aller Vorsichtsmaßregeln gelang es in dieser Nacht doch zwei Leuten zu entweichen, und weil es völlig nutzlos gewesen wäre, den Versuch zu machen, sie wiederzufinden, so mußten wir ohne sie aufbrechen, verdoppelten aber unsere Vorsicht und

ließen Geschichten von Massai hinter uns verklingen, welche mehr wirkten als Säcke voll Drohungen.“

Johnston, ein ebenfalls noch jugendlicher, aber auf afrikanische Reisen und die Behandlung der Eingeborenen geschulter Reisender, welcher bald nach Thomson auch von Mombas mit einer ähnlichen 120 Mann zählenden Karawane zum Kilima-Ndjaro zog, gestattet sich, seine Leute sofort in noch drastischerer Weise an ihre Pflichten zu erinnern. Er hatte am ersten Marschtag eine Hängematte benutzen wollen, weil er sich vom Sansibar-Fieber zu geschwächt fühlte, um den ganzen ersten Tag in brennender Sonnenhitze zu marschieren.

„Aber es sollte nicht so kommen und vielleicht zu meinem Glück, denn nichts vertreibt die einem Fieber folgende Mattigkeit so rasch als die Notwendigkeit kräftigen Handelns. Nach einigen Stunden Zuckeltrabs in meinem Hängemattennetz holte ich die Hauptmasse der Karawane ein und fand alle meine Leute im süßen Gemüthe einer Marschpause unter dem angenehmen Schatten eines dichtbelaubten Waldes. Die Sansibarer erhoben sich unter gelegentlichen Entschuldigungen und einem Anschein von Respekt, aber die Leute von Kabai und Mombas sahen mich bloß mit dummen gleichgültigen Blicken an und verschiedene gähnten mir ohne Rückhalt ins Gesicht, als ich sie nach dem Grunde für diesen ausgedehnten Halt befragte. Der Anführer dieser christlichen — man beachte diese Bezeichnung! — Träger belehrte mich denn darüber, daß seine Leute den Marsch nach Gora an einem Tage für zu lang hielten und darum diese angenehme Stelle als Ruhepunkt während der schwülen Stunden ausgesucht hätten. Ich forderte die Faulenzer auf, ihre Lasten aufzunehmen und weiter zu marschieren; machte ihnen klar, daß ich allein die Gewalt habe, einen Halt zu befehlen; daß der Morgen noch frisch sei und wir nun und nimmer, wenn wir hier zu lange blieben, die Wasserstelle vor Anbruch der Nacht erreichen würden, — alles vergeblich, ich begegnete lediglich mürrischen Blicken und widerspruchsvollem Gemurmel.

„Die Krisis war da, und es fragte sich, ob ich meine Obergewalt behaupten oder mich für immer den Launen der Leute unterwerfen wollte. Die Sansibarer schauten zuwartend nieder, wie ich mich wohl benehmen würde, um ihr Verfahren danach abzumessen, wie ich den ersten Schwierigkeiten entgegenträte. Der

Schauplatz, auf welchem dieser Konflikt von Wünschen ausgefochten werden sollte, war ziemlich wirkungsvoll ausgewählt. Eine offene Waldstelle senkte sich nach der Mitte etwas herab; daselbst lagen die widerstrebenden Träger mit ihren Traglasten in einem Haufen beieinander, während ringsum auf dem wie ein Amphitheater sich erhebenden Grunde die Reihe der Sansibarier herumstand, um den Ausgang des Streites abzuwarten, bevor sie Partei ergriffen. Ohne ein weiteres Wort an die gleichgültige Menge zu richten, forderte ich einen einzelnen Mann auf, seine Last aufzunehmen und seinen Weg fortzusetzen. Er schlug es rund und nett ab, aber ebenso schnell packte mein indischer Diener ihn bei den Füßen, während ich ihn weidlich mit seinem eigenen Wanderstab durchprügelte. Diese Entfaltung von Gewalt war völlig genügend. Während der widerhaarige Träger jämmerlich um Verzeihung bat, und ich mit ganz ernsthafter Stimme die Rutenhiebe zählte — acht! — neun! — zehn! — elf! hoben die andern Leute ihre Lasten auf ihre Dickköpfe und traten ihren Gänsemarsch auf dem engen Pfade wieder an, ohne sich um meinen Diener und mich und meinen Prügeljungen weiter zu kümmern. Selbst die Hängemattenträger waren verschwunden und eilten voran in einem Übermaß von Eifer. Aber ich konnte sie jetzt entbehren. Der zeitweilige Zornausbruch färbte nicht allein mein blaßes Gesicht zu vorübergehender Röthe, sondern schien meinen Gliedern die alte Kraft wiederzugeben, und ich trabte bald neben der Karawane her, indem ich die Leute ermahnte und aufmunterte, bis die gute Laune sich überall wieder einstellte und der Sündenbock selbst sein mürrisches Schweigen brach und den neben ihm gehenden Kameraden eine halb humoristische, halb schmerzliche Schilderung zum besten gab, wie ihm die Schläge geschmeckt hatten.“

Derjelbe Reisende verbreitet sich über die nach dem Innern mitzunehmenden Waren und Tauschartikel in sehr eingehender Weise.

„Der Hauptstapelartikel des ostafrikanischen Handels und die landläufige Münze aller binnenländischen Distrikte ist «Merikani» oder amerikanisches Leinenzeug. Ich hatte einige gewaltige Ballen davon in Sansibar kaufen und nach Mombas transportieren müssen, um sie dort in Lasten von je 5 Gora zu zerteilen. Eine Gora oder Djora enthält ungefähr 38 m und wiegt in Stoffen mittlerer Güte  $5\frac{1}{2}$  kg, sodaß jede Last von 5 Gora reichlich

25 kg wog, eine bequeme Traglast für einen Träger. Es gab noch manche andere Sorte «Stoffe» (Stoff, «cloth», ist in Afrika der allgemeine Name für alle Ellenwaren) mitzunehmen. «Kaniki» oder indigoblau gefärbte Baumwollentoffe; knallrote Taschentücher, in Manchester gewebt; «Bandeira» oder türkischrote Tücher; «Kikoi» oder hübsch eingefasste Gürtel, jede 2 m mit Fransen besetzt; reich gefärbte Stoffe aus dem westlichen Indien und dem persischen Golf, «Maslati», «Dubhani», «Sabhai» u. dgl. Alle diese mußten zugleich mit den «Merikani» sorgfältig in Kisten von 25—27 kg eingeteilt werden; jede Traglast wurde numeriert und mit ihrem Inhalt aufgeschrieben, um Diebstahl zu verhüten, und dann schließlich in eine besondere Art von Grasmatte eingeschlagen, welche fast keinen Regen durchläßt. Darauf kamen die Perlen an die Reihe. Es mußten verschiedene Arten und Farben mitgenommen werden, denn, wie ich schon am Kongo gemerkt hatte, so muß man auch im östlichen Afrika den mannigfaltigen und launischen Geschmack der Eingeborenen berücksichtigen, bei denen oft nicht zwei Dörfer denselben Modenvorschriften gehorchen. Darum muß man verschiedene Größen blauer Perlen, welche von den Suaheli Madji-Bahri oder «Seewasser» genannt werden, mit sich führen, denn wenn auch ein ganzer Stamm in einer Schattierung blauer Perlen zu seinen Halsbändern übereinstimmt, so hat doch jedes Individuum wieder seine besondere Ansicht über die richtige Größe der Perlen. Ferner muß man große rubinrote, weiße, kleine rote und mittelgroße schwarze, sowie durchsichtige blaue Perlen haben. Wenn die Perlen von den Händlern sackweise eingekauft werden, sind sie bloß auf verrotteten wertlosen Bindfaden aufgereiht, und man kann unmöglich mit ihnen Handel treiben, ohne sie nochmals fester aufzureihen. Zu dem Zweck kauft man an der Küste einen starken Zwirn, der, wie ich glaube, aus der Faser der Raphia-Palme gefertigt wird, und dann überträgt man den Leuten die Arbeit, die Perlen von neuem aufzureihen. Dieser Auftrag giebt den Leuten natürlich fortwährende Gelegenheit, im stillen zu stehlen, denn die Perlen gelten in ihren Augen fast für bares Geld; darum muß man nicht allein ein scharfes Augenmerk auf die kleinen Gruppen von vier bis fünf lustigen Schwarzen halten, welche so ausgeräumt Perle nach Perle auf die gelben Stränge der Palmfaser gleiten lassen, sondern der Anteil eines jeden

Mannes muß vor und nach der Übertragung von den alten auf die neuen Fäden sorgfältig nachgewogen werden. Selbst bei der größten Aufmerksamkeit sind geringe Verluste nicht zu vermeiden, und ein oder zwei Tage nach Erledigung der Arbeit kann man zu seiner Überraschung und zu seinem Kummer zugleich einen der vertrauenswürdigsten seiner Begleiter durch die Straßen der Küstenstadt taumeln sehen, betrunken von dem Erlös der widerrechtlich angeeigneten Perlen.

„Wenn man Aussicht hat, durch Länder zu reisen, in denen die Massai hausen, so muß man große Rollen Eisendraht mitnehmen, weil dieses räuberische Volk denselben hochschätzt und ihn bei seinen einfachen Handarbeiten vielfach nützlich verwendet. Eingeborene von allen Stämmen in Ostafrika sind auch Viehhaber von Kupfer- und Messingdraht jeder Stärke, indem sie die dicken Nummern zu Bändern um Arme und Knöchel, und die feineren Sorten zu sinnreichen Verzierungen der Gewehrkolben, Messergriffe oder Speerschäfte verwenden. Endlich gehören zu dieser umfangreichen Liste von Waren noch einige Säcke mit Muscheln (Kauris), Fässer mit gewöhnlichem Schießpulver, zinnerne Büchsen mit Zündhütchen, Spiegel, groß und klein, Schlachtmesser, Glocken, Mausefallen und billige musikalische Instrumente; während zu Geschenken für die Häuptlinge von besonderer Wichtigkeit allerlei Phantasieartikel dienen müssen, wie Spieldosen, Accordions, Flinten von besonders feiner Arbeit, Spielkarten, feiner Schnupftabak und lustige Bilderbücher. Ich hatte mich selbst ausgerüstet mit einer ungeheuern Rolle bunter Bilder aus dem „Graphic“ und andern illustrierten Zeitungen, welche laut späterer Erfahrung einen sehr befriedigenden Eindruck machten auf die ästhetisch angehauchten Gemüter solcher Häuptlinge, welche sich von den Tüchern, Perlen und Messingdraht der gewöhnlichen Händler bereits übersättigt fühlten. Nachdem alle diese Waren ausgewählt, sortiert und verpackt waren, hatte ich unser Gepäck noch durch Lebensmittel für mich und die Leute zu vergrößern, weil die Landschaft, durch welche unser Weg führte, fast unbewohnt und jeder Kultur bar war. Für mich selbst legte ich Körbe voll Kartoffeln und Zwiebeln ein und vermehrte meinen kostbaren Vorrat an eingemachten Lebensmitteln um ein Duzend lebendige Hühner, während für die Leute große Massen Mais und Bohnen eingekauft wurden. Wie leicht lassen sich diese Suaheli-Träger durch-



füttern! Welche andere Rasse würde mit Mais und Bohnen sich begnügen, nachdem sie täglich 30 km mit einer Last von 25 kg gewandert wäre?“

Nachdem wir nunmehr die Bildung und Ausrüstung dieser Karawanen der Ostküste kennen gelernt haben, sollten wir uns zu denen der Westküste wenden. Indessen ist darüber nichts Besonderes außer der geschickten, der freilich oft wechselnden Liebhaberei der Bewohner angepaßten Auswahl der Tauschwerte zu sagen. Das Menschenmaterial ist aber entschieden schlechter, moralisch wie körperlich, da es im langen Verkehr mit portugiesischen Händlern und Verbrecherkolonien verderbt worden ist; die einzig brauchbaren Krneger vermieten sich nur auf die Schiffe und in die Faktoreien der Europäer, wo sie sehr nützliche Matrosen und Tagelöhner abgeben, und die Hauffaneger ziehen den Soldatendienst jedem andern Abhängigkeitsverhältnis vor. Wir folgen deshalb sogleich unsern Reisenden auf ihren fernern Wegen, indem wir theils die regelmäßigen Beschäftigungen und Obliegenheiten der Führer selbst, theils die Besonderheiten des Landes an uns vorüberziehen lassen.

Spekes erste Beschäftigung war jedesmal, die Gegend kartographisch zu zeichnen. Dies geschieht durch Bestimmung der Geschwindigkeit des Marsches mit der Uhr, durch Aufnahme von Kompaßbeobachtungen dem Weg entlang oder nach irgendwelchen auffälligen Gegenständen, wie z. B. vom Wege entfernter Berge, und durch Anmerken der Wasserscheiden, kurz durch alle topographischen Punkte. Bei der Ankunft im Lager wurde jeden Tag durch ein Siedethermometer die Höhe der Station über dem Meeresspiegel bestimmt, dann die Breite der Station durch die Bestimmung der Meridianhöhe eines Sternes mit dem Sextanten, und dann noch die Abweichungen der Magnetnadel durch das Azimuth bestimmt. Gelegentlich werden auch zwei Stationen in Entfernung von ungefähr 100 km durch Mondbeobachtungen oder Mondabstände, entweder von der Sonne oder von gewissen gegebenen Sternen, zur Bestimmung der Länge durch Marken fixiert, wodurch der nach der Originalzeit angegebene Gang des Marsches mit Gewißheit Schritt für Schritt auf der Karte eingezeichnet werden kann. Sollte eine Angabe verloren gegangen sein, so kann man sie immer auffinden, wenn man die Monddistanz nimmt und sie mit dem Nautical Almanac

vergleicht, wenn man die Zeit angiebt, wann ein Stern durch den Meridian tritt, vorausgesetzt die Uhr ging richtig, oder wenn man die Mondphasen betrachtet oder seinen Auf- und Untergang verglichen mit dem Nautischen Jahrbuch. Der Rest der Arbeit besteht außer dem Aufnehmen von Zeichnungen und Photographien und der Führung eines Tagebuchs, im Veranstellen zoologischer, botanischer und geologischer Sammlungen und thermometrischer Registrierungen. Der Tag vergeht im übrigen folgendermaßen: Frühstück nach dem Marsche, eine Pfeife in Vorbereitung auf das Durchstreifen der Felder und Dörfer, deren Inhalt zu wissenschaftlichen Zwecken ausfindig zu machen gesucht wird, Mittagessen kurz vor Sonnenuntergang, und Thee und eine Pfeife vor der nächtlichen Einkehr.

Daß inzwischen den ganzen Tag hindurch, so oft man ein neues Reich, d. h. Dorfgebiet, betritt, um den Hongo oder die Durchzugsgebühr gefeilscht werden muß, ist ferner ein alltägliches Vorkommnis. Diese Abgabe schwächt die Kasse des Reisenden oft mehr als die Ernährung der Karawane.

Als gewissenhafter Erzähler giebt Stanley uns Einblicke in die verschiedenen Stimmungen, welche sich seiner auf dem Marsche bemächtigen. Nachdem er während des Übergangs über den 12 km von Bagamojo entfernten Kingani die dicken Schädel der zahlreich im Flusse herumschwimmenden Flußpferde mit seinen verschiedenen Gewehren zur Probe bearbeitet hatte, dachte er daran am Ufer zu kampieren, um sich mit der Antilopenjagd zu amüsieren, sich das Fleisch derselben zu verschaffen und dadurch seine Ziegen zu schonen, von denen er eine Anzahl lebendig mit sich führte; aber dank dem Schrecken und der Furcht, welche seine Leute vor den Flußpferden empfanden, mußte er bis an die Vorposten der Belutschgarnison von Bagamojo, die sich in einem kleinen, 6 km vom Fluß entfernt liegenden Dorfe Namens Kifoka befand, weiter eilen.

Das westliche Ufer des Flusses war bedeutend besser als das östliche. Die Ebene erhob sich eine Meile weit allmählich, wie der Strand eines Seebades, bis sie in einem sanften, abgerundeten Bergrücken gipfelte, und sie bot nicht die Schwierigkeiten dar, welche uns auf der andern Seite belästigt hatten. Dort gab es keine jener ungeheuern Schmutzmassen und schwarzen Kotlachen mit den überhohen Gräsern. Es fehlten die miasmenreichen Dschungeln mit ihren schädlichen Ausdünstungen. Die

Landschaft war gerade so, wie man sie vor einem englischen Herrenhause findet, eine schöne, ausgedehnte, mit Rasen belegte Ebene, auf der genug Gebüsch vorhanden ist, um eine angenehme Abwechslung hineinzubringen. Die Straße führte, nachdem sie über eine offene Fläche gegangen, durch einen Hain junger Ebenholzbäume, wo Perlhühner und ein Hartebeest sichtbar wurden; dann wandte sie sich mit den charakteristischen großen Krümmungen eines Ziegenpfades eine Reihe von Landwellen hinauf und hinab, umsäumt von dem dunkelgrünen Laub des Mango- und den spärlichen und heller gefärbten Blättern des großen Kalebassenbaumes. Die Thalsenkungen waren mit hohem, mehr oder weniger dichtem Dschungeldickicht gefüllt, nur hier und da öffnete sich eine Pichtung, die selbst zur Mittagszeit von dünnen Gängen hoher Bäume beschattet wurde. Bei der Annäherung flohen Herden von grünen Tauben, Dohlen, Ibissen, Turkeltauben, Goldfasanen, Wachteln und Moorhennen, Krähen und Habichten in Schrecken davon, während hin und wieder ein einsamer Pelikan sich flügel-schlagend entfernte.

Außerdem war die Scene belebt durch Antilopenpaare und Affen, welche wie australische Känguruhs dahinhuschten; dieselben waren hier von bedeutender Größe, mit kugelrunden Köpfen, weißen Brüsten und langen, am Ende buschigen Schweifen.

Der Reisende kam in Kifoka um 5 Uhr nachmittags an, nachdem seine Packtiere viermal auf- und abgeladen, eine tiefe Pfütze, eine Schlammquelle und ein Fluß passiert und 17 km zurückgelegt waren.

Auf dem Weitermarsch durch eine von der *Acacia horrida*, dem gefürchteten afrikanischen Dornbusch, starrende Gegend, erzählt Stanley, „konnte ich trotz der grausamen Risse in meinen Kleidern und meiner Hautwunden nicht umhin, die Schönheit der Gegend zu bewundern, als ich über die große wellenförmige, in liebliches Grün gekleidete Ebene blickte, die von schönen, im Frühlingslaub prangenden Wäldern begrenzt wurde, und die kleinen, über die weite Fläche verstreuten Gebüschinseln betrachtete. Täglich gewann das Land in meiner Wertschätzung, denn bisher fühlte ich nur, daß ich erhaltenen Befehlen nachkam, und wie ungesund es auch sein mochte, so war ich doch verpflichtet weiterzugehen; aber aus Furcht vor dem schrecklichen Fieber, das mir durch die Fieberausfichten, die das bittere Buch des Kapitäns Burton in

meiner Phantasie angeregt hatte, noch schrecklicher wurde, gelobte ich mir, nicht einen Fuß breit von meinem Wege abzugehen.

„Soll ich sagen, was die Berichte europäischer Kaufleute in Sansibar mir für Vorstellungen vom Innern beigebracht hatten? Es waren die eines ungeheuern Sumpfes, der rings vom Fieber eingehüllt wäre, und zwar von einer Art gelben Fiebers, welches, wenn es mich nicht tötete, mich doch so an Körper und Geist schwächen würde, daß ich für die Zukunft ein hilfloser Idiot bliebe. In diesem Sumpf, welcher sich über mehr als 200 Meilen ins Innere erstreckt, spielten eine Masse Flußpferde, Krokodile, Alligatoren, Eidechsen, Schildkröten und andere Kröten, und die Miasmen, welche sich aus der ungeheuern Schlammflut sich zersekender und verwesender Massen erhoben, waren so dick und so heftig deprimierend, wie der trübselige, Selbstmord erzeugende Londoner Nebel. Im Vordergrund dieses schauerlichen Bildes befanden sich stets in meinem Geiste die Gestalten der armen Burton und Speke, von denen der erstere infolge dieses Fiebers ein vollständiger Invalide geworden und der andere in seinem Gehirnleben dauernd angegriffen war. Aber seit meiner Ankunft auf dem Festlande hatte sich der düstere Vorhang mit jedem Tage mehr verzogen und die trostlose Aussicht aufgeklärt. Wir waren jetzt zwei Monate auf ostafrikanischem Boden und kein einziger meiner Leute war krank geworden. Ja, die Europäer hatten an Körperfülle zugenommen und ihr Appetit war stets in außerordentlich gutem Zustande.“

Aber bald kommt die Regenzeit und damit ändert sich das Bild.

„Ehe wir unser Lager in Ordnung bringen und die Zelte aufschlagen konnten, kam der schreckliche Vorbote der Masikazeit in hinreichenden Strömen herab, um die junge glühende Liebe, die ich in letzter Zeit für Ostafrika an den Tag gelegt hatte, zu dämpfen. Trotz des Regens jedoch arbeiteten wir weiter, bis unser Lager fertig, das Eigentum vor Wetter und Dieben in Sicherheit gebracht war, und wir mit Ergebung zusehen konnten, wie die Regentropfen den Boden in einen äußerst zähen Schlamm verwandelten und aus unserm Lagergrunde kleine Seen und Flüsse bildeten.“

Das ungewohnte Futter, die Regen und die jetzt um so bissiger auftretenden Fliegen und Moskitos wurden den mitgenommenen Tieren schon in den ersten Wochen gefährlich und

bald erlitt die Expedition einen Verlust durch den Tod des vom Sultan von Sansibar geschenkten grauen arabischen Pferdes. Am Abend vorher bemerkte er, daß das Pferd leidend war. Da man Stanley schon häufig versichert hatte, daß Pferde im Innern von Afrika wegen der Tsetsefliege nicht leben könnten, ließ er es öffnen, um den Magen zu untersuchen. Außer vielem unverdauten Matama und Gras fanden sich 25 kurze, dicke, weiße Würmer vor, welche wie Blutegel in der Wandung des Magens steckten, während die Därme von zahlreichen langen weißen Würmern wimmelten. Außerdem begannen in der Karawane selbst Krankheiten, Fieber und Dysenterie um sich zu greifen. Von einer Truppe von 25 Mann war einer desertiert, 10 befanden sich auf der Krankenliste, und es wurde somit die Vorahnung, daß die übel aussehende Umgegend von Kingaru Unglück bringen werde, zur vollen Wahrheit.

Aber diese war noch lange nicht im vollen Umfange an ihn herangetreten.

„Am 8. April setzten wir unsere Reise fort und kamen in Mbuwa an. Dieser Marsch wird als der angreifendste von allen in der Erinnerung unserer Karawane lebendig bleiben, obwol die Entfernung nur 16 km betrug. Er führte fortwährend durch Dschungeldickicht, nur unterbrochen von drei dazwischen liegenden Waldwiesen von beschränkten Dimensionen, die uns drei Atnungspausen in der gräßlichen Reisearbeit durch das Dickicht gewährten. Der Geruch, der den wilden Pflanzen desselben entströmte, war so durchdringend, so stechend scharf, und das aus den verwesten Pflanzenstoffen entstehende Miasma so stark, daß ich jeden Augenblick erwartete, ich und meine Leute würden in akuten Fieberanfällen hinstürzen. Glücklicherweise gesellte sich jedoch dieses Unglück nicht noch zu dem Übelstande, daß wir die häufig fallenden Pakete auf- und abzuladen hatten. Es zeigte sich, daß sieben Soldaten für die Besorgung von funfzehn beladenen Eseln auf einer Reise durch die Dschungel entschieden zu wenig waren; denn wenn der Pfad nur einen Fuß breit ist und von einer von Dornen und Schlinggewächsen starrenden Mauer zu beiden Seiten eingeengt wird, wenn vorspringende Äste quer über ihn laufen, sowie Bündel von starren Zweigen, spitz wie Nägel, alles aufhalten, was mehr als vier Fuß hoch ist, so kann man vernünftigerweise annehmen, daß vier Fuß hohe Esel mit einer Last, welche von

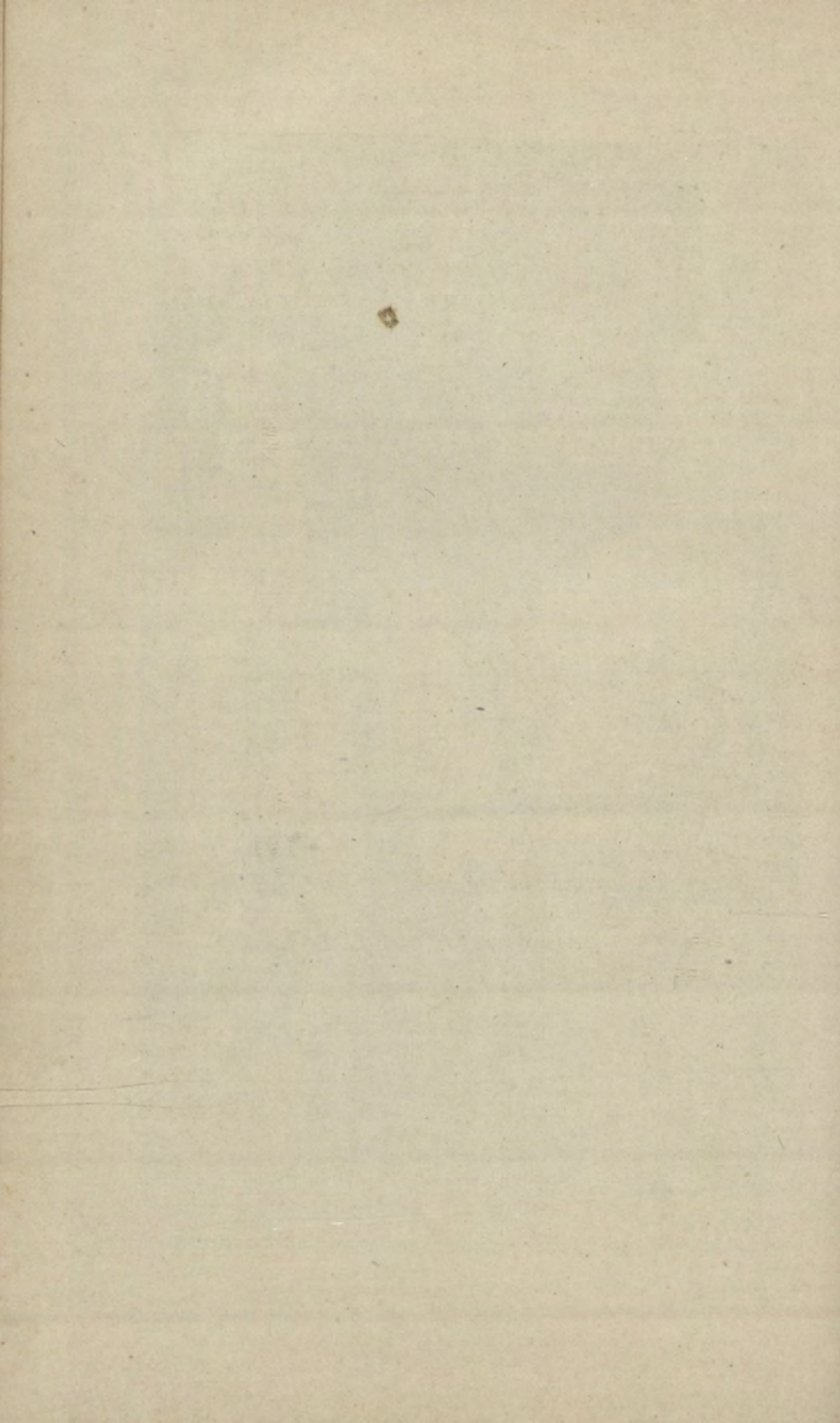
einem Ballen zum andern vier Fuß mißt, Unglück haben mußten. Solches Unglück ereignete sich häufig und zwang uns alle paar Minuten, die Sachen wieder in Ordnung zu bringen. Dies hatten wir so oft zu thun, daß die Leute ganz unmutig wurden und man ihnen scharf zureden mußte, damit sie sich an die Arbeit machten. Als ich Mjuwa erreichte, war niemand bei mir und den zehn Eseln, die ich trieb, als Mabruki der Kleine, welcher, obwohl gewöhnlich etwas dumm, wie ein Mann bei seiner Arbeit blieb. Bombay und Uledi waren weit hinten mit den abgemattetesten Eseln. Shaw hatte den Karren zu besorgen und machte sehr trübe Erfahrungen dabei; wie er mir sagte, hatte er ein ganzes Wörterbuch stürmischer Schimpfreden, wie sie den Matrosen bekannt sind, verbraucht und noch ein neues, selbst extemporiertes erschöpft. Er kam nicht vor 2 Uhr am nächsten Morgen an und war vollständig abgetrieben. Ich zweifle wirklich, ob der frömmste Geistliche es hätte vermeiden können, über seine eigene Thorheit, hierher zu kommen, zu fluchen, wenn er unter solchen Umständen, mit so häufig wiederkehrenden Störungen, und einer solchen Syssiphusarbeit ausgesetzt, durch diese Dschungel hätte reisen müssen. Wie habe ich mich doch auf diesem schweren Marsche nach meiner frühern bequemen Lebensweise, nach der angenehmen Ruhe in meinem behaglichen Lehnstuhl in der Heimat gesehnt! Wer zuerst vom Reisen behauptet hat, daß es bloß für Narren paradiesisch sein könne, muß sicherlich durch die Erlebnisse eines ähnlichen Tages zu diesem Ausspruch veranlaßt worden sein.“

Endlich fällt Stanleys robuste Körperorganisation selbst dem schleichenden Fieber zum Opfer.

„Jetzt bemerkte ich zum ersten Mal, daß meine Acclimation in den Wechselfieber erzeugenden Sümpfen von Arkansas gegen das Mufunguru von Ostafrika machtlos war. Die Vorläufer des afrikanischen Typhus fühlte ich in meinem Körper um 10 Uhr morgens. Zuerst stellte sich allgemeine Mattigkeit mit einer Neigung zum Schlaf ein; dann kam ein Rückenschmerz, welcher von den Lenden anfangend die Wirbel hinaufzog und sich über die Rippen erstreckte, bis er die Schultern erreichte, wo er sich als lästiger Schmerz festsetzte; drittens zog ein Kältegefühl über den ganzen Körper, dem rasch Schwere im Kopfe, thränende Augen, pulsierende Schläfen und ein undeutliches Sehen folgte, welches alle Gegenstände verzerzte und veränderte. Dies dauerte



Stanleys Bag durch den Makatasumpf.





bis 10 Uhr abends, dann verließ mich das Mukunguru, gefolgt jedoch von einem Zustand großer Kraftlosigkeit.“

Im Thal des Ungerengeri bei der für ostafrikanische Verhältnisse durchaus ungewohnten Festung Simbammenni, der Hauptstadt von Usegha, die wohl 3000 Einwohner zählte, durch den angeschwollenen Bergstrom aufgehalten, freut Stanley sich freilich der Abwesenheit der ewigen Plagegeister, der Moskitos, kann aber doch nicht umhin, die Lokalität des Kasawanenlagers für ein Treibbeet der Malaria anzugeben, das selbst in der Erinnerung abscheulich aussah. Der Schmutz von ganzen Generationen von Bagasi hatte unzähliges Ungeziefer angesammelt. Armeen von schwarzen, weißen und roten Ameisen suchen den Boden heim; wurmartige Tausendfüßer von jeder Farbe klettern über die Gesträuche und Pflanzen; an dem Unterholz hängen die Nester gelbköpfiger Wespen mit Stacheln, die so böß wie die der Skorpionen sind; ungeheurere Käfer von der Größe ausgewachsener Mäuse wälzen Misthaufen über den Boden; das tausendfältige Ungeziefer, von dem der Boden wimmelt, ist von allen Arten, Formen, Gestalten und Farben; kurz die reichste entomologische Sammlung könnte es an Zahl und Mannigfaltigkeit mit den Arten nicht aufnehmen, welche die vier Wände der Zelte vom Morgen bis zur Nacht herbergten.

Eins der ernstesten Reisehindernisse bildet die gegen 50 km breite Makataebene, welche in der Regenzeit durchschnittlich 1 Fuß hoch sich mit Wasser bedeckt, an vielen Stellen aber Schlammldücher von 3—5 Fuß Tiefe enthält und von dem in der trockenen Jahreszeit nur 40 Fuß breiten Makatafluß durchströmt wird. Stanley erzählt darüber: „Dankbaren Herzens verließen wir unser Lager, wo wir so viel Angst und Ärger ausgestanden hatten, ohne des wütenden Regens zu achten, der, nachdem er uns die ganze Nacht über durchnäßt, unter andern Umständen unsern Eifer für den Marsch einigermaßen gedämpft haben würde. Der Weg führte erst 1½ km weit über ein rötliches Erdreich und wurde durch sanfte Abhänge nach Osten und Westen trocken gelegt; als wir aber den Schutz lieblicher Wälder, an deren östlichem Rande wir so lange aufgehalten worden waren, verlassen hatten, kamen wir auf eine der Savannen, deren Boden zur Regenzeit so weich wie Kot und klebrig wie dicker Mörtel ist. Die Esel blieben wie festgewurzelt in dem Sumpf stecken. Sobald ich einen derselben

durch Prügel aus seiner Stellung herausgepeitscht hatte, fiel ein anderer sofort nieder und verursachte mir eine neue Sisyphusarbeit, die unter dem tobenden Regen zum Verrücktwerden ward, da ich nur die Hilfe von Leuten wie Bombay und Uledi hatte, welche selbst um ihrer heißen Haut willen dem Sturm und Schmutz nicht Trotz bieten wollten. Zwei Stunden solcher schweren Arbeit gehörten dazu, um meine Karawane über eine 2½ km breite Savanne fortzubringen, und kaum war ich damit fertig und hatte mir zur Beendigung derselben Glück gewünscht, als ich durch einen tiefen Graben aufgehalten wurde, der mit Regenwasser von den überflutheten Savannen angefüllt, zu einem bedeutenden brusttiefen Bach geworden war, der rasch dem Makata zusloß. Da mußten denn die Esel abgeladen, durch ein reißendes Wasser geführt und auf der andern Seite wieder beladen werden, eine Operation, welche eine ganze Stunde in Anspruch nahm.

„Gleich nachdem wir durch ein Gehölz gezogen waren, hemmte ein anderes Gewässer, welches zu einem Fluß angeschwollen war, unsere Weiterreise. Da die Brücke fortgeschwemmt worden, waren wir genötigt, zu schwimmen und unser Gepäck überzuflößen, was uns abermals zwei Stunden aufhielt. Als wir das zweite Flußufer hinter uns hatten, waten wir bespritzt und bisweilen halb schwimmend durch Kot, vom Wasser triefendes Gras und Matamahalme wankend längs des linken Ufers des eigentlichen Makata, bis ein Weitergehen für diesen Tag verhindert wurde durch eine tiefe Krümmung des Flusses, über die wir erst am nächsten Tag setzen konnten. Obwohl an diesem fatalen Tage nur etwa 10 km zurückgelegt worden waren, hatte der Marsch zehn Stunden gedauert.“

Auch weit im Innern, nicht bloß in der Nähe der Küste stoßen Reisende auf weite sumpfige Niederungen.

Nachdem Cameron schon den Kongo überschritten hat, führt ihn sein Weg tagelang durch tiefe Moräste und richtige schwammartige Moore. Er hatte über viele Bäche zu setzen, die durch schwache, zwischen den Flächen befindliche und oft über 1 km breit von Sümpfen eingefasste Erhöhungen hindurchflossen. Besondere Schwierigkeit verursachte der Übergang über den Ndschivi; beide Seiten waren bewaldet und die Ufer mit gefallenem Baumstämmen bedeckt, zwischen denen man oft brusttief durch den Schlamm waten mußte. Dem Fuß durch Betreten eines der schlüpfrigen Stämme

einen Halt zu verschaffen, erwies sich als nutzlos; denn während der auf einem solchen Stehende sich im Gleichgewicht zu erhalten strebte, wälzte der Stamm sich langsam um und warf den Unglücklichen in faules, mit verwesenden Pflanzen angefülltes Wasser. Es war dann immer noch besser, auf dem schlammigen Grunde bis an die Hüften im Wasser zu waten, als einen augenblicklich trockenen Standpunkt mit der Gefahr zu erkaufen, von Kopf bis zu Fuß eingetaucht zu werden.

Einige versuchten den schlammigen Pfad zu meiden, indem sie von einem Büschel des langen steifen Grases, das hier in Masse wuchs, zum andern sprangen. Aber sie kamen bald zu



Der Rdschivi-Sumpf.

Schaden, denn die Büschel schwammen nur auf einem Konglomerat von Schlamm und Lehm und schlugen, sobald sie betreten wurden, um. Der Arglose, der sich durch ihre anscheinende Festigkeit hatte täuschen lassen, fiel in den verräterischen Sumpf, aus welchem ihn dann klügere Gefährten, die geduldig den Pfad verfolgten, statt Bequemlichkeit auf Kosten der Sicherheit zu suchen, herausziehen mußten. Viele Menschen sind schon in solchen Sümpfen ums Leben gekommen.

Hier und da erhob sich aus dem Sumpfmeer eine Gruppe hoher, schlanker Bäume, die so dicht als möglich zusammenstanden und ohne alle Umgebung von Gesträuch oder Unterholz über die grüne Fläche emporstiegen, aber durch üppig wuchernde Ranken-

gewächse untereinander zu undurchbringlichem Dickicht versflochten waren. Aus einiger Entfernung gesehen boten diese Sümpfe den Anblick blühender, mit schönen Baumgruppen geschmückter Wiesen dar; erst wenn man herankam, wurde die liebliche Täuschung durch eine wahrhaft trostlose Wirklichkeit zerstört. Als die Karawane in endloser Reihe gleich einer ungeheuern schwarzen Schlange sich darüber hinwand, gewährte die Scene ein höchst originelles Bild.

Daß dazwischen auch wieder fruchtbare und schöne Landschaften ohne Zahl vorkommen, welche zu durchwandern eine Lust ist, zeigen nicht allein die behäbigen Marschbilder von Stanley, sondern die mannigfaltigsten Ausrufe des Entzückens, von denen die Reiseberichte voll sind. Aber die Schrecknisse seines Weges von Bagamojo nach Unjanjembe blieben für Stanley dieselben, selbst als er auf dem Rückwege wieder durch diese Küstengegenden zog und man hätte glauben sollen, daß er dagegen abgestumpft sei. Hören wir sein Tagebuch vom 30. April 1872.

„An Msuwa vorbei reisten wir rasch durch Dschungeln, die uns auf unserm Wege nach Unjanjembe so viel Beschwerden bereitet hatten. Welch schreckliche, unbeschreibliche, Ekel erregende Dünste erzeugt doch dieses Dickicht! Es ist so dicht, daß ein Tiger nicht hindurchkriechen, und so undurchdringlich, daß selbst ein Elefant es mit ganzer Kraft nicht durchbrechen könnte! Wenn man die hier von uns eingeatmeten Miasmen kondensieren und in eine Flasche füllen könnte, welch tödliches, augenblicklich wirkendes, in seinen Eigenschaften unenträtselbares Gift würde dies sein! Ich glaube, es würde rascher als Chloroform und tödlicher als Blausäure wirken.

„Alle Schrecken finden sich daselbst beisammen: Boas über unsern Häuptern, Schlangen und Skorpione zu unsern Füßen; Landkrabben, Schildkröten und Iguanas bewegen sich in unserer Nähe; Malaria steckt in der Luft, die wir atmen; der Weg ist von «Heißwasser»-Ameisen heimgesucht, die uns die Beine so zerstechen, daß wir uns wie Tolle krümmen und tanzen. Trotzdem sind wir so glücklich, unserm Untergange zu entgehen, und das kann auch noch manchem spätern Reisenden gelingen. Doch finden sich hier wirklich die zehn Plagen Aegyptens, durch welche der Reisende Spießruten laufen muß:

- |   |   |
|---|---|
| 1. Die Boas.<br>2. Die roten oder «Heißwasser»-<br>Ameisen.<br>3. Skorpione.<br>4. Die dorn- und speerartigen Kal-<br>tusarten.<br>5. Zahlreiche Hindernisse. | 6. Schwarzer knietiefer Schlamm.<br>7. Erstickten in dem Dickicht der<br>Dschungeln.<br>8. Gestank.<br>9. Dornen auf dem Wege.<br>10. Miasmen.» |
|---|---|

Im geraden Gegensatz zu dieser Marschrouten von Sansibar oder Bagamojo nach den Seen Innerafrikas steht der Weg von Mombas zu den Mondbergen oder von Pangani am Rufufluß aufwärts nach dem Lande zwischen dem Kilima-Ndjaru und dem Viktoria-Njansa, welches die Heimat der übelberüchtigten räuberischen Massai ist. Die Regenzeit, welche auf dem Wege von Sansibar nach Udsjidi am Tanganjika zur Plage wird, hilft weiter nördlich dem Wanderer, die dürre Njika zu durchheilen; da sie aber in allerlei „Ungurungas“ noch Wasser zurückläßt, so ist auch in der trockenen Jahreszeit der Wassermangel nicht so sehr groß. Thomson bringt folgende Schilderung:

„Der vierte Marschtag von der Küste brachte uns aus Duruma heraus in die unbewohnte Wüste jenseit desselben, welche sich bis Teita erstreckt. Das Land beginnt sich beträchtlich zu heben, und wir kommen von dem schwarzgefärbten steifen Lehm auf mehr sandigen rötlichgrauen Boden, weil wir den Schieferthon mit grobem kiesigen Sandstein vertauschen. Daher auch die Aufeinanderfolge von Gestrüpp- und Buschflächen, welche mit offenern, niedrigen Waldstrecken abwechseln. Überall kommt der Sandstein mehr zum Vorschein, bis der Ungurunga von Taro — oder wie er auch heißt, der Sima (Teich) Ariangulo — erreicht ist. Das Gestein in dieser Gegend hat manche bemerkenswerte Eigenheiten. Es ist ungewöhnlich grob, grau von Farbe und zeigt fast keine Spur von Schichtung. Durch je zwei rechtwinklig zueinanderstehende Spalten ist es in ungeheuere Blöcke von 3—4 qm Oberfläche zerteilt. Das Wasser dringt in diese Fugen, Pflanzenstoffe verfaulen in ihnen und scheinen eine chemische Wirkung auf die Wände auszuüben, indem sie sie erweichen und wegessen, bis die anfangs einfachen Teilungslinien in tiefe Schrammen von einem halben bis dreiviertel Meter Tiefe übergehen und dabei so regelmäßig und egal aussehen, daß man an einen künstlichen Ursprung glauben möchte. In diesen Spalten sammeln

sich die Regenwasser der feuchten Jahreszeit und bilden natürliche Wasseradern, welche fast die einzigen Brunnen für das ganze Durumaland abgeben. Ohne sie würde es einer beladenen Karawane völlig unmöglich werden, Teita zu erreichen.

„Aber nicht bloß in diesen Spalten allein bildet die Natur Wasserbecken ungewöhnlicher Art. Die Sandsteine scheinen eine ganz besondere Neigung zu besitzen, in topfartige Löcher aller Größen zu verwittern, die genau den Löchern gleichen, welche Bergströme in festen Felsen verursachen, wenn Kreisel oder kleine Wirbel Steine veranlassen herumzuwirbeln und durch die beständige auswaschende Wirkung Löcher in dem festen Gesteine buchstäblich ausbohren. In den vorliegenden Fällen dürfen wir indessen diese Erklärung für den Ursprung der runden Löcher nicht anwenden, wenn wir uns nicht zugleich denken, daß wir hier den ursprünglichen, von Zeit und Elementen nicht veränderten Meeresboden vor uns haben. Meine eigene Meinung geht dahin, daß sie durch die vereinigte Thätigkeit der Natur und der Menschen entstanden sind; die erstere hat chemisch, die letztere mechanisch gewirkt. Die Natur bildete kleine Felsenhöhlungen aus, in denen sich Wasser ansammelte und Pflanzenwuchs hervorlockte. Versaukend lieferten die Pflanzen Säuren, mit denen das Wasser auf den Fels einwirkte, indem es die Grundbestandteile lockerte und das verbindende Material, mutmaßlich Kalk, auflöste. Der Mensch, auf der Suche nach dem kostbaren Naß in diesen dürrn Gegenden, entdeckte die Löcher und da er sie voll losen Sand fand, so schöpfte er ihn natürlich aus. So ging der Prozeß Jahr um Jahr weiter, das Wasser fuhr fort den Sand abzulösen und durstige Menschen räumten ihn weg, um frische Oberflächen herzustellen, bis Löcher von oft einem halben, ja dreiviertel Meter Durchmesser und von allen Tiefen bis zu zwei und einem halben Meter entstanden. In der Regel sind sie völlig kreisförmig und erstrecken sich ganz senkrecht hinunter. Sie heißen in der technischen Ausdrucksweise der Eingeborenen Ungurungas.“

Derselbe Reisende mußte, nachdem er von einem mehrgenannten, jetzt von unsern deutschen Pionieren anscheinend gewonnenen und zur Freundschaft bekehrten Häuptling Mandara am Fuße des Kilima-Ndjaru ausgeplündert worden war, diesen Weg mit einigen Begleitern zurückmachen. Er vollführte dort das Marschstückchen, daß er in einem Dauerlauf von 22 Stunden

110 km zurücklegte. Wieder nach Taweta zurückgekehrt, wirft er einen Rückblick auf die in frühern Jahren zweimal von Sansibar-Bagamojo aus nach dem Tanganjika und Njassa verfolgten Wege und vergleicht seine damaligen Erfahrungen mit den jetzigen zwischen Mombas und Taweta am Fuße des Kilima-Ndjaru.

„Auch wer nur ganz gelegentlich einmal afrikanische Reisebeschreibungen gelesen hat, muß davon überrascht worden sein, daß die von mir von der Strecke Landes bis Taweta gegebenen Schilderungen eine Gegend andeuten, welche völlig verschieden ist von derjenigen, die ihm aus den Werken von Burton und Speke, Cameron, Stanley und selbst aus meinen eigenen frühern Reisebeschreibungen entgegenzutreten pflegt. In allen diesen Erzählungen lesen wir von einem schmalen Striche Küstenlandes, welches nach Westen hin vor einer prächtigen Bergkette oder besser einem sich abdachenden Hochland endigt, das sich plötzlich aus der Ebene erhebt, bis zu den Wolken aufstürmt und allen Versuchen, ins Innere vorzudringen, eine Schranke vorzulegen scheint. Welchen Weg man auch einschlagen mag, die Hauptzüge bleiben immer dieselben. Man reise über Saadani durch Mgeuha, über Bagamojo durch Ukami und Mjagara, oder durch Mjaramo, Chutu und die Berge von Kufutu, oder noch weiter südlich durch Mjaramo, Chutu, Mahenge nach Mhehe, überall findet man erst den niedrigen, sich langsam erhebenden Küstenstreifen und dann die malerische schroff aufsteigende Gebirgsschranke, bevor das eigentliche Innere zu erreichen ist. Dieses südlichere Reisegebiet hat noch andere Eigentümlichkeiten. In der Weise unserer alten Sagen können wir uns vorstellen, daß irgendein allmächtiger böser Geist über das Land herrschte, ein liebliches Mädchen oder einen großen Schatz im Innern verborgen hütet, es mit einem schreckenerfüllten Lande umgeben habe und dasselbe durch die schlimmsten Ungeheuer, Krankheit, Finsternis und Wildnis bewachen lasse. Dieses Land ist die pestilenzialische Küstenregion, in welcher so mancher abenteuernde irrende Ritter der Neuzeit bei seinem Versuche, der Welt die Zaubergeister Afrikas zu enthüllen, zum Tode verurteilt worden ist. Welchen Reisetweg der Reisende auch wählen mag, überall findet er ungesunde Sümpfe und Marschen, die von widrigem, kriechendem, schleimigem Getier wimmeln, und durch welche er stundenlang waten muß. Und ver-

läßt er den Sumpf, so gleitet und stolpert er über schwarzen stinkenden Schlamm, aus welchem übelriechende Sumpfluft aufsteigt. Der Regen fällt häufig in Strömen, und zahlreiche fast nicht zu durchwatende Flußläufe verlegen ihm den Weg. Faulende Pflanzen erfüllen die Lüfte mit giftigen Gasen und das Trinkwasser ist von Keimstoffen zu Krankheiten erfüllt. Alles würde noch zu ertragen sein, hätte er bloß mit diesen äußern Schwierigkeiten zu kämpfen, aber das ist nicht der Fall. Die bösen Geister der Krankheit, losgelassen wie Höllethunde, legen Hand an ihn. Sie zeigen sich nicht in greifbarer Gestalt, aber sie steigen aus jedem Sumpfe, jedem Morast, jeder Schlammstrecke unsichtbar auf. Er atmet sie ein in jedem Atemzug und trinkt sie in jedem Schluck Wasser. Das Fieber schüttelt ihn mit mächtiger Faust, bis seine Zähne klappern, der Durchfall sendet seine giftigen Pfeile bis in die edelsten Lebensteile, und das Fieber hängt sich um ihn wie Nessus' Gewand und verkohlt sein Herz. Man glaube nicht, daß das Gemälde übertrieben sei, es ist völlig naturgetreu und ich spreche aus teurer Erfahrung. Freilich geht es gerade nicht immer so, und ohne Zweifel wird genaueres Studium der Jahreszeiten und der besten Reisemonate die Erfahrungen späterer Reisenden gelinder gestalten.

„Das Land bis Taweta teilt keineswegs diese Grundzüge. Wir haben keine pestilenzialische Küstenregion angetroffen, und obgleich wir mitten in der Regenzeit unterwegs waren, haben wir weder Sümpfe noch Moräste gesehen. Im Gegenteil, wir haben unter dem Mangel an Wasser gelitten, indem wir eine im ganzen recht dürre Gegend durchwanderten. Auch hatten wir weder ein sich abdachendes Hochland zu ersteigen, noch über eine Bergkette zu klettern. Eine leichte, dem Auge nicht bemerkbare Steigung des Landes hat uns sanft und leicht über ein wellenartiges Land hinweggeführt, welches sich bei Taweta bis zu 720 m Höhe erhebt. Wir haben allerdings einen schmalen niedrigen Strich in der Nähe der Küste durchquert und sind bis Rabai rasch in plötzlicher Steigung zu 220 m Höhe emporgestiegen, aber darum ist die Landschaft in keinerlei Hinsicht den weiter südlich belegenen Küstenstrichen gleichzustellen. In geologischer Beziehung stehen sie in durchaus keiner Verbindung, und in geographischer zeigt eine kurze Prüfung, daß die Rabaihügel eine lediglich örtliche Boden-erhebung bedeuten, ohne etwas von dem kontinentalen Charakter



von Küstengebirgen zu besitzen, welche auf ein vorliegendes niedriges Gelände folgen.

„Von Rabai bis Unjika durchkreuzen wir das fast ebene Land Duruma, bis der Ngombe-Nullah erreicht ist. Hier wird die Landschaft mannigfaltiger und wir überwinden eine zweite leichte Steigung des Bodens. Bevor wir darauf den Siwa (Teich) Ariangulo oder Taro erreichen, bringt ein stetiges leichtes Steigen uns zu einer Höhe von reichlich 600 m, auf welcher die Ungurunga oder Felsenbecken jener Gegend liegen. Hinter Taro verlassen wir den Sandstein und die sanft gewellten Flächen, welche geologisch das niedrige Küstenland weiter im Süden vorstellen, und betreten die metamorphische Gegend, welche hier nicht durch eine sich aufstürmende Bergschränke markiert wird, auch äußerlich an der Oberfläche sich durch nichts verrät als durch das blendende Rot des Bodens und den öden und unfruchtbaren Anblick der unbebauten Wüste. Wir befinden uns hier in 630 m Höhe und während der folgenden 130 km bis Taweta steigt der Boden so sanft und unmerklich, daß wir der Hilfe unserer Instrumente bedürfen, um zu beweisen, daß wir wiederum nahezu 90 m gestiegen sind.“

Das ganze Land liegt jedoch keineswegs als eine eintönige Ebene vor uns, sondern die Berge von Teita bringen Abwechslung in das Bild und beschränken die Aussicht, indem sie angenehme Dasen in der sonst traurigen Landschaft bilden. Sie haben jedoch wenig Verbindung untereinander und können nicht mit dem Gebirge von Usagara verglichen werden, weil sie sich in getrennten Massen aus der Ebene erheben, ohne eine Hochfläche, zu der sie hinaufführten, als Hintergrund zu besitzen. Wie schon bemerkt, bilden sie nichts weiter als einen Archipel von Inseln, der sich aus einem schlammigen oder leicht grüingefärbten Meere erhebt, je nachdem man sie mitten in der trockenen oder nassen Jahreszeit durchreist. Ihre Umrisse sind jedoch malerisch; derbe Massen durchsetzen schroff ihre Oberfläche, Abstürze machen einzelne Teile geradezu unzugänglich, Spitzen wechseln mit Domen und Bergrücken von Gneis und granatführendem Schiefer, aus denen die eigentliche Masse des Gebirges besteht. Die Pits von Bura erreichen eine Höhe von 2135 m, der Kasigao oder Kadiaro ist 1633 m, der Ndara 2023 m hoch.

Von Rabai bis Taweta hat der Reisende nicht durch einen

einzigem Sumpf oder morastiges Land zu waten. Er würde aber im Gegenteil Gott danken, wenn die Landschaft östlich von Maungu oder westlich von Bura einige derartige Striche enthielte. Auf einer Strecke von beinahe 200 km in der Luftlinie findet er nur einmal fließendes Wasser, den Matatebach, und dieser ist in der Regenzeit selten mehr als 3 m breit und  $1\frac{1}{4}$  m tief. Er entspringt näher nach Bura zu und fließt nach Süden. Einige behaupten, er falle in den Wassin, andere lassen ihn sich mit dem Flusse Umba verbinden, und noch andere sind der Ansicht, daß er in der Wildnis verschwinde. Vielleicht ist letztere Ansicht die richtige. In der Nähe seiner Quelle entspringt noch ein anderer etwas größerer Fluß Namens Voi, welcher östlich um Ndara herumfließt und, wenn auch nicht immer, das Meer ein wenig nördlich von Takaungu erreicht. An der Ostseite von Bura, in den Distrikten Gnambua und Maina, entspringt noch ein anderes kleines Flüsschen, welches auf seinem westlichen Laufe aber bald in der Wüste verschwindet.

Dieser Zustand der Dinge bringt den Reisenden häufig in große Verlegenheit um Wasser und zwingt ihn, zu den Ungurungas oder zu den weit unzuverlässigern Ansammlungen oder Pfützen von Regenwasser seine Zuflucht zu nehmen, die er auf dem Durchmarsch durch die Wüste bis Taweta gelegentlich antrifft. Dafür hält er sich aber auch durchaus fern von der Quelle von Fiebern und andern Krankheiten, welche der Durchforschung Afrikas an andern Stellen so hinderliche Schranken setzen. Kein Reisender braucht sich vor einer Reise nach dem Binnenlande zu fürchten, wenn er nur etwas Vorsicht beim Trinken übt. Er muß allerdings einige recht starke Tagemärsche ausführen, aber das bedeutet ja nichts für einen Mann von kräftiger Gesundheit. Dazu wirkt die Luft stets stärkend und erheiternd, im Gegensatz zu der dumpfen, mit Feuchtigkeit beladenen Küsten- und Sumpfluft; Moskitos sind fast unbekannt und in den kühlen Nächten umfängt ihn ein erquickender Schlaf.

Wenden wir jetzt unsere Aufmerksamkeit dem „Berge Olympus“ dieser Gegend zu. Thomson gibt in Bezug auf denselben gleich zu Anfang die Erklärung ab, daß seine schwache Feder vergeblich versuchen werde, eine richtige Vorstellung von diesem kolossalen Berge zu vermitteln, und er möchte sich deshalb viel lieber und sicherer auf den Standpunkt des ungelehrten Massai-



Der Kilima-Ndjaru.



Wilden stellen, welcher in seiner Einfachheit ehrerbietig vor dem erhabenen Bilde stehen bleibt und es sich als „Ngaje Ngai“, d. h. das Haus Gottes, vorstellt.

Das Wort Kilima-Ndjaro bedeutet nach der gewöhnlichen Auffassung den Berg (Kilima) der Größe (Ndjaro). Diese Ableitung mag so gut sein wie jede andere, obgleich es wahrscheinlich den weißen Berg bedeutet, weil nach Thomsons Ansicht in frühern Zeiten das Wort „ndjaro“ „weiß“ bedeutete, was jetzt freilich veraltet, bei verschiedenen Stämmen des Innern indessen noch erhalten geblieben ist. Jede Übersetzung ist gleich gut und ein Streit ist des unbedeutenden Gegenstandes nicht wert. Bei den Wadjagga geht der Berg überhaupt nicht unter einem Namen, sondern dort werden die beiden Spitzen Kibo und Kimawensi besonders genannt. Bei den Massai, deren Eigennamen stets einen wesentlichen Charakterzug hervorheben, ist er bekannt als der Doenje (Berg) Ebor (weiß), wegen des ewigen Schnees, welcher von dem Dom oder Krater des Kibo herunterstrahlt.

Den Kilima-Ndjaro kann man sich in seiner horizontalen und vertikalen Ausbreitung als eine große, unregelmäßige birnenartige Masse vorstellen, deren große Ase von Südost nach Nordwest streicht und in das Herz von Massai-Land spitz ausläuft. In dieser Richtung ist die Achse beinahe 100 km lang. Die kleine Achse, die senkrecht zur großen läuft, mißt nur etwa 50 km. Der Berg zerfällt in die große centrale Masse des Kibo und die kleinere kegelförmige Spitze des Kimawensi. Gegen Nordwesten läuft er in einen langen Bergrücken aus, welcher allmählich horizontal und vertikal zusammenschwindet und sich zur Ebene des Massai-Landes abflacht.

Die südliche Abdachung des gewaltigen Berges — dessen höchste Spitze, den Kibo, im Sommer 1887 der deutsche Reisende Dr. Meyer aus Leipzig als erster Europäer bestieg und zu 5692 m bestimmte — bildet die Landschaft Djagga, einer großen Plattform, Hochfläche oder Terrasse vergleichbar, aus welcher der Dom und der Pik schroff aufsteigen. Diese Hochfläche steigt auf einer Strecke von 16 km von 1220 m bis zu 1830 m an und besteht aus abgerundeten Bergrücken, die an ihren breitesten Stellen tiefe Täler enthalten. Obwohl der Charakter dieses Landes an sich äußerst reich und wohlthuend ist und seine mannigfaltigen angebauten Stellen den Reisenden an-

heimeln, so mindert er doch den Eindruck der imposanten Größe des Berges ab, weil das Auge über 25 km weit schweifen muß, bevor der Kibo zu einer Höhe von 3860 m sich steil himmelwärts erhebt. Die niedere Landschaft ist trostlos eben und einförmig. Vergebens schaut man aus nach schroffen Felsen, überhängenden Steilwänden, packenden Ecken oder nach Unebenheiten wie Bergspitzen oder sonstigen Auswüchsen. Überall weilt der Blick auf wohlgerundeten Umrissen, nichts Wildes ist zu sehen. Nirgendwo bieten sich kräftige Licht- und Schattenpartien; eine düstere Eintönigkeit in Gestalt und Farbe herrscht überall vor. Die Scene verrät überall Solidität und Ruhe und eine ernste Majestät. Die schönsten Wirkungen rufen große Haufenwolken hervor, welche um das Antlitz des Berges tollten und wirbeln, bald es ganz einhüllen und verbergen, dann es aufdecken und dabei in Stücke zerreißen, welche unregelmäßige Schatten über die Abhänge des Berges werfen. So sieht der Berg auf dem größern Teile des Weges durch Djagga aus. In der Nähe des großen westlichen Bergrückens wird sein Anblick großartiger, weil hier die volle Höhe des Berges ununterbrochen vom Fuß bis zum Gipfel vor den Reisenden tritt, nachdem das Plateau von Djagga von ihm verlassen oder es ihm wenigstens nicht mehr hinderlich ist. Dieser Rücken selber, welcher rund um Majame sich herumzieht, bietet Ausichten, welche mehr mit unsern Ideen von Berglandschaften übereinstimmen — eine Anzahl düsterer Schluchten und schwarze Felsen, welche durch die beständige auswaschende Thätigkeit der Flüsse Kitawo, Weriveri und Karanga zerspalten sind. Von hier aus sieht der Kibo höchst imposant aus, weil er sich äußerst steil aus der Schirakette erhebt, und dem Schnee nur stellenweise auf seinen schroffen westlichen Abhängen sich anzusammeln gestattet.

Wenn man den großartigsten Ausblick auf die ganze Bergmasse gewinnen will, muß man sich nach Norden wenden. Von einem Standpunkte in der großen Njiriebene kann man aus geringer Entfernung den ganzen Berg in horizontaler wie vertikaler Erstreckung überschauen, ohne den Kopf zu drehen. Hier erhebt er sich aus einer fast ebenen sandigen Fläche von ungefähr 700 m Meereshöhe zu einer relativen Höhe von fast 5000 m, welche von keiner Unregelmäßigkeit oder vortretenden Bergmasse verdeckt wird. Keine Höcker oder Spitzen treten aus dem Mantel des Kegels heraus, keine Schlucht, kein Thal schneidet in dessen Seiten hinein. Links sieht

man den großen Bergkegel des Kimawensi mit nur ein bis zwei leichten zackigen Einschnitten sich sattelförmig vertiefen und dann zu einem Dom von den vollkommensten Verhältnissen sich erheben, in Curven, welche eher eines Baumeisters Hand, als die gerade Linien verabscheuende Natur geformt haben könnte.

Die Schneehülle zeigt sich hier von ihrer vorteilhaftesten Seite, da sie einen enganschließenden, gläsernden, künstlich auf dem massiven Haupte des Kibo aufsitzenden Helm bildet, welcher zuweisen wie der Heiligenschein auf den alten Heiligenbildern aussieht, wenn er unter dem blendenden Strahl der tropischen Sonne funkelt. Die Ähnlichkeit mit einem Heiligenschein wird noch täuschender durch die langen Zungen oder Streifen von Schnee,



Die Bergspitze Kibo.

welche den Berg hinunterziehen und eine Menge Risse oder Riefen ausfüllen, die durch die nagende Thätigkeit des schmelzenden Schnees entstanden sind, welcher in seinem ununterbrochenen Abgange dem beständigen Schneefall das Gleichgewicht hält. Hier noch mehr als an der Südseite entbehrt der Kilima-Ndjaro des malerischen Moments. Man wird nicht betroffen oder verwirrt durch eine Mannigfaltigkeit im einzelnen. Die großartige Masse allein läßt nur das Gefühl einer göttlichen Ruhe und Größe aufkommen. Sie erdrückt den Beschauer durch ihre erstaunliche Mächtigkeit. Es ist als wenn man an einem stillen Tage am Meeresufer steht und in die endlose Ferne hinausschaut, welche von jener angenehmen träumerischen, zur Ehrfurcht sich steigenden Melancholie erfüllt ist, die manche Ansicht der Natur ihren Ver-

ehrn einflößt. Die Natur hält aber dieses Schauspiel für ein zu heiliges, als daß sie seinen Anblick immer gestatten dürfte, und hüllt es deshalb für gewöhnlich in weiche graue Nebel- und Schichtwolken. Zuweilen nur wird die göttliche Wirklichkeit enthüllt, wenn die aufgehende Sonne sie begrüßt und sie in den reichen Farben und dem karmoisinroten Glühlicht des frühen Tages badet, um sie gleich nachher in den zauberischen gespenstigen Nebel zu hüllen, welcher plötzlich in faustgroßen Ballen sich erhebt und merkwürdig rasch sich ausbreitet, bis nur noch eine helle graue Nebelwand dem Blicke übrigbleibt. Doch nicht immer schließt das Schauspiel auf diese Art. Nicht selten entdeckt man den obern Teil des Kibo hoch oben mitten am Himmel, anscheinend losgelöst von jeder Verbindung mit der Erde, klar und hell in blendendem Glanze strahlend, als wäre der Himmel selber dort geöffnet; ein Wunder von Weiße und das herrlichste Wahrzeichen göttlicher Reinheit. Dann zeigt sich der Kilima-Ndjaru im vollsten Glanze. Wenn er sich wie eine Fata-Morgana in des Himmels Höhen abzeichnet, so flößt er dem Beschauer nur, wie schon bemerkt, die Überzeugung seiner erstaunlichen Größe ein, ganz nach den Worten des ehrfürchtigen Massaitkriegers „Ngai Ngai“, das Haus Gottes.

Den Nebenbuhler des Kilima-Ndjaru an Höhe und Mächtigkeit, den noch nicht bestiegenen Kenia, erblickte Thomson später, als er auf einem Seitenmarsch sich mit wenigen Begleitern aus der tief liegenden, 350 km langen thalförmigen Mulde, in welcher nach Norden aufeinander folgend der Naiwascha-, Rakuro- und Varingo-See liegen, auf das mauerartig steil aufsteigende Hochland wandte, die prächtige 4300 m hohe Aberdarekette umging und sich nun plötzlich vor dem zweiten Schneeberge Äquatorial-Afrikas befand. Der Böschungswinkel des mit undurchdringlichem Wald bedeckten Berges, auf welchem Elefanten, Büffel und andere Dickhäuter ein selten gestörtes Stilleben führen, ist bis 4600 m absoluter oder 2860 m relativer Höhe außerordentlich gering, etwa 10—12°; über diesem dunkeln Untergrunde ragt dann noch ein sehr steiler, spitzer, mit ewigem Schnee und schwarzen Felsgraten bedeckter Keel von 1040 m Höhe in die Wolken hinauf. Eine weitere Annäherung verhinderten die auf ihre Jagdgründe eifersüchtigen Andorobbo, ein hier anfassiges Jägervolk. Die Bergspitze ist übrigens fast nur am frühen Morgen und des Abends



zu sehen. Während des Tages bleibt in der Regel der Berg von Wolken verhüllt; gleichwie bei seinem kolossalen Vetter, dem Kibo, sieht man die obere Spitze häufig, nachdem der untere Teil verschwunden ist, und sie bietet dann das denkbar imposanteste Schauspiel eines gewissermaßen überirdischen Gebildes am Himmel.

Aus solcher Nähe wie Thomson hat noch kein Europäer den Berg gesehen; derselbe bleibt deshalb vorläufig noch so unbekannt wie in alten Zeiten.

An diesem Umstande tragen übrigens außer der ziemlich beträchtlichen Entfernung von der Küste hauptsächlich die Massai die Schuld. Dieser von Norden her zwischen die Mondberge und den Viktoria-Njansa eingedrungene Stamm, der von den umwohnenden Vantunegern sich durch stattlichen Körperbau, eigene Sprache, kriegerische Neigungen und ein aristokratisches Wesen sehr vorteilhaft auszeichnet, ist zugleich die Dual aller Umwohner und Reisenden durch seine unersättliche Plünderungslust und unverschämte Raubgier, welche vor keinem Mittel zurückschreckt, sich auf Kosten Anderer zu bereichern. Da Thomson zu dem Zweck ausgesandt war, das Volk in seiner Heimat zu studieren, so durchzog er das Land von einem Ende zum andern, was vor ihm noch niemand gelungen war, freilich nicht ohne sehr zahlreiche Demütigungen und Erpressungen aller Art über sich ergehen zu lassen, welche er aber mit Gelassenheit und überlegenem Humor zu überwinden verstand. Aus einer Schilderung des täglichen Lebens unter diesem Volke erfahren wir zur Genüge, welches Schicksal des Reisenden dort wartet.

„Bevor wir — Thomson hatte sich mit seiner Karawane einer andern Küstenkarawane von Händlern angeschlossen — weiter ziehen, dürfte es angezeigt sein, dem Leser eine Vorstellung von unserer täglichen Lebensweise zu geben. Es war anerkannte und unverletzliche Regel, auf dem Marsche zu sein, bevor die Sonne sich über den Horizont erhob. Beim frühesten Zeichen der Dämmerung, häufiger noch beim ersten Krähen der verschiedenen von der Karawane mitgeführten Hähne taumelten wir aus dem Bett, tauchten das Gesicht in kaltes Wasser, und wenn die Gegenstände gerade sichtbar wurden, saßen wir draußen beim Frühstück, während die Askari das Zelt abschlugen, das Feldbett aufrollten und alles marschfertig machten. Für das Frühstück wurde nur wenig Zeit bestimmt, und wenn das Karmoisinrot des Morgenhimmels

in goldigen Glanz übergang, wurde das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Ich selbst gehe voran mit dem Vortrab. Das Lager liegt hinter uns und in der frischen kräftigen Morgenluft eilen wir lustig vorwärts. Um diese Zeit haben die Leute einen kapitalen Schritt und jeder sucht in freundschaftlichem Wettstreit an die Spitze zu gelangen. Wie die Sonne jedoch höher steigt, stimmt sich ihr Enthusiasmus herunter. Die Schwachen und Faulen beginnen hintenzubleiben und bald sieht man sie hier und dort ihre Lasten abwerfen, sei es um auszuruhen, sei es unter dem Vorwande etwas in Ordnung zu bringen. Marodieren wird jedoch nicht gestattet und die Last darf immer nur kurz sein. Jedermann weiß, daß einschlafen soviel heißt als rascher Tod durch den Speer eines Massai. Martin bewacht den Nachtrab unserer Abtheilung und sieht dort nach dem Rechten, während ich vorn meine Messungen und sonstigen Beobachtungen anstelle und wenn möglich übermüthige Rhinoceros und Büffel schieße und so gleichzeitig Gefahren beseitige und den Topf fülle. An die Wildnis werden wir übrigens gründlich erinnert, wenn wir die hungerigen Leute wie gefräßige Hyänen über das Wild herstürzen sehen, um mit Messerhieben und unter zänkischem Geschwätz sich die fettern oder zarteren Teile zu sichern. Verwundungen sind nicht ungewöhnliche Vorkommnisse und häufig muß unter dem sechtenden Paß durch die drohend aufgehobene Rute die Ordnung wiederhergestellt werden, zumal jeder weiß, daß Drohungen niemals umsonst ausgestoßen werden.

„Zwei Stunden nach dem Abmarsch aus dem Lager wird halt gemacht, damit die lange Reihe sich wieder engausschließe, denn jetzt bei sich erwärmender Atmosphäre beginnen die Massai zu erscheinen. Von allen Seiten werden wir begrüßt mit «Schore! Schore!» (Freund). Ich persönlich werde mit «Leibon!» (Medicinnmann) angesprochen, was ich mit einigen unartikulierten Tönen erwidere, um zu verstehen zu geben, daß ich ganz Ohr bin. «Gusaf!» (deine Hand) wird dann verlangt. Nachdem sie derb geschüttelt ist, kommen wir zu einem neuen Abschnitt in der förmlichen Begrüßung mit dem Worte «Sobai?» (Wie geht es dir?), worauf ich antworte «Ebai!» (Gut!) Dann läßt der Besucher seinen Begrüßungen einen Zusatz folgen, indem er fragt «Zogon? maschetan!» (Hörst du? Eine Perlenkette!), und ohne Zaudern wird eine solche dem rechenhaftesten Bettler überreicht. Mehr Ver-

gnügen macht es, unter Begleitung freundlichen Lächelns die «Ditto» zu begrüßen, und zwar auch in andern Worten als für Männer passen — («Tagwenja!» worauf sie «Eo!» antwortet.) Abgesehen von der Begierde nach Geschenken, empfangen uns die Massai mit aristokratischer Würde. Sie laufen nicht wie in den südlicher belegenen Ländern ängstlich beiseite, noch rennen sie unter rohem Gelächter und gemeinem Geschrei nebenher. Ruhig beobachten sie uns, neugierig ohne allen Zweifel, verbergen aber ihre Gedanken unter einer anscheinend gleichgültigen Miene.

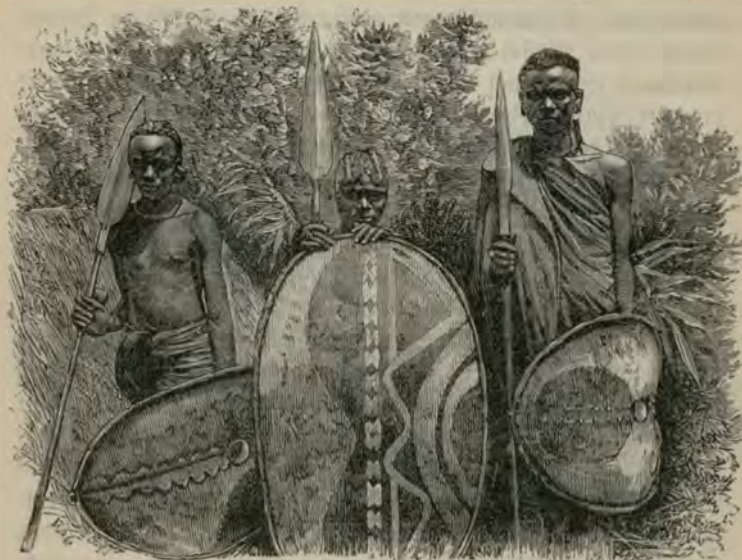
„Um Mittag wird der zum Lager ausersehene Platz erreicht. Jeder Händler sucht sich eine passende Stelle, und großes Rennen und Laufen findet statt um den Platz unter schattigen Bäumen oder um andere begehrenswerte Stellen. Der erste Mann, welcher eine geschützte Lokalität erreicht, sichert sich seine Ansprüche, indem er sie mit seiner Flinte oder einem andern Gegenstande belegt, und dann wird ihm niemand sein Recht streitig machen. Muhinna war hierin groß; er schien instinktiv die wohllichste und traulichste Ecke zu erkennen und verstand den Kniff, dort zuerst anzukommen. Wenn jeder im Lager ist, werden die Güter eines jeden Händlers aufgestaut und mit Fellen oder sonstigen Gegenständen bedeckt, um sie vor den spähenden Augen und diebischen Fingern der Massai zu behüten. Wachen werden ausgestellt und ohne Zeitverlust gehen die Männer mit Axt und Gewehr hinaus, dornige Akazien umzuhauen, um eine starke Boma oder Umzäunung herzustellen. Die Flinte wird für alle Fälle fertig gemacht, während kräftige Hiebe sich gegen die Stämme richten, und bald liegen die Bäume da, um weiter behandelt oder im laut schallenden Chor von Scharen der Leute nach den abgesteckten Linien geschleppt zu werden. Martin überwacht diese Arbeit, während ich neben unserm mächtigen Warenhaufen Stellung nehme, mich den Blicken der Eingeborenen preisgebe und mit einer Tasse Kaffee labe, gewöhnlich in Gesellschaft von Zumba, der sich darauf versteht, in solchen Augenblicken heranzulabieren.

„Während die Arbeiten fortschreiten, erscheinen verschiedene Banden Massai von allen Seiten her, strahlend in einem neuen Überzieher von Lehm und Fett, mit großen Speeren in der Hand, die in den Strahlen der Sonne funkeln, und mit Schilden, welche die Wappen der besondern Distrikte oder Anführer in neuer Ausführung tragen. In der Nähe des Lagers vollführen diese

Krieger eine Menge militärischer Bewegungen zum Beweise, daß sie einige Anfangsbegriffe militärischer Kunst und des Wertes der Zucht und der einheitlich geschlossenen Thätigkeit besitzen. Danach thun sie sich zusammen, stecken ihre Speere in den Boden, lehnen die Schilde dagegen und vollführen sodann einen besondern Tanz. Ein Krieger hüpfst einige Schritte vorwärts; dann springt er mit strammgehaltenem Körper, die Waffen an der Seite festnehmend und ohne die Knie zu beugen, verschiedene mal gerade aufwärts und wirft gelegentlich mit einem plötzlichen Ruck das lange Haar des Hinterkopfs sich über die Stirn. Während einer von ihnen diesen Tanz ausführt, singen die andern mit den ernsthaftesten Gesichtern der Welt einen lächerlichen Willkommengesang (nämlich zur Plünderung!). Die Verzerrungen ihrer Gesichter und ihr sonstiger tiefer Ernst vereinigen sich zu einem unbeschreiblich komischem Bilde.

„Nachdem der Tanz vorüber ist, sind sie bereit zum Geschäft überzugehen. Die hauptsächlichsten Redner auf beiden Seiten tauschen erst wohlgesetzte Begrüßungen aus. Diesem folgt eine langdrähige Erörterung über die angemessene Höhe des zu zahlenden Tributs. Bis die Hongofrage entschieden ist, wird die Umzäunung fertig, und wir sind geschützt vor jeder ernststen Gefahr, obgleich die Verdrießlichkeiten jetzt erst beginnen. Die Zelte sind aufgeschlagen und eine zweite Dornenhecke ist um sie angelegt, welche nur eine kleine Stelle offen läßt. Diese wird von zwei Askari bewacht, welche mit freundlichen Manieren und süßen Worten die Schrecken eines Einbruchs der Massai zu mildern bemüht sind. Alle solche Versuche sind freilich in der Regel umsonst, denn keiner wagt Hand an einen Krieger zu legen, der sich in den Kopf gefekht hat, mich und meine Sachen zu sehen. Mit der größten Unverschämtheit stößt er die Wache beiseite, macht sich breit und läßt sich gehen, kommt mit einer «Gott grüß dich Zunge, schmeckt das Pfeisichen!»-Arie auf mein Heiligtum zu und setzt sich mit seiner übelriechenden fettstarrenden Person auf mein Bett oder was sonst seinen Bequemlichkeitsgelüsten zusagt. Förmlich selbst in seiner Anmaßung, pflegt er dann mich zu grüßen und bittet um einige Perlen. Diese gebe ich ihm in größter Eile, damit er sich nur rasch wieder entferne. Nachdem ich endlich seinem unverschämten Gaffen alle Wunder meines Zeltes und meiner Person preisgegeben habe, complimentiere ich ihn hinaus,

nicht ohne daß er einige übelriechende Erinnerungen an seine Gegenwart zurückläßt. Die unwürdige Behandlung, die wir zu erdulden haben, ist geradezu unbeschreiblich. Hätte ein Krieger mich bei der Nase zupfen wollen, so hätte es keine Hilfe dagegen gegeben; und hätte er mich «auf die rechte Backe geschlagen», so hätte ich, gehorsam den Worten des Evangeliums, ihm auch noch in aller Unterwürfigkeit «die linke anbieten» müssen. Dank meinem Rufe als Mediziner kamen solche Dinge indessen bei mir nicht



Krieger mit Speer und Schild.

vor. Aber vom Morgen bis zum Abend wurde ich wie eine «Ausstellung» betrachtet und mußte stets bereit sein, an die kriegerischen Bettler meine Perlen zu verschenken, — denn eine Weigerung durfte man sich gar nicht träumen lassen. Kein Mann wagte seine Flinte wegzulegen oder etwas frei liegen zu lassen. Nur in großer Zahl durfte man Wasser holen oder Brennholz sammeln gehen. Das Lager wurde beständig in Unruhe erhalten, die sich zuweilen steigerte, wenn ein Massai gewaltsam Hand an etwas legte, was selbst mitten im Lager oft geschah, und damit ins Freie wollte. Dank unserer Vorsicht gelang es ihnen selten;

aber sonst war es unmöglich es wieder zu erhalten, da kein Mensch an den Dieb herankommen konnte; man durfte ihn nicht einmal aus dem Lager ausschließen, ohne das eigene Leben zu gefährden.

„Gegen Sonnenuntergang pflegen sich die Krieger zu ihren Dörfern zurückzuziehen, sodaß man einigermaßen wieder aufatmen kann. Das Thor wird geschlossen und eine Wache daneben aufgestellt. Dann durfte man die Gewehre weglegen, Feuer anzünden und die Mahlzeit bereiten. Die Zungen lösten sich und eine allgemeine Heiterkeit trat ein, als wäre eine große Last von uns genommen. Dann und wann wurde es still, wenn ein Herumstreicher von Massai von der Wache angerufen oder ein Gewehr abgeseuert wurde, um ihn fortzujagen. Das Geräusch des Lagers erreichte seinen Höhepunkt drei Stunden nach Sonnenuntergang und nahm dann allmählich ab, wenn die von der Arbeit und Last des Tages ermüdeten Träger, vollgefressen bis zum Rande, einer nach dem andern sich schlafen legten und nachher nur noch das häßliche Lachen und Heulen der Hyänen, das gelegentliche Brüllen der Löwen und das Klaffen der Schakale durch die klare mitternächtliche Luft ertönte.“

Perlen und Eisenringe sind der Schmuck der Weiber, also der Haupthandelsartikel in der ganzen Gegend. Schießwaffen dulden die Massai nicht, ebensowenig alkoholische Getränke, da sie hauptsächlich von Milch und Fleisch, den Produkten ihrer zahlreichen Rinderherden und ihres einzigen Reichthums leben; dagegen wird Eisendraht zu einem höchst eigentümlichen Hals- und Ohrenschmuck der verheirateten Frauen verarbeitet, während Perlen den Schmuck der unverheirateten Schönen — Ditto, Dido — abgeben.

Die schönen Bewohnerinnen von Teita am Fuß des Kilima-Ndjaru, welche durch gewinnreichen Handel mit durchziehenden Karawanen Gelegenheit zum Massenerwerb dieses Artikels haben, umhängen sich mit Perlensträngen verschiedener Farbe und Größe, welche sie um den Hals, kreuz und quer über die Brust, um Arme, Beine und Knöchel bis zum Gewicht von 30 Pfd. an ihrem Körper unterzubringen verstehen.

Höchst merkwürdig ist die Kindererziehung der Massai. Bis zum 14. Jahr bleiben die Kinder unter Obhut der Eltern im Kraal, wo sie nackt mit dem Vieh aufwachsen. Dann kauft der Vater dem Sohn Waffen, schenkt ihm einige Kühe und mit dieser Ausrüstung werden die Söhne und die Mädchen zu einer Schar

Altersgenossen fern vom heimischen Wohnsitz gebracht, wo sie sich bis zum 35. Lebensjahr in allen kriegerischen Künsten zu El-Moran — ältern Kriegerern — ausbilden, Raubzüge nach allen Richtungen unternehmen, um sich neues Vieh zu verschaffen, und im übrigen schlecht und recht frei durcheinander leben, bis sie des Wanderlebens satt sich fest verheiraten und zum Kraal zurückkehren. Bis dahin gilt als strenge Regel, nur von Milch zu leben und alle vier Wochen etwa sich mit einigen Freunden in die Einsamkeit zurückzuziehen, um ein Kind zu verzehren, dessen Blut sie gierig trinken, wahrscheinlich um den mangelhaften Salzgehalt ihrer



Frauen von Teita.

steten Milchnahrung auszugleichen. In die Gemeinschaft der verheirateten Männer zurückgekehrt nimmt der Moran auch vegetabilische Nahrung zu sich, welche die Frauen von den Nachbarstämmen erhandeln, und hängt auch als Kleidung einige Tierfelle um, während sie sonst früher meist völlig nackt umherstolzieren. Trotz allen Hochmuts, der von ihnen gegen Umwohner wie gegen die fremden Karawanen und europäische Reisende zur Schau getragen wird und der sie zu höchst unliebsamen Gesellschaftern macht, fühlen sich die „prächtigen Zungen“ mit dem schlanken, hohen Körperbau und dem stolzen, herrischen, selbstbewußten Benehmen trotz aller scheinbaren Überlegenheit ihrer Rasse gegen die Nachbarn doch dem Europäer gegenüber, so gern sie ihn auch

bestehlen und selbst berauben, doch besangen und wagen sich mit ihrer Unerfahrenheit an gesetzte und sicher auftretende Reisende nur mit einer gewissen Schüchternheit heran. Hier zudem wird wie in ganz Mittel- und Südafrika, soweit der Islam nicht reicht, der Fremde für einen großen Medizinmann, Leibon, gehalten und muß als solcher den schwersten Zumutungen an sein Wissen und Können, Zuversicht und Geduld entgegenstellen. Ein lächerliches Pröbchen dieser Anliegen an den „Leibon“, worin aber zugleich die Anerkennung der größern Vornehmheit unserer Rasse sich ausspricht, erzählt Thomson, nachdem er mit dem Aberglauben und den Sitten der Massai hinlänglich vertraut geworden war, namentlich das eigentümliche Anspucken als Zeichen des Wohlwollens oder des abgemachten Handelsgeschäfts kennen gelernt hatte.

„In Ngare Kidenoi mußte ich unaufhörlich als großer Leibon oder Medizinmann auftreten, welcher Gewalt über Leben und Tod besitzt; diese Stellung bewahrte mich vor mancher Störung und Unruhe, wenn ich auch noch immer genug davon zu leiden hatte. Oft setzte mich dieser Ruf einer lächerlichen Verlegenheit aus. Eines Tages z. B. erschien ein reicher alter Massai-Herr bei mir mit seinem jungen und sehr hübschen Weibchen. Mir zuwinkend (nach Massaiart) teilte er mir mit, er heiße Sadi und habe mir etwas Wichtiges zu sagen. Neugierig was denn wohl los sei, lud ich ihn höflichst in mein Zelt und verschloß die Thür. Der alte Herr sah ganz wichtig aus und erzählte mir, daß er von meiner persönlichen Erscheinung ganz ausnehmend entzückt, von meiner Farbe aber hingerissen sei und daß ihm darum zu thun sei, einen kleinen Jungen zu besitzen, der so weiß als ich wäre. Daraufhin seien sie zu dem Schluß gekommen, daß, weil ich ein großer Leibon sei, der alles vermöge, es für mich ein leichtes sein würde, ihnen eine Medizin zu geben, welche zu dem gewünschten Resultat führe. Man kann sich vorstellen, wie schwer es mir wurde, meine Haltung zu bewahren und dem alten Herrn mit aller schuldigen Würde zu antworten. Ich erklärte ihm also, daß solche Dinge ganz in der Hand von «Ngai» lägen und daß er zu ihm beten müsse um einen solchen Segen wie ein kleines weißes Kind. Der alte Herr sah dies nicht recht ein, machte allerhand Ausflüchte, und verstieg sich sogar zu Drohungen, bis ich zuletzt einwilligte sie anzuspucken und dies um so kräftiger und freigebiger that, als sie meinem Speichel königliche Tugenden



beilegten. Ganz entzückt und geehrt über diese besondere «Salbung», strahlten ihre Gesichter vor Freude, verrieten aber doch noch das Verlangen nach einer besondern Medizin. Da langweilte mich ihre Hartnäckigkeit, weil mir selber aber gar nicht wohl dabei zu Mute war, so braute ich ihnen ein echtes Brausepulver als ein spezifisches untrügliches Mittel. Sie schlürften das aufbrausende Getränk in gespannter Erwartung, jedoch mit Furcht und Zittern, hatten aber immer noch geheime Zweifel, ob das verheißene Resultat auch zur Gewißheit würde. Nachdem ich sie dann noch einmal zum Zeichen meiner vollen Zuversicht über und über bespußt hatte, zeigte ich ihnen höflich die Thür, nicht ohne meiner gläubigen Freundin zuvor einige niedliche Perlen als Unterpfeand für den zu erwartenden kleinen weißen Zungen zu verehren. Dann sagte ich ihnen Lebewohl, trat in mein Zelt zurück und gab meiner überquellenden Laune etwas Luft durch einige schottische Tänze und herzliches Gelächter, worüber schließlich mein Diener, im Glauben ich sei närrisch geworden, ganz unruhig wurde.“

Thomson trug übrigens durch seine schier „unglaublichen“ Kunststücke selber dazu bei, die Wilden in der Ansicht zu bestärken, daß er ein ganz absonderlicher Leibon sein müsse. Eines Tages wieder von einer Menge junger Krieger mit allen möglichen und unmöglichen Anliegen belästigt, prahlt er ihnen vor, daß Mbaratien (ihr oberster Leibon) ein Stümper im Vergleich zu ihm sei. „Es kann ja doch kein großer Mediziner eine Haut gleich der meinigen haben oder solches Haar wie ich? Nun, du da!“ sagte ich, „komm heran, und ich will dir deine Nase abnehmen und wieder ins Gesicht setzen. Komm her, du brauchst nicht bange zu sein. Ah! Du willst nicht! sehr gut. Nun sieh einen Augenblick her und ich will dir etwas Neues zeigen. Du siehst meine Zähne? Höre wie fest sie sind.“ (Dabei klopfte ich mit meinen Nägeln dagegen.) „Ihr seht, es ist kein Betrug dabei. Nun wartet einen Augenblick, bis ich den Kopf herumdrehe. Da seht! weg sind sie!“ Jetzt schauderte aber jedermann in höchster Verwunderung zurück und die ganze Gesellschaft war auf dem Punkt zu fliehen. Sie beruhigend, drehte ich noch einmal meinen Kopf herum, brachte die Zähne im Nu wieder in Ordnung und unter vielen freundlichen Verbeugungen vor meinen verwunderten Zuschauern klopfte ich noch einmal an meine Zähne. Der freundliche Leser möge nämlich wissen (im tiefsten Vertrauen natürlich),

daß ich ein paar künstliche Zähne habe, welche zu dieser Zeit wirklich Goldes werth waren. Ich hantirte deshalb zum Staunen der Massai in angegebener Weise mit ihnen und weil sie glaubten, ich könne das Gleiche mit meiner Nase oder den Augen thun, so riefen sie mich sofort als den wahrhaftigen Leibon n'ebor (weißer Medizinmann) aus."

Wenn nach solcher Art Vorbereitung es dann zum Geschäft, zum Handeln, ging, so hatte er freilich die jungen Damen sich zu Freunden und die Männer zu Bewunderern seiner großen Macht gemacht, dennoch blieb das Handeln mit den Massai stets ein ermüdendes Geschäft, da man keinen Ochsen ohne zweistündiges Handeln und Feilschen erwerben konnte, weil eben alle geschäftlichen Abmachungen in dieser Art zu Ende geführt werden. Der Handel wird zuletzt besiegelt, indem die Massai auf ihr Kind und seine Leute auf die Senenge (Metallringe) und Perlen spucken. Ist das geschehen, so hat es mit allen fernern Reden über den Gegenstand ein Ende.

Wie man sieht, hat das Spucken bei den Massai eine ganz andere Bedeutung als bei uns und den meisten andern Stämmen. Bei erstern drückt es das größte Wohlwollen und die besten Wünsche aus. Es vertritt die Stelle unserer verschiedenen Glückwünsche und man darf ein junges Mädchen eher anspucken als küssen. Man spuckt sich an, wenn man sich begegnet, und wiederholt es beim Abschiede. Der Handel wird ebenso besiegelt. Da Thomson ein Leibon ersten Ranges war, so strömten die Massai zu ihm wie fromme Gläubige zu Heilquellen pilgern, und nur mit Hilfe eines gelegentlichen Trunks Wasser konnte er allem Begehre genügen. Je reichlicher er auf sie spie, desto größer war ihr Vergnügen, und stolz erzählten sie ihren Freunden, wie der weiße Medizinmann sie geehrt habe, und wiesen mit größtem Behagen auf den augenscheinlichen Beweis der Auszeichnung hin. Es war allerdings eine austrocknende Arbeit für Thomson, wenn er viele so zu behandeln hatte, und er erzählt, daß er oft Steinchen und Kügelchen in den Mund nehmen mußte, um die Erzeugung dieser kostbaren Flüssigkeit zu beschleunigen. Aber ihr kindlicher Glaube an die Wirksamkeit derselben drängte seine Gefühle zurück und veranlaßte ihn, ihnen weiter das Vergnügen machen. „Wie konnte ich z. B. dem auf mich gerichteten Blick einer Massai-«Ditto» widerstehen, wenn ich in ihren strahlenden Augen den Wunsch las, den sie sich scheute mir auszu-

drücken; und welche bessere Belohnung konnte ich einheimen, als den entzückten Blick des nußbraunen Mädchens, wenn ich mich auf das so geflüffentlich und pikant dargebotene Stumpfnäschen expectorierte?“

Jugend, körperliche Gewandtheit, Übung im Gebrauch der Waffen, Sicherheit des Auftretens, strenge Mäßigkeit und Zurückhaltung vor jeder Art von Verführung, sichern dem Europäer auch gegenüber diesen Aristokraten des äquatorialen Afrika das geistige, und die Achtung vor seinem Reichtum auch das materielle Übergewicht. Wir zweifeln keinen Augenblick, daß auch Stanley seine großen Erfolge am Hofe des Königs Mtesa und später auf der Kongofahrt wesentlich diesen Vorzügen und Mitteln zu verdanken hatte.

Auf seiner berühmten Rundfahrt um den Viktoria=Njansa am Hofe Mtesas, des Königs von Uganda, mit königlichen Ehren empfangen, wird er einige Zeit nachher von diesem mächtigsten und stolzesten Herrscher Innerafrikas zum vertrautesten Ratgeber gemacht, als der König in einen langwierigen Seekrieg mit dem Nachbarvolk der Wavuma verwickelt worden war, die sich mit mehreren hundert Kanoes auf eine Insel im Viktoria=Njansa zurückgezogen hatten und dort vergeblich von einer noch zahlreichen Flotte Mtesas blockiert wurden. Nach mehreren erfolglosen Seeschlachten zwischen beiden Parteien, und als Mtesa fast seinen ganzen Vorrat von Pulver verbraucht hatte, riet ihm Stanley, drei seiner größten Kanoes durch übergelegte Balken zu einem Kanoe mit einer einzigen Plattform zu verbinden und das Innere dieses 21 m langen und 9 m breiten Raumes mit einer dicken, 2½ m hohen Palissadenwand zu umgeben, um die Insassen, 60 Ruderer und 150 Musketiere, den Blicken und Speerwürfen der Gegner zu entziehen.

Mehrere lange blaue Kaniki (Flaggen) und weißes und rotes Zeug wurden über diesen seltsamen Bau aufgezogen, welcher, wenn er rings fest verschlossen war, sich ganz von selbst auf geheimnisvolle Weise fortzubewegen und innerhalb seiner totenstillen und undurchdringlichen Wände irgend etwas Schreckliches zu verbergen schien, wohlgeeignet, in den Gemütern unwissender Wilden Angst zu erwecken.

Als die Armee Mtesas mit ungewöhnlicher Schaustellung ihrer Streitkräfte versammelt war, wurde von der äußersten

Spitze des Dammwegs aus quer über den Kanal laut verkündigt, daß sich ein Gegenstand des Schreckens nahen werde, der die Gegner in Atome zersplittern werde, wenn sie sich nicht sofort entschlossen, Frieden zu schließen und die Machtvollkommenheit Mtesas anzuerkennen, denn es befänden sich auch darin alle die Muzimus und Zaubermittel Ugandas. Der alte Wvuma-Häuptling wurde auch an einem recht auffälligen Orte aufgestellt und dazu veranlaßt, sie zur Annahme der von Mtesa angebotenen Bedingungen aufzufordern, nämlich eine allgemeine Amnestie, vorausgesetzt, daß sie in aller Form ihre Unterwerfung erklärten. Nach dieser mit feierlichem Ernst vorgetragenen Ankündigung erschien das mysteriöse Bauwerk, während die Trommeln entsetzlich wirbelten und eine Menge Hörner einen betäubenden Lärm machten.

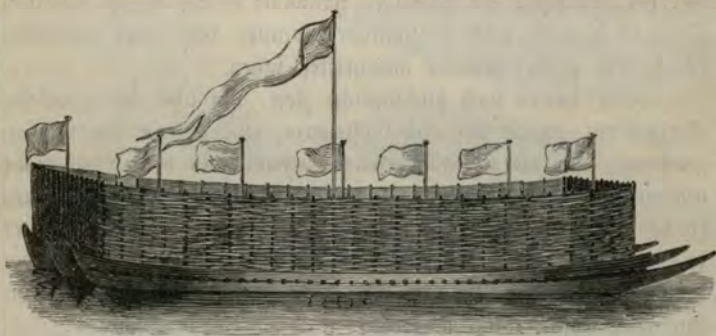
Es war für Stanley aus mannigfachen Gründen ein Augenblick voll Spannung und banger Erwartung. Mit gleichmäßiger, sicherer Bewegung näherte sich das an sich gegen die wütendsten Angriffe speerwerfender Feinde gedeckte schwimmende Fort der Spitze des Dammwegs und steuerte dann geradeswegs auf die Insel Ingira los, bis es in einer Entfernung von etwa 50 m anhielt.

„Sagt“, rief eine Stentorstimme aus dem Innern, wo sonst Totenstille herrschte, „sagt, was wollt ihr thun? Wollt ihr Frieden schließen und euch dem Mtesa unterwerfen oder sollen wir die ganze Insel in die Luft sprengen? Entschließt euch schnell und antwortet!“

Es fand einige Augenblicke eine Beratung unter den von Furcht ergriffenen Wavuma statt. Es war dringend notwendig, daß sie sich sofort entschieden. Das schwimmende Bauwerk war gewaltig groß und gänzlich verschieden von allem, was sie bisher auf den Wassern des Sees gesehen hatten. Es war kein Mensch zu erblicken und doch sprach eine Stimme deutlich und laut. War es ein Geist, war es vielleicht der Wazimu des ganzen Landes Uganda, der den Gebeten ihres Feindes ein geneigteres Ohr geliehen hatte als denen der Wavuma? Es konnte ja irgendein teuflisches, entsetzliches Wesen enthalten, etwas den bösen Geistern Ähnliches, die ihre Phantasie in den Stunden der Traurigkeit und Melancholie angerufen hatte. Es lag eine so kecke Zuversicht in seinen noch dazu unerklärlichen Bewegungen, die überall hin Schrecken verbreitete.

„Sprecht“, wiederholte die ernste Stimme, „wir können nicht länger warten.“

Unverzüglich antwortete ein Mann, offenbar ein Häuptling: „Es ist genug; laßt Mtesa zufrieden sein. Wir wollen heute noch den Tribut einsammeln und wollen zu Mtesa kommen. Kehre zurück, o Geist, der Krieg ist zu Ende!“ Darauf fing der geheimnisvolle Bau an, sich feierlich nach der kleinen Bucht zurückzubewegen, wo er verfertigt worden war, und die Viertelmillion wilder menschlicher Wesen, welche dieser außerordentlichen Scene zugesehen hatte, stieß ein Freudengeschrei aus, das den Himmel zu zerspalten schien.



Stanleys geheimnisvolles schwimmendes Fort.

Während Stanley hier aber nur als Ratgeber eines mächtigen Königs sich am Kriege beteiligte, mußte er später, als er den Kongo von Njangwe abwärts fuhr, oft selber mit seinen schweren Büchsen am Kampfe teilnehmen, um sich seinen Weg durch die den Strom versperrenden Kanoeflotten der Wilden zu bahnen. Tippu-Tib, der bekannte arabische Sklavenhändler, war im November 1876 gegen klingende Entschädigung durch einen guten, in Sansibar zahlbaren Wechsel sein Begleiter während des ersten Monats, als sie längs des Stroms über Land stromabwärts marschierten, verließ aber Stanley bald, nachdem letzterer sich entschlossen hatte, nach Eroberung von 22 Kanoes mit dem von England hierher gebrachten Boot „Lady Alice“ und seinen circa 150 Sansibarern den Weg zum Ocean allein zu finden. Auf dieser ewig denkwürdigen Stromfahrt, die vom Dezember 1876 bis August 1877 dauerte, gab es anfangs fast täglich Gefechte

mit den Anwohnern des Stromes, welche sich der Weiterfahrt widersetzten, um sie zu plündern und schließlich nach Kannibalen-  
sitte aufzufressen, wie die fortwährenden Anrufe: „Euer Fleisch,  
euer Fleisch wollen wir haben“, in erschreckender Deutlichkeit  
bewiesen. Aber nicht allein von den Menschen drohte Lebens-  
gefahr, sondern vom Strom auch, als sie sich Mitte Januar den  
von Stanley zuerst entdeckten und nach ihm benannten Strom-  
schnellen und Fällen näherten und dieselben trotz aller Bedrängnis  
zu Wasser und zu Lande passieren mußten. Von der Art dieser  
steten Kämpfe auf dem Strom mag das große Gesecht eine Vor-  
stellung geben, als sie sich, unter  $0^{\circ} 50'$  südl. Br. angekommen,  
vor der Mündung des mächtigen Aruwimi in den Kongo (welchen  
Stanley damals noch Livingstone nannte) von einer zahllosen  
Flotte sehr großer Kanoes angegriffen sahen.

„Wir hatten noch hinlängliche Zeit, um über die gewaltige  
Streitmacht, welche auf uns lossteuerte, eine genaue Übersicht zu  
gewinnen und die Kriegsfahrzeuge, welche aus dem Livingstone  
und seinem großen Nebenfluß zusammengebracht worden waren,  
zu zählen. Es waren im ganzen vierundfünfzig! Ein ungeheuer  
großes Kanoë fährt voran, mit zwei Reihen aufrechtstehender  
Ruderer, je vierzig Mann zu jeder Seite, welche ihre Körper ganz  
symmetrisch hin- und herbiegen, indem sie das Ungeheuer mit  
einem immer lauter anschwellenden barbarischen Chorgesang gegen  
uns herabtreiben. Am Bug stehen, wie es scheint, auf einer  
Art Plattform zehn auserwählte junge Krieger, die Köpfe pracht-  
voll mit roten und grauen Papageiensedern geschmückt; auf dem  
Hinterteil steuern acht Männer mit langen Rudern, deren oberste  
Enden mit Elfenbeinkugeln verziert sind, das ungeheuer große Fahr-  
zeug, und vom Schiffsnabel bis zum Stern sieht man zehn  
Männer, welche Häuptlinge zu sein scheinen, hin- und herspringen.  
Alle Ruder haben am Oberende Elfenbeinkugeln, alle Köpfe der  
Mannschaft tragen Federnaufsätze, an jedem Arme glänzen weiße  
Elfenbeinarmringe. Vom Bug des Kanoes flattern dicke Franzen  
der langen, weißen Hyphänepalmfasern herab. Der schmetternde  
Klang der großen Trommeln und der hundert mit vollster Kraft-  
anstrengung geblasenen Elfenbeinhörner und ein aus tausend  
Menschenkehlen scharf gellender Kriegsgefang dienen wahrlich nicht  
als Linderungsmittel für unsere aufgeregten Nerven oder zur  
Stärkung unsers Vertrauens. Doch jetzt heißt es: entweder —



Stanley's Camp an der Mündung des Anwimi.





oder! Wir haben keine Zeit zu langen Gebeten oder zu empfindsamen Blicken auf die wilde Welt, nicht einmal zu einem ihr zugerufenen melancholischen Lebewohl. Gar viele andere Dinge wollen schnell und zugleich gut besorgt sein.

„Während das vorderste Kanoe mit Ungestim heransfährt und seine Genossen zu beiden Seiten das Wasser aufschäumen und an ihren scharfen Schnäbeln sich zu hohen Wellen erheben lassen, wende ich mich um, werfe einen letzten Blick auf meine Leute und sage zu ihnen:

„Kameraden, seid so fest wie Eisen; wartet, bis ihr den ersten Speer seht und dann ziele! gut. Feuere nicht alle auf einmal. Zielt kaltblütig so lange fort, bis ihr euern Mann sicher aufs Korn genommen habt. Denkt nicht an eine Möglichkeit der Flucht, denn nur eure Flinten können euch retten!“



Ein Riesenkanoe.

„Das Ungeheuer von Kanoe nimmt seine Richtung gerade auf mein Boot los, wie wenn es uns in den Grund bohren wollte; als es aber nicht mehr 50 m entfernt ist, schwenkt es zur Seite und sobald es uns fast gegenübersteht, schleudern die Krieger vom Vorderteile aus ihre Speere und auf beiden Seiten des Kanoes entsteht ein Lärm durch die hin- und herlaufenden Krieger. Aber jedes andere Geräusch geht bald in dem Krachen und Knattern unserer Gewehrsalven unter. Fünf Minuten lang sind wir so ganz von unserm Gewehrfeuer in Anspruch genommen, daß wir auf gar nichts weiter achten, aber nach Verlauf dieser kurzen Zeit werden wir gewahr, daß der Feind sich ungefähr 200 m weiter oben zu sammeln sucht.

„Das Blut kocht uns jetzt in den Adern. Es ist eine mörderische Welt und wir fühlen zum ersten mal, daß wir solch schmutziges, gefräßiges Gesindel hassen, das sie bewohnt. Wir lichten deshalb unsere Anker und verfolgen die Kannibalen stromaufwärts an dem rechten Ufer entlang, bis wir, um eine Landspitze herumfahrend, ihre Dörfer zu Gesicht bekommen. Darauf fahren wir geradeswegs auf das Gestade los und setzen das Ge-

secht in den Dorfstraßen fort mit denen, die gelandet sind, verjagen sie in die Wälder und lassen erst dort zum Rückzug blasen, nachdem wir den verwegenen Kannibalen in etwas rauher Form einen Gegenbesuch abgestattet haben.“

Der Sieg wurde belohnt durch eine Beute von 33 Elefantenzähnen, welche als Dachträger eines Tempels dienten, sowie von circa 100 keilförmigen Klumpen Elfenbeins, die zu Mörserkeulen, um Kaffavemehl zu stampfen, oder zu Armbändern, Kugeln und Hämmern bestimmt waren. Eine Menge kunstvoll geschnittener oder gearbeiteter Geräte für Haus- und Kanoegebrauch legte Zeugniß ab von vorgeschrittener Kultur, aber ebenso fanden sich in den zahlreichen von hohen Stangen herabgrinjenden Menschen- und Affenschädeln zahlreiche Beweise für die Menschenfressergelüste der Bewohner.

Noch einmal mußte Stanley einen schweren Kampf ums Leben, den einunddreißigsten, durchfechten, und zwar mit den räuberischen Bangala. Der Kampf wurde um so ernster, als dieser Stamm schon mit Gewehren bewaffnet war. Vergeblich versuchte er mit Güte unter Angebot von Tauschwaren aller Art an den Feinden vorbeizukommen und mit friedlichen Anrufen sie versöhnlich zu stimmen.

Die Eingeborenen eröffneten das Feuer und verwundeten fünf von Stanleys Leuten. Die dabei abgefeuerten Geschosse waren Stücke ausgezackten Eisens und Kupfererzes, welche den von den Aschantis gebrauchten genau glichen. Nach dieser mörderischen Gewaltthat bemühte sich Stanley nicht weiter, den Frieden zu sichern. Die Schilde wurden schnell emporgehoben und erwiesen sich als vortreffliche Schutzwaffen gegen den Hagel von Metallstücken. In das Boot, in die Schilde und Kanoes schlugen die Geschosse viele Beulen, aber nur wenige Schilde wurden durchlöchert.

„Der Kampf wurde nun hitzig und dauerte so lange, daß von neuem Munition ausgeteilt werden mußte. Wir bemerkten, daß bei der längern Dauer des Gefechts jedes Dorf sein Kontingent herbeisandte. Um 2 Uhr kam ein Kanoe, dessen Mannschaft offenbar betrunken war, in bramarbasierender Weise herangefahren und feuerte auf uns aus einer Entfernung von noch nicht 30 m. Mein Boot machte augenblicklich Jagd auf dasselbe und nahm es, aber die Mannschaft sprang in den Strom und

wurde, da alle ausgezeichnete Schwimmer waren, durch das rechtzeitige Herankommen ihrer Freunde gerettet. Um 3 Uhr zählte ich 63 gegen uns agierende Kanoes. Einige der Bangala, wie sie dies selbst durch ihr eigentümliches Geschrei: «Jaha-ha-ha, Ja Bangala! Ja Bangala! Jaha-ha-ha!» offenbarten, zeichneten sich durch eine Kühnheit und einen Mut aus, der, wie ich um unfertwillen mit Freuden bemerkte, nicht allgemein war. Als Hauptheld trat besonders ein junger Häuptling hervor; er unterschied sich von den andern Kriegeren durch seinen Kopfschmuck und kurzen Mantel aus Ziegenfell, trug Gewinde von so dickem Messingdraht um Hals, Arm und Beine, daß sie jene Körperteile gegen Geschosse zu sichern vermochten, und seine ganze Erscheinung zeigte, daß er eine bedeutende Persönlichkeit war. Er hatte zehn Gefährten auf seinem Kanoe, und sein Steuermann lenkte durch seine Geschicklichkeit und Gewandtheit das Kanoe so vortrefflich, daß er, so oft er und seine Genossen ihre Gewehre abgefeuert hatten, gleich darauf nur das Borderteil und eine schmale Linie aufrechtstehender Figuren uns zum Zielpunkt bot. Jedesmal wenn er heranzuhr, um seine Schüsse abzugeben, schienen alle Kanoes seiner Landsleute durch sein Beispiel zur Nacheiferung angefeuert zu werden. Wenn man auf jedes der 63 Kanoes durchschnittlich 5 Flinten zählte, so ergaben sich 315 Gewehre, welche unsern 44 gegenüberstanden. Die Feinde setzten irrtümlich voraus, daß ihre Metallstücke dieselbe durchbohrende Gewalt und Tragweite hätten, wie unsere Geschosse. Nur einige der Kühnsten näherten sich, nachdem sie unser Feuer erprobt hatten, bis auf etwa 100 m; aber der junge, bereits erwähnte Häuptling kam bei seinen häufigen Angriffen bis auf 50 m heran und schleuderte uns dann jedesmal in einer vollen Salve eine Menge von Projektilen zu, welche aber glücklicherweise fast alle zu hoch oder zu niedrig gingen. Schließlich verwundete ihn Manwa Sera mit einer Snider-Kugel am Schenkel. Der brave Kerl nahm kaltblütig und vor unserer aller Augen ein Stück Zeug, legte sich bedächtig einen Verband an und zog sich dann ruhig nach dem Ufer zurück. Sein ganzes Benehmen hatte etwas so Nobles und Anständiges, daß ich den Befehl erteilte, ihn auf seinem Rückzuge nicht weiter zu belästigen. Nach seinem Weggange wurde das Gewehrfeuer unbeständig und um 5 $\frac{1}{2}$  Uhr nachmittags zogen sich unsere Gegner zurück und ließen uns nun Zeit, für unsere

Bermundeten zu sorgen und wegen unsers Erfolgs dreimal ein aufjauchzendes Freudengeschrei zu erheben.“

Mit welchen Augen einige Jahre später, als Stanley mit einem kleinen Dampfer zu den Bangala und nach dem Aruwimi zurückkehrte, sich die einstigen Gegner angeschaut und gemessen haben mögen, kann man sich nach diesen Vorkommnissen leicht denken.

Seine weitere Stromfahrt längs der nunmehr auch durch andere Reisende bekannter gewordenen Stromufer übergehen wir, da zwei Bilder, die Umgehung der Katarakte zu Lande und der notwendig gewordene Bau neuer Kanoes hinlänglich andeuten,



Landtransport von Kanoes.

mit welchen Mühseligkeiten er bis zur Ankunft in Boma zu kämpfen hatte, ganz abgesehen von dem Übelstande, daß nicht allein seine Tauschwaren auf die Neige gingen, sondern auch dem Geschmack und der Mode, die in den erreichten Gegenden herrschte, nicht entsprachen und dadurch in den Augen der in dieser Hinsicht höchst eigensinnigen Eingeborenen geradezu wertlos geworden waren.

In jetzigen Tagen wird gar kein Versuch mehr gemacht, den Weg zwischen Boma oder Bivi und dem Stanley-Pool anders als zu Lande zurückzulegen; die zahlreichen auf dieser langen Strecke vorkommenden Stromschnellen und Wasserfälle sind als durchaus unpassierbar erkannt, und man durchmißt sie ausnahmslos zu Lande mit Karawanen von 16—20 Mann, um mit der Ver-



Bau eines Kanoe.



pflege keine Schwierigkeiten zu finden. Das Land ist durchweg wellenförmig; mit 3—4 m langem harten Graze bestandene Höhenrücken wechseln fortwährend ab mit tiefliegenden, mit üppigem Baumwuchs und Galeriewaldungen längs des durchfließenden



Die Jellala-Wasserfälle.

Baches oder Flusses bestehenden Thälern, in denen die tropische Sonne außerdem ihre lieblichsten Blüten treibt.

Wir glauben nach allen vorausgegangenen aufregenden Erzählungen von Marschbeschwerden und Kämpfen ums Dasein, welche die Aufschließung des dunkeln Weltteils begleiteten, die-

selben nicht besser abschließen zu können, als indem wir ihnen einen Tag friedlichen Stillebens folgen lassen, in welchem ein Naturforscher die jetzt dort herrschende friedliche Stille am großen Strom uns vorführt. Der Engländer Johnston machte im Jahre 1883 eine Reise den Kongo aufwärts, welche ihn bis Bolobo, der Residenz des Königs Ibaka mit dem berühmten Hut, dem Aufbewahrungsort seiner vornehmsten Schätze, führte und auf der Rückreise zu einem zweiundvierzigstägigen Halt in Mvuata veranlaßte. Dort residierte im Auftrage der inzwischen gegründeten Kongo-Gesellschaft deren Vertreter, der frühere belgische Offizier Baussen, und unter dessen allerdings nur bedingtem Schutz lag Johnston seinen Studien ob. Die Ereignisse verschiedener Tage zu einem typischen zusammenfassend bekennt er, daß das Leben „angenehm einförmig“ war.

„Wenn auch das Programm meines Tages in seiner Anordnung fast unveränderlich war, so boten doch die Einzelheiten jedes Studienzweiges beständige Abwechslung und stets etwas Neues. Darum blicke ich, eingedenk des Spruches «daß glücklich die Völker sind, welche keine Geschichte haben», obschon keine wunderbaren Abenteuer oder seltsamen Begegnisse sich ereigneten, doch auf meinen sechswöchentlichen Aufenthalt in Mvuata als auf die glücklichste in Afrika je verlebte Zeit zurück.

„*«Les jours s'écoulent et se ressemblent»* und die detaillierte Schilderung eines auf dieser Station zugebrachten Tages wird als die Geschichte der übrigen einundvierzig dienen können, wenn man nur die wenigen seltenern Ereignisse oder Ausnahmefälle einschaltet.

„Mein tägliches Leben beginnt um  $\frac{1}{2}$  6 Uhr, wenn ich eine unbestimmte Vorstellung davon bekomme, daß der den Eingang meines Zimmers verdeckende Vorhang nicht länger nächtlich dunkel ist, sondern ein kaltes helles Licht durchläßt. Was mir zunächst auffällt, ist die ungewohnte Stille: die Heimchen lassen plötzlich mit ihrem verzweifeltsten «Krick, Krick, Krick» nach, welches die ganze Nacht hindurch ertönt hatte, und es stellt sich eine leichte Pause ein zwischen den Tönen der Finsternis und des Lichts in der Natur. Das Schweigen dauert nicht lange, denn die Tureltauben beginnen in dem nahen Walde zu «frühen», und ein Flug grauer Papageien kommt mit lautem Pfeifen und lustig fröhlichem Richern über mein Dach gezogen. Ein schriller Chor zwitschern-



der Webevögel und Wachschnäbel erhebt sich von den Grassfeldern, die Kuckucks lachen von Baum zu Baum, und aufwärts vom Flusse her ertönt der metallische Klang der Stimme des schnellfliegenden Regenpfeifers. Es ist Tag; ein dünner Sonnenstrahl stiehlt sich durch den Spalt zwischen Vorhang und Thürpfosten herein und zerschneidet mein Moskitonez wie mit goldenem Schwerte. Ich zaudere nicht länger; die träge Ruhe der Nacht ist vorüber, und ich sehne mich ungeduldig nach frischer Luft und emsiger Thätigkeit. Den Musselin lüftend, welcher mir Sicherheit gegen alle Moskitobisse während der Nacht verbürgte, werfe ich ihn etwas undankbar in eine Ecke, schiebe den Vorhang, welcher den thürlosen Eingang verhüllte, beiseite, trete in die freie, etwas kühle Morgenluft und rufe laut «Heda! Faradschi!» Faradschi, welcher gerade den Turban um seinen Kopf windet und seinen leichten Anzug nach dem Flußbade, welches seine Haut erglänzen ließ, ordnet, kommt mit gelehrigem Eifer nach meinem Zimmer und hilft mir meine hastige Toilette vollenden. Dann wird der Vorhang über dem weiten Eingang ganz gelüftet, das gelbe Sonnenlicht durchleuchtet das Zimmer und läßt alle Arten seltsamer Creaturen erkennen, welche über Nacht meine nächsten Schlafgenossen gewesen sind. Große blauschwarze Sammetspinnen verbergen sich an der Lehmwand, eine hübsche Eidechse schlüpft unter das Bett, während ringsum auf der Mattendiele, an den Wänden, auf den Risten jene abscheulichen Grillen sitzen, diese Heimchen, deren Zirpen mich in den wachen Stunden der Nacht so ermüdet und gelangweilt hat. Jedoch ich überlasse es Faradschi, diese Geschöpfe zu verjagen und zu erschlagen, immer mit Ausnahme der Eidechse, der man durchaus keinen Vorwurf machen kann, und der Spinnen, welche so manche Fliegen wegschnappen, und dann gehe ich hinüber an den Frühstückstisch im anstoßenden Zimmer — unserm Speisesaal —, dort die Ankunft unsers Wirts Zaussen abzuwarten. Plötzlich tritt er ein, nicht aus seinem Schlafzimmer, sondern aus der äußern Säulenlaube. Es liegt Wut auf seinem Gesicht, gemischt mit kühnem Verlangen nach Rache. Ich errate die Sachlage — ein Leopard ist dagesewesen, während wir schliefen, und eine Milchziege ist aus unserer Herde verschwunden. Nein, es ist schlimmer, drei von unsern vier Milchversorgern sind erwürgt worden und die vierte ist am Halse verwundet und geht jämmerlich meckernd einher.

Das ist wirklich ein Unglück, aber bei alledem ist es ja schon mehrmals vorgekommen, und so setzen wir uns zum Ambiß nieder und erörtern voller Fassung die beste Weise, wie dem Sünder eine Falle zu stellen sei. Nachdem die Mahlzeit vorüber ist, geht Banssen fort, um die Leute Revue passieren zu lassen und die täglichen Arbeiten anzuordnen, während ich mit Faradschi, Mastä und Imbono zu einer Morgenstreiferei nach dem Walde am Flusse ausrücke. Vielleicht setze ich zu dem Zweck nach dem andern Ufer über, denn das Nordufer des Kongo ist eine fast unbewohnte Wildnis, teilweise der Natur völlig überlassen. In solchem Fall gehen wir an das lehmige Ufer unterhalb der Station, machen ein Negerkanoe los, einen «Außenremmer», vielleicht 5 m lang und allerhöchstens 1 m breit. Vor der Einschiffung wird der Himmel sorgfältig gemustert, um den wahrscheinlichen Gang der Witterung für die wenigen nächsten Stunden festzustellen, weil, wenn ein Sturm drohen sollte, es Tollheit wäre, uns auf den Fluß hinauszuwagen. Lautet der Spruch «beständig, schön», so besteigen wir das Kanoe, die Leute ergreifen die Remen, und das schwankende Gefährte mit seiner unangenehm schaukelnden Bewegung von Seite zu Seite, welche nacheinander jeden Bootsrand ans Wasser bringt, arbeitet sich mühsam stromaufwärts durch. Wir passieren den Landungsplatz von Mjuata oder Gobila, wie es zuweilen nach dem Fürsten genannt wird, wo alle Kanoes auf den Strand geholt oder an aus dem Wasser ragenden Pfählen befestigt sind und wo eine Schar kleiner Kinder sich an den allen Kindern gemeinsamen unschuldigen harmlosen Spielen ergötzt, während einige ältere fischen oder sich für eine Tour rüsten; wir fahren an den Bananengebüsch vorbei, welche an die Gruppen der gelb bedachten Häuser stoßen, darauf an dem großen, mauerartig den Fluß säumenden Wald vorüber, in welchem die sich spreizenden unschönen Rotangpalmen über die stolzen Wollbaumstämme emporklettern, unzart und ungleich in ihrem Aufsteigen, aber von dem unerfülllichen Verlangen erfüllt, sich über alle Gegenstände zu erheben. Dann erreichen wir einen gewissen abgestorbenen Baum, welcher vornüber auf den Strand gefallen ist und der seine blattlosen, mit kleinen Wasservögeln besetzten Zweige schwermütig in die Lüfte streckt; bei dieser Landmarke wenden wir und kreuzen den Kongo nach einer kleinen Bucht oder Hafestelle fast gegenüber Mjuata. Wegen der Stärke der Ström-

mung müssen wir beinahe 2 $\frac{1}{2}$  km stromaufwärts rudern, damit wir am gewünschten Orte landen und die unvermeidliche Abtrift des Kanoes gut machen. Wenn wir vom Ufer abstoßen, um den breiten Kongo so schnell als möglich zu überfahren, so giebt es immer gewisse Ängsten. Bevor wir das seichte Wasser verlassen, kann ein Flußpferd kommen und uns in Havarie bringen, oder einmal mitten in der gewaltigen Strömung, wo die Wellen die eine über die andere stürzen, kann ein Windstoß unser «Fall-um» plötzlich über Kopf werfen. Jedoch das entgegengesetzte Ufer kommt näher und näher, endlich fahren wir in eine kleine stille Bucht hinein, auf welche wir zugesteuert haben und wo ein ruhiger Nebenlauf des Stromes von einer Waldspitze geschügt wird. Hier wird das Kanoe an einen umgefallenen Baum angebunden, das Zelt zur Beschützung der schwerern Bagage und der «batterie de cuisine» vor der Sonne aufgeschlagen; während wir unsern Koch zurücklassen, damit er mit den Zurüstungen zum Mittagmahl beginne, wird meinerseits in eifriger Hast der offene Strich weißen Sandes verlassen, um, einem Elefantenpfade folgend, uns in den kühlen Wald zu vertiefen.

„In der Heimat bin ich ein Feueranbeter, in den Tropen verehere ich die Bäume. Mein Herz ist mit den wandernden Juden von ehemals, welche «sich hohe Häuser und Bilder und Lauben machten, auf jedem hohen Berge und unter jedem grünen Baume», und die trotz gelegentlicher bilderstürmender oder «baumstürmender» Gesetzgeber, welche aufstanden und die Wälder niederschlugen, wiederholt von ihrem strengen ernstern Wüstenglauben — dem Glauben des Hiob und des jetzigen Beduinen — in den mildern Kultus des hohen schattenspendenden Baumes zurückfielen. Der Wald wird am besten im Lande der Sonne gewürdigt, wo seine kühle grüne Dunkelheit so verführend gegen die starke weiße Hitze im Freien absticht. Vorsichtigen Schrittes und langsam folgen wir deshalb der Elefantenspur und vermeiden das Knacken der Zweige, die dornigen Äste und die Ameisenester der Gebüsch. Je weniger Geräusch wir in diesem Heiligtum der Wildnis machen, desto mehr werden wir von seinem vornehmen Leben sehen. Pst! — Horch, was war das? Andauerndes Krachen im Walde begleitet meine Frage, dann ein Krauschen des Laubes. Faradschi zupft mich am Ärmel und flüstert:

«*Tembo, Buana, tembo.*» Darauf sehe ich in der von ihm angedeuteten Richtung durch die Stämme und das niedere Gebüsch eine graue Masse. Es ist ein Elefant, der, gleichviel ob er uns hört oder nicht, ruhig seiner Ähng nachgeht. Wir folgen etwas zagend unserm Wege unter dem Geräusch der knackenden, brechenden Zweige und nachgebenden Blätter, durchaus entschlossen, den Elefanten unbehelligt zu lassen; denn von welchem Nutzen würde meine kleine Vogelflinte gegen seine Haut oder seinen knöchigen Schädel sein? Jetzt zeigen sich große runde Wasserlöcher auf unserm Wege, da wo die Elefantensfüße in den weichen Boden eingedrungen sind und der Regen die Vertiefungen ausgefüllt hat. Die Eintagspfluhle wimmeln trotzdem schon von Leben. Kleine gestreifte Frösche quaken auf den Rändern, Myriaden glänzender Wasserjungfern und Wasserspinnen huschen leicht über die Oberfläche hin, und in den schlammigen Tiefen scheinen sich viele undefinierbare Geschöpfe hin und her zu bewegen. Wieder ein Warnungsruf von Faradschi. Ich sehe nach oben und erkenne über meinem Kopf einen schwarzen Flecken in dem dichten Gezweig. Es ist irgendein großer Vogel, ich feuere meine kleine Kammerflinte ab, und herunter kommt er mit vielem Flügelklatschen und gelegentlich in den Gabelungen der Zweige hängen bleibend, bis er als lebloser Klumpen ins Gras zu meinen Füßen niederstürzt. Es ist ein großer Preis — der schöne blaue Pisangefresser, ein wegen seines lieblichen Gefieders und schätzbaren Fleisches angesehenen Vogel. Nach dem Knall der Flinte herrscht augenblicklicher Schrecken unter den freien Bürgern des Waldes. Wir hören, wie der Elefant sich durch die Waldblößen zurückzieht, viele Vögel laut und zornig von ihren ungesesehenen Lauerposten rufen, die Fischadler sich Luft machen in fast hysterischem Kreischen und die Ruckucks cynisch lachen; — für eine Weile ist der Zauber des Friedens mit rauher Hand durchbrochen. Aber Verbrechen sind im Walde bald begraben und vergessen, und nach einer kurzen Pause der Überraschung geht alles wieder der Nahrung, dem Gefecht und der Liebeständelei nach.

„Langsam durchschreiten wir diesen Waldstreifen, bis wir die kleine Halbinsel durchquert haben, welche uns von unserm Landungsplatze trennt. Wir treten jetzt sachte hinüber nach einer winzigen Bai oder dem kleinen Sunde zwischen zwei Vorgebirgen, welche in ein grünes grasiges Hinterland verlaufen. Hier

ist eine Malerstudie zu entwerfen, welche sich in jeder Kongo-Landschaft wiederholt. Ein Waldsaum mit seinem Spiegelbilde im stillen Wasser und ein alter knorriger und verwitterter Baumstumpf im Vordergrunde, halb im Schlamm, halb hoch und trocken darüber auf dem weißen Sande. Wer nicht zu nahe herantritt, kann die Krokodile unter den Zweigen des gefallenen Baumes liegen sehen, die Rachen offen aus reiner Schläfrigkeit und die Leiber bewegungslos in dem warmen seichten Wasser oder sie wärmend und bakend im hellen Sonnenlicht, die ganze Bestie schwelgend im Gefühl des dolce far niente. Auf, unter und um sie die Fülle lieblicher Geschöpfe, Wasser- und Sumpfvögel sich furchtlos das Gefieder ordnend zwischen den Krokodilen, mit denen sie ein festes gegenseitiges Bündnis geschlossen zu haben scheinen. Die Krokodile haben sich verpflichtet, die Vögel nicht zu fressen, und dafür halten die Vögel scharfen Ausguck, die Krokodile mit lautem Geschrei vor dem einzigen Feinde, dem Menschen, zu warnen. Ich habe diese seltsame Vertraulichkeit zwischen diesen so sehr verschiedenen Geschöpfen auf allen afrikanischen Flüssen beobachtet. Wie muß das Hinzutreten des weißen Mannes auf die Beziehungen zwischen vielen der höhern Arten Wirbeltiere eingewirkt haben, wenn es sie zwang, alle ihre früher vorhandenen Befürchtungen, Streitigkeiten und räuberischen Gelüste der gemeinsamen Furcht vor dem gemeinschaftlichen Feinde unterzuordnen! Wen konnten die Krokodile gefürchtet haben, bevor dieser außergewöhnliche Affe sich unterfang, zu erschlagen statt erschlagen zu werden? Von dem Tage an, als der erste Urmensch mit einem Steine nach dem Auge eines Krokodils warf oder ihm mit einem scharfen Pfeil ins Auge schoß, muß dieses seltsame trauliche Bündnis zu gegenseitiger Verteidigung zwischen dem Krokodil und den die Ufer besuchenden Vögeln geschlossen sein. Auf dem verwitterten Baumstumpf und den vielen verschlungenen Knorren, die aus dem Wasser hervorragen, sitzen nun die Störche, die Rohrdommeln, die Reiher und die Schlangenhalsvögel. Fette Pelikane hungern längs des schlammigen Randes der kleinen Flusswellen, Sporen- und ägyptische Gänse stehen in kleinen Gruppen auf dem Lande umher, und die Zickzack-Regenpfeifer mit den gelben Bärten und Sporen an den Flügeln hüpfen auf den Köpfen der Krokodile herum, und wenn sie nicht, wie einige annehmen, ihnen zwischen den Zähnen herumspicken, so sitzen sie doch

auffallender und man kann gleich hinzufügen tollkühner Weise furchtlos zwischen den Kinnbacken der grimmen Saurier.

„Ah! Faradschi, du hast den Zauber zerstört! Aufgeschreckt durch einen plötzlichen Überfall schwarzer Ameisen auf seine unbeschützte Haut, hat er einen lauten Klapp gegen sein Bein ausgeführt, das von den großen Kinnbacken dieser hartköpfigen Insekten jämmerlich zerbissen worden war. Der Reiz ist verschwunden, das Bild zerstört, Störche und Reiher fliegen weg nach weit entfernten Ufern, die Pelikane platschen ins Wasser und eilen halb fliegend halb schwimmend fort, bis sie aus Sicht sind, und die erboften Regenspfeifer wecken mit ihrem lauten menschenähnlichen Ruf die Krokodile und richten, nachdem sie ihre Freunde sachte haben in die Tiefen gleiten sehen, einige andere Schimpfwörter gegen uns, um dann mit ihren schwarz-weißen Flügeln übers Wasser nach einem andern entfernten Punkt des Ufers zu eilen, wo sie ihre reizenden Schwingen unter bescheidene graue Flügeldecken verbergen, und am Ufer in der selbstzufriedenen Vorstellung sich ergehen, daß sie die mörderischen Neigungen dieser häßlichen Menschen einmal wieder zu Schanden gemacht haben. Es bleibt uns nur die Umgebung dieser Gesellschaften von Vögeln und Krokodilen, aber auch diese ist eines Studiums für sich wert. Im Vordergrunde der umgefallene Baum mit seinen scharfen Gegensätzen von Licht und Schatten, und unter ihm der gelbe Sand und grüne Schlamm. Dann der Streifen ruhigen Wassers, das zunächst den mannigfaltigen Himmel mit seinen Wolkeneffekten von Eisengrau und schneeigem Weiß, geheckt mit Flecken von glänzendem Blau, wiederstrahlt — während der Ton des roten sandigen Bodens, wenn zurückgeworfen, aus den Untiefen zurückleuchtet — und darüber das glasartige Bild des wie ein Wall in geringer Entfernung sich erhebenden Waldes, welches wie die Wirklichkeit über ihm aussehen würde, verrieten nicht die gelegentlichen Schrammen im Silberweiß, daß die leichte Briele dort das Wasser kräuselt. Im wirklichen Forst könnte man, wenn er auch um einige hundert Meter entfernt ist, viele Einzelheiten in dem klaren Mittagslicht beobachten. Da giebt es tiefdunkle Schatten und hellerglühende Massen gelbgrünen Laubes; weiße Skelette von eingegangenen und laublosen Bäumen und das phantastische Geschlecht smaragdgrüner Kletterpalmen, welche ihre unordentlichen Wedel über die Wasserkante vorstrecken, die

unverschämt spähenden Köpfe in jede Tiefe der Vegetation stecken und gleichzeitig über die Wipfel der höchsten Bäume hinausschauen. Jenseit des Waldes bildet der Himmel den Hintergrund, und in welchen Himmel schaut man hinein! In Afrika sind während der Regenzeit die Wolkenbildungen Gemälde für sich selbst. Diese stolzen Massen von Wasserdampf, welche in dünnen Schichten von blau und grau über dem scharfbegrenzten Horizont des Kongo allmählich höher emporsteigen, Flügel und Beine ausstrecken, erheben gemach ihre schneeigen Häupter und glänzenden Arme über die Lüfte — während ihre dunkeln Leiber in verlängerter Perspektive sich strecken und dehnen, bis sie in Nebel verdunsten — als ob sie in ihrer Herrschsucht das ganze Himmelsblau erobern und regieren wollten. Dann zerfallen sie gerade in den Momenten stolzester Entwicklung wie unlenksame Weltreiche. Eine Provinz nach der andern löst sich ab und schwebt unabhängig weiter; aus der einen großen Wolke, welche soeben noch drei Viertel des Himmels einnahm, entstehen eine Menge kleiner Wölkchen, jede mit einem dunkelgrauen Innern und einem weißen Rande, und diese lassen in ihrer Teilung und Trennung das Sonnenlicht durch ihre Zwischenräume und Lücken in ebenso viel Pfeilen und Schwertbreiten goldig durchschimmern, bis diese Wolkenriesen völlig zerstückelt und in Unordnung gebracht durch ihren leichtfüßigen Gegner, den Wind, von dem blauen Himmel weggefegt werden und der Himmel für eine Zeit lang wieder klar und heiter erscheint. Aber das dauert nicht lange: während ich mein Frühstück im Schatten einer Palmengruppe einnehme, wird die Luft erstickend schwül; über dem Wasser liegt der schimmernde Widerschein der Hitze, die Krokodile auf den entfernten Sandbänken schnappen mit weitgeöffnetem Rachen nach Luft, die Fliegen vergessen zu beißen, die Vögel und Insekten hören auf zu zirpen — achtungsvolles Schweigen herrscht ringsum. Da ist etwas im Anzuge, jedes lebende Wesen fühlt den Waffenstillstand und den bevorstehenden Kampf. Faradschi kommt zu meinem Unterschlupf und auf einen Streifen offenen Wassers deutend, da wo der Kongo den Himmel berührt, zeigt sein Finger nach einer kleinen dunkeln Nebel- oder Regenwolke, welche gestaltlos und bis jetzt noch schmal begrenzt ist. Sie ist die Vorhut einer achtunggebietenden Armee der wohlgeschulnten Heerkörper des Sturmfeindes, welcher in seinem Kampf um die Herrschaft des Himmels jetzt

seine äußersten Kräfte einsetzen will. Die frühern Wolken waren, mit ihnen verglichen, nur leichte Plänkler, auf deren Bewegungen selbst meine wetterkundigen Sausibarer nicht acht gaben; jetzt aber kommen sie alle zu mir heran, obwohl der Himmel noch überall ein fleckenloses Blau mit einziger Ausnahme des dunkeln Tüpfelchens am östlichen Horizont zeigt und rufen mir mit besonderer Betonung zu: «es giebt Regen».

„Da ich fürchten mußte, durch den heranziehenden Sturm für die übrigen Stunden des Tages von Mjuata abgeschnitten zu werden und vielleicht eine Nacht in diesen feuchten und triefenden Wäldern zubringen zu müssen, so dachten wir nur noch daran, von einer kurzen Spanne freier Zeit Vorteil zu ziehen und über den Kongo zu setzen, bevor die Elemente unsere Überfahrt hindern würden. Die Zeichengeräte wurden deshalb rasch zusammengepackt, das Zelt abgeschlagen und aufgerollt, der Rest des Frühstückes den Ameisen und Vögeln überlassen, das Kanoe rasch flott gemacht — und fort rudern wir aus unserm kleinen stillen Hafen in den freien Kongo hinaus. Wie der Wind sich aufmacht! In fünf Minuten ist aus dem Nebel eine schwarze rings um den Horizont dichtgedrängte Wolkenmasse geworden. Der entfernteste Saum des Wassers sticht in Unheil drohendem Weiß gegen die schwarze Wolkenbank darüber ab; aber noch haben wir Zeit. Wir rudern mit fieberhafter Anstrengung — ja, wir, denn auch ich bemühe mich, mit gemessenen Ruderschlägen die Geschwindigkeit zu vermehren. Sollen wir denn nie über den meilenbreiten Strom kommen?

„Da geht's los, das Artilleriefeuer beginnt. In weiter Entfernung blizt und leuchtet es ab und zu auf. Bis jetzt bleibt es aber noch still. Wir sehen den Blitz, hören aber den Donner nicht. Das Wasser gleicht einer festen Glasmasse; rechts von uns lächelt es uns noch blaufarben zu, aber sturmwärts sieht es düster grau aus, je ferner desto dunkler. Horch, da erschallt der Donner, erst leise murmelnd, aber untermischt mit gelegentlichen vereinzelt Schlägen und einem Widerhall wie von einzelnen Schüssen. Ein Drittel des Himmels ist schon von einem Schleier gleichmäßig schwarzgrauer Wolken bedeckt, nur an einer Stelle von einem kleinen weißlichen Flecken unterbrochen, in welchem ein phantasiereiches Auge wohl einen General auf weißem Pferde erkennen könnte, der die Bewegungen der großen zusammen-



gedrängten feindlichen Scharen leitet. Der Rand der Sturmwolke ist zerrissen, unregelmäßig, zerzaust, und erstreckt sich mit seinen ungeordneten Fransen schnell bis über unsere Häupter. Dann leuchtet ein heller Blitz auf, über die ganze Wolke ergießt sich ein blendendes Lichtmeer, und ihm folgt ein alles erfüllendes Donnergerolle, daß wir unwillkürlich erbeben.

„Die Stunde der Gefahr rückt schnell heran und doch regt sich, dank dem gemessenen Fortschreiten des Sturms, noch nichts in der Natur ringsum. Das Wasser ist spiegelglatt, das Laub der nähern Uferbäume noch nicht bewegt von dem leisesten Lufthauch. Wir haben drei Viertel der Überfahrt bewältigt, werden wir den Rest unangefochten zurücklegen? Ach nein! es ist zu spät — der Wind kommt, und Faradschi, der die entfernten Wellen zuerst erblickt, seufzt in sich hinein «O Mohammed, du Prophet Gottes, hilf uns!» Jetzt ist der Wind bei uns, er ist da! Die Leute werfen sich platt auf den Bootsboden nieder, um dem fürchterlichen Windstoß keinen Angriffspunkt zu bieten, welcher das Kanoe beinahe umstülpt und die weißköpfigen Wellen zu uns herantreibt, die, eifrigst bemüht, uns zu verschlingen, übereinander herstürzen. Aus ihrer liegenden Stellung vergraben die Leute indessen ihre Remen tief ins Wasser, um sich einen Weg zu der rasch sich nähernden Küste zu bahnen, wobei der von hinten einfallende Wind ihnen etwas behilflich ist. Werden wir ihm entkommen? Es scheint fast nicht möglich. Eine hohe Regenmauer rauscht heran, über den Fluß auf uns zu, erreicht, umgiebt und überwältigt uns beinahe. Ich fühle mich von den Wassermassen erdrückt, mein Atem vergeht mir, ich werde auf den Boden des Kanoes geworfen, auf dem die erschöpften Leute bereits liegen, gefühllos in stumpfer Ergebung.

„Ich kann vor dem blind machenden Regen nichts mehr unterscheiden, glaube aber plötzlich einen Schrei der Verzweiflung dicht neben mir zu hören. Auf einmal stoßen wir gegen einen Baumstamm und sehen uns dann gestrandet auf dem Ufer, wohin uns schließlich der Wind getrieben hat, und wir sind geborgen. Unter Ausrufen der tiefsten Dankbarkeit gegen ihren Propheten springen die Leute aus dem Boot, Fassung ergreift mich bei der Hand und zieht mich das schlammige Ufer hinauf unter steten Glückwünschen, daß wir so gut davongekommen sind. Ende gut, Alles gut!

„In Afrika werden bestandene Gefahren bald vergessen. Nachdem ich meine Kleider gewechselt und etwas heißen Kaffee getrunken habe, empfinde ich kein Ungemach mehr, außer der Hitze nach dem kalten Regenbad, und vergesse beinahe, daß erst vor einer halben Stunde ich mich dazu verurteilt glaubte, die Krokodile des Kongo zu füttern. Wie ich noch meinen Kaffee schlürfte und mit Zanssen über den Leopard der vergangenen Nacht plaudere und wie derselbe am besten zu erlegen sei, bemerke ich in den von den Rauten meines Fensters begrenzten Theilen des Himmels die Anzeichen des sich nähernden Friedens. Der Sturmwütherich, den die Sonne hervorgelockt, wird durch dasselbe Gestirn beschwichtigt, und seine auseinandergesprenkten Bataillone werden, zerrissen und zerzaust wie sie sind, von dem stets wechselnden Winde fortgetrieben, diesem wankelmütigen Gehilfen, der sich in der Stunde der Gefahr stets gegen euch wendet. Bald herrscht tiefe Stille. Die Sonne bescheint strahlend die Regenlachen, erhellt die thränenvollen Gebüsch, und der Boden ist mit Blättern und Zweigen bedeckt, den «débris» des Waldes, die vom Wind hierhin und dorthin geweht wurden.

„Der spätere Nachmittag wird schön und mollig. Die Luft ist von köstlicher Frische, der Himmel zeigt eine blasse ausgewaschene Bläue, und die sinkende Sonne läßt uns den schwarzen Hintergrund des Waldes in schärfstem Gegensatz erkennen.

„Wir ziehen unsere Wasserstiefel an und unternehmen einen Spaziergang zum Dorf. Der Fußpfad ist nicht bloß stellenweise sumpfig, sondern führt über verschiedene infolge des schweren Regens entstandene Lagunen hinweg, durch welche die Sansibarer uns auf dem Rücken tragen. Als wir ins Dorf kamen und die ersten Einwohner uns gewahr wurden, sammelte sich bald die ganze Bevölkerung um uns, Willkommen schreiend mit den Worten «Susu Mpembe wa Buï»\*; sie melden uns jauchzend bei ihrem Fürsten Gobila an, der vor seinem Hause in einem kleinen reservierten Garten sitzt und die Überbleibsel einer alten Steinschloßflinte reinigt. Gobila grüßt uns unter vielem Grinsen und

---

\* Der weiße Vogel und die Spinne, Zanssens und mein Name bei den Eingeborenen. Zanssen wurde aus irgendeinem unbekanntem Grunde der weiße Vogel genannt, und ich erhielt den Spitznamen die Spinne, weil ich immer Insekten fing.

Mhotes und streckt seine dicke Pfote aus, uns die Hände zu schütteln. Er ist ein Mann von etwa 40 Jahren, sieht aber älter aus. Seine Gestalt war einstens schön und kräftig, aber neuerdings ist er in Folge fauler Lebensart und reichlicher Kost zu fett geworden. Sein Gesicht ist nicht unschön. Er hat gute klare Augen, eine längliche Nase, vollkommene Zähne, abgesehen von dem künstlichen Befestigen der beiden mittlern Schneidezähne, einen kleinen Schnurrbart und einen Spitzbart. Sein Stiernacken gleicht einer starken Säule, aber der Hals trägt Falten von Fett. Seine Arme sind riesig dick, daß man versucht wird, sie zu kneipen, ein Scherz, der ihn — denn er ist heitern Temperaments — zu brüllendem Lachen veranlaßt. Gobila hat fast die hängenden Brüste einer Frau, wie man es häufig bei Männern mittlern Lebensalters hier sieht; seine Schenkel sind etwas mißgestaltet vor Feistheit. Aber bei aller dieser Körperfülle erscheint er wie ein stattlicher Herr, der trotz seines Hanges zum Scherz eine gewisse Würde des Benehmens zeigt. Gobila mag mich nicht sehr gern — nicht halb so gern als Zanffen. Er kann es nicht begreifen, warum ich ihn immer frage, warum mein schwarzer «Stecken» immer Zeichen auf Stücken «Tuch» macht (schreibt), warum ich Kräuter sammle (außer zur Zauberei), und weshalb ich mich so bemühe, ihn zu konterfeien. Letzteres Begehren ist eine große Quelle der Zwietracht zwischen uns geworden. Als ich dem Fürsten von Mjuata meinen ersten Besuch abstattete, benutzte ich den Eindruck, welchen mein «Geschenk» auf ihn machte, dazu, ihn wider seinen Willen das Versprechen zu entlocken, mir als Modell zu sitzen. Am folgenden Tage kam ich mit allen meinen Zaubergegeräten her, und der arme, feiste, zitternde Gobila mußte unbeweglich auf einer viereckigen Matte vor mir sitzen. Das beständige Aufschlagen meiner Augen von dem Papier und die Art, wie ich seine Züge prüfte, verwirrten ihn derartig, daß er nach den ersten wenigen Minuten der Sitzung ganz elend wurde und um Aufschub bat. Er holte dann zwei seiner Weiber herbei, die sich zu beiden Seiten von ihm niedersetzen mußten, um durch Absorption den Einfluß meines bösen Auges zu mildern. So flankiert saß er tapfer eine halbe Stunde lang da, wandte aber immer seinen Kopf vor meinem Anblick weg und zwar in einer solchen Weise, daß ich nach mehreren vergeblichen Anläufen den Versuch, seine Züge zu fassen, voller Verzweiflung aufgab. Gobila strahlte vor Freude

über meine Niederlage. Sein Fetisch war stärker als der des weißen Mannes. Nichtsdestoweniger drückte er sich um jeden weitem Versuch, unsere psychischen Kräfte zu messen, und ich setzte ihm auch nicht weiter zu, mir noch eine zweite Gelegenheit zu geben. Auch bei dieser Zusammenkunft vermeiden wir durchaus dieses unangenehme Thema. Das Skizzenbuch wird verborgen gehalten und wir versuchen, Gobila in desto unschuldigerer Weise auszufragen. Damit meine Fragen nicht seinen Verdacht erregen, wird Zanssen beauftragt, die nötigen Fragen zu stellen. Gobila fragt nach Flinten — eine gute Idee —, und Zanssen fragt ganz harmlos, wie lange es her sei, daß die Bateke diese Waffe kennen. Der Fürst antwortet, nachdem er einen Augenblick nachgedacht, daß sein Vater mit Bogen und Pfeil und mit Wurfspeeren gekocht, Flinten aber nicht gekannt habe, und daß diese erst gegen sein Lebensende eingeführt worden seien, als Gobila noch ein kleiner Junge war.

„Kann er sich erinnern, daß man je von einer Zeit sprach, wo es noch keine Ananas, Orangen, Mais, Maniok oder Zuckerrohr gab? Nein; waren denn diese Dinge nicht immer bei uns zu finden?“ erwidert er ungeduldig. Gobila beantwortet noch einige Fragen, beginnt dann zu gähnen, und wir verstehen den Wink, ihn zu verlassen, und gehen weg, um eine Runde von Besuchen im Dorfe zu machen. Unter andern bei Makole, einem unserer Freunde, eintretend, finden wir ihn unter ärztlicher Behandlung wegen Kopf- und Leibweh, während welcher ihm absolutes Stillschweigen auferlegt war, und seine Freunde den unsinnigsten Lärm mit Singen und Trommeln machten. Da uns aber die ganze Veranstaltung nur erfunden schien als Vorwand für ein Bechgelage in Malafu und eine große Schaustellung, so wünschten wir ihm baldige Genesung und kehrten im Kanoe nach der Station zurück; lustig und mit starker Fahrt stromabwärts rudend.

„Bei unserer Ankunft ist die Sonne dem Untergange sehr nahe, und Zanssen eilt deshalb nach dem Ziegenstall, um während der noch übrigen wenigen Minuten des Tageslichts dem Leopard eine Falle zu stellen. Er richtet eine Art enger «Boma», d. h. einen dreiseitigen Bau von Stöcken her, an dessen Ende ein meckerndes Zicklein an die Drücker von drei geladenen Gewehren gebunden wird, deren Mündungen den einzigen Ausgang aus der

Falle beherrschen. Der Leopard soll, während er die Ziege packt, selbst den Inhalt der drei Musketen in seinen Körper entladen, und daran gleichviel wo verenden.\* Während Janssen dies alles anordnete, betrachtete ich mir den Sonnenuntergang von meiner Veranda aus. Es ist ein schönes Schauspiel, und ich muß meinem Unwillen über die Behauptungen gewisser Schriftsteller Luft machen, daß die Tropen sowohl in Blumenpracht als in schönen Sonnenuntergängen den gemäßigten Zonen nachstehen. Die Sonne ist tot, lang lebe die Lampe! Gehen wir zu Tische. Der Koch kommt mit seiner Suppenterrine, unter deren Gewicht er einerschwanzt; wir werfen rasch unsere Ausgekleider ab, putzen unsere etwas schlampig aussehenden Leiber heraus und dann setzen wir uns hin zu der fast religiösen Feierlichkeit des weißen Mannes. Einer der Gänge verdient besondere Erwähnung — der Pifangfresser, welchen ich diesen Morgen geschossen, ist am Spieße gebraten und wird mit geröstetem Kikwanga aufgetragen. Er schmeckt delikats, und seine breite Brust wetteifert im Wohlgeschmack mit dem der Schnepfe.

„Nachdem die Mahlzeit vorüber ist, setzen wir uns zusammen, besprechen die Ereignisse des Tages und machen Pläne für morgen. Um 10 Uhr ziehen wir uns in unsere Gemächer zurück und bald, verkrochen hinter unsere Moskitovorhänge, verbinden wir im Traume die Ereignisse des verflossenen Tages mit den Erwartungen für die kommende Nacht. . . . Pang, pang, pang! Ich fahre in die Höhe — träume ich noch oder hörte ich wirklich die Schüsse der Gewehre? Während ich noch zweifelnd daliege, schleicht sich Faradschi herein und meldet, der Leopard sei erschossen. Um so besser! Morgen wollen wir ihn abhäuten; und in mein kleines Bett wieder zurücksinkend, falle ich bald in Schlaf, und damit geht wieder ein Tag in Msuata zu Ende.“

---

\* Bei dieser Gelegenheit erhielt die Bestie die vollen Ladungen der drei Flinten, war aber dessenungeachtet, obwohl durchschießt von Kugeln, doch im Stande, über die 3 m hohe Umzäunung mit Ziege, Gewehren und allem was daranhing, hinwegzuspringen, bis sie im benachbarten Felde zusammenbrach.

---

## 3. Jagdbilder aus Ost und West.

Alle Reiseberichte sind voll von dem Wildreichtum, der fast in allen Theilen Mittelafrikas anzutreffen ist, wo genügende Nahrung sich vorfindet und der Mensch nicht als nimmerruhender Störenfried den Kehraus macht. Die Sümpfe, Dschungeln, Savannen und Wälder sind der beliebte Aufenthalt zahlreichster Vögelscharen, von denen die Reb-, Perl- und Haselhühner beliebte Braten geben; auch tummeln sich in ihnen die großen Dickhäuter, und mannigfaltige große und kleine Antilopenarten, während die eigentlichen Raubtiere, Löwen, Leoparden und Hyänen die parkartigen, hier und da mit Gebüsch bestandenen trockeneren Gebiete vorziehen und nur zum nächtlichen Raub auch die Sümpfe durchstreifen oder an den Tränkstellen der Bäche sich auf die Lauer legen. Wo regerer Verkehr stattfindet, wie in der Nähe Sansibars oder im untern Kongothal, zieht sich das Raubwild wie auch das Hochwild mehr zurück. Die Westküste und ein großer Teil des westlichen Binnenlandes ist zudem das gern gemiedene Dorado von Termiten, Sandflöhen, Sandfliegen, Moskitos, Wanzen und Zecken, doch ohne den gemeinen europäischen Floh zu beherbergen, während das östliche Afrika trotz seines gar nicht bescheidenen Anteils an allen jenen Plagen des Menschengeschlechts wegen der größern Fruchtbarkeit seines Bodens und der damit in Verbindung stehenden größern Ernährungsfähigkeit vorzugsweise das Paradies des Jägers genannt zu werden verdient. Namentlich darf die ganze Umgegend des Kilima-Ndjaru diesen Namen für sich beanspruchen.

„Die große Ebene zwischen der Landschaft Teita“, sagt Johnston, „und dem östlichen Fuße des Kilima-Ndjaru strotzt von Wild, besonders wo das Land sanft nach dem Zipe-See abdacht, welcher nach Süden zu wie ein schmaler silberweißer Streifen hervorblickt, zwischen einer Einfassung von düsterm grünen Wald und der dunkeln Mauer der Ugweno-Berge. Während wir dahinmarschierten, defilierten Herden von Hartebeests, Gnus, Elenantilopen und Büffel vor uns und gingen langsam ihres Weges auf den von ihnen selber niedergetretenen Fußpfaden zu dem gewohnten Tränkplatze, wo viele von den armen Tieren sicher ihr Leben einbüßten; denn dort in dem Waldtunnel, durch welchen

die durstigen Geschöpfe zum Wasser eilen, lauern im Hinterhalt die Löwen, die Leoparden und die menschlichen Jäger, bewaffnet mit vergiftetem Pfeil und dem breiten spigen Speer. Aber so sehr auch das scharfe Verlangen nach Wasser sie blind macht gegen die Gefahr, sobald sie sich ihrem Ziele nahe wissen, waren sie doch jetzt aufmerksam genug, und ihre Wächter hielten scharfen Ausguck auf unsere Bewegungen; bloß die flüchtigen Zebras — die neugierigsten Tiere der Welt — wagten ihr Leben, indem sie herangaloppierten, um die vorüberziehende Karawane zu betrachten. Der Anblick von all diesem Wild war mächtig genug, selbst in



Zebras.

der Seele des abgejagtesten Reisenden das Jagdfieber zu erwecken; und so unangenehm ich es auch empfand, im Staube hinter der Karawane einherzutrotten und mich dagegen zu wehren, mich niederzuwerfen und den spärlich gebotenen Schatten an irgendeiner Stelle zum Ausruhen zu benutzen, so machte ich doch dann und wann einen Ausfall gegen eine Antilope, welche gaffend in einiger Entfernung dastand, schnaubend und gelegentlich mutwillig mit den Vorderfüßen stampfend, sich wundernd über die seltsame, unerklärliche schlangenartige Linie von weißgekleideten Menschen, welche sich langsam über die Ebene dahinwand. Aber meine Pirschversuche und Schnappschüsse waren zu ungeduldig und übereilt, als daß sie einen wirklichen Erfolg hätten haben

können. Auf einer afrikanischen Reise ist es wirklich nicht leicht, einen täglichen Fußmarsch von 30—50 km mit der Ausübung der Jagd zu verbinden, besonders wenn man das Bewußtsein mit sich herumträgt, daß jeder Aufenthalt von einer Minute, welcher uns von unserm Wasservorrat trennt, gefährlich werden kann. Man verläßt den Pfad einen Augenblick, um gerade eine Gruppe Zebras zu beschleichen, welche nur 200 m entfernt grasen, und man denkt sich, wenn man nur bis zu jenem Ameisenhügel kriechen und sich dahinter verbergen könnte, daß man dort prächtig zum Schuß kommen würde. Nun, der Ameisenhügel ist bald erreicht, aber die Zebras haben sich ein wenig weiter hinweg begeben, und jetzt steht nur ein krüppeliger Mimosenbaum zwischen uns und unserm Ziel. Es sind ja doch nur einige wenige Schritte, bis man dahin gekrochen ist und hinter seinen Zweigen weg feuern kann. Man erreicht den Baum, aber gerade in dem Augenblick, wo man im Begriff ist, die Flinte zu erheben, knickt ein dürre Zweig ab, und die Zebras setzen sich in Bewegung und traben eine Strecke weiter. Jetzt ist es freilich zu weit, um einen Schuß zu wagen, weil aber das Wild ruhig und ohne Argwohn sich weiter äßt, so kann man recht wohl ein wenig näher schleichen und dann feuern. So geht es denn im Grase auf allen Vieren weiter, man kriecht dahin, fortwährend die Hände auf grausame Dornen oder scharfe Zweige drückend, so oft sie den Boden berühren; der Rücken schmerzt auch in Folge der schlangenartigen Haltung, welche man annehmen muß, und wenn man zuletzt vorsichtig den Kopf über das Gras erhebt und frei auszu schauen wagt, so sind die Zebras schon wieder weiter gegangen, und man kriecht entweder in unverthilgbarer Jagdlust von neuem hinter ihnen her oder giebt verzweiflungsvoll thörichterweise auf einen entfernten Punkt Feuer und fehlt natürlich, worauf alles, was von den gejagten Tieren übrigbleibt, nur in einer leichten Wolke von rotem Staub besteht, die in der heißen Luft dahängt. Und nun kommt man erst zum vollen Bewußtsein der Thorheit, die Karawane verlassen zu haben. Wie heiß plötzlich die Sonne sticht! Wie die Blasen an den Füßen schmerzen, während man durch das zertretene Gras auf der alten Spur zurückhumpelt und natürlich ein Duzend Male über nicht gesehene Baumstümpfe und Steine stolpert; zuletzt wird endlich der Pfad erreicht und man erblickt die Karawane, welche in weiter Ferne wie einige wenige weiße Punkte aussieht, aber



diese weißen Punkte eilen jetzt mit beschleunigter Eile vorwärts, gerade als wenn sie wüßten, daß ihr mühselig hinter ihnen her hinft, und als ob sie es euch für die vielen Male heimzahlen wollten, wo sie, ermüdet und haltmachend von euch, dem gepäcklosen und frischen Manne, unbarmherzig vorwärts getrieben wurden. Und dann schwört ihr aus vielen fühlbaren Gründen, daß nichts euch wieder von dem Wege fortlocken soll, denn selbst wenn ihr etwas schießen solltet, könnt ihr die Karawane stundenlang aufhalten, bis das Fleisch gekocht und die Haut eingesalzen ist?



Säbelantilopen.

Natürlich nicht, also — da unterbrecht ihr diese Grübeleien, indem ihr voller Aufregung euerm Diener zuruft: «Holla! he da! Das kann ich nicht ansehen. Gib mir meine Büchse — Pst! Siehst du nicht die Säbelantilope dort drüben, unter dem Schatten des großen Baums» — und eilends zielend gebt ihr Feuer und — Hurra! die Antilope fällt, augenscheinlich verwundet, aber ach! nicht auf den Tod, denn aufnimmt sie sich und weg ist sie, bevor der nächste Schuß ihr den Rest giebt, und einfältig genug vergeßt ihr darüber euere wunden Füße und alle Anstrengung und lauft mit ihr um die Wette über Stock und Stein, bis ihr wieder einmal euch überzeugt habt, wie vergeblich es ist, die Sorge um

eine marschierende Karawane mit dem Vergnügen der Jagd zu verbinden.“

Daß letzteres übrigens für einen wirklichen Jagdliebhaber kein Ding der Unmöglichkeit ist, besonders wenn er als Führer der Karawane zugleich Lebensmittel, d. h. Fleisch, für sie herbeschaffen muß, beweist Thomson, welcher auf einem sechsständigen Abstecher nach dem pyramidalen 1830 m hohen Doenje Grot während des Marches 4 Rhinoceros, 1 Giraffe, 4 Zebras und 4 Antilopen zur Strecke liefert.

Weiterziehend von Süden her zum Naiwascha durch eine schöne grasreiche Gegend erreicht Thomson bald eine weite Ebene, die zwischen dem See und dem Absturz lag. Hier sahen sie Zebras zu Tausenden. Sie umzingelten zwei große Herden; das einzige Ergebnis eines fürchterlichen Gewehrfeuers war indessen, daß nur zwei und zwar aus der Flinte des Reisenden zum Opfer fielen. Es war ein herrlicher Anblick, diese schönen Tiere schwadronweise dahindonnern zu sehen, bald sich streckend wie Rennpferde, wenn sie an ihren Feinden nahe vorbei mußten, bald zuwartend sich sammelnd, mit aufgerissenen Richtern und gehobenem Kopfe, oder in prächtiger Gangart herantrabend, als wollten sie dem Jäger zu Leibe gehen. Dann wieder sah man sie in sicherer Ferne sich nach ihren Feinden, den Menschen, umwenden und unwillig forschend fragen, was denn dieser Überfall fremder Wesen zu bedeuten habe, indem sie Töne wie bellend oder pfeifend von sich gaben.

Besonders freuten und ergöhten sich die Wanderer in den weiten Grasebenen im Norden des Sees an der Art, wie zahlreiche Herden Zebras aus lauter Lust am Leben spielten und umhersprangen, ohne die leiseste Ahnung einer Gefahr von seiten der Leute, die auf 40 Schritt vorbeizogen. Diese Zahmheit war höchst anziehend und Thomson eine unversieglige Quelle des Vergnügens. Er erlaubte deshalb keinem seiner Leute, sie zu erschrecken, obwohl man sie zu Duzenden hätte schießen können. Die bemerkenswerte Furchtlosigkeit verdanken sie dem Umstande, daß die Massai sie nie belästigen, weil sie dieselben nicht essen. Wenn sie auch das Gras niedertreten, so werden sie doch nicht weggejagt, und Jagdliebhaber mit ihren blutdürstigen Gelüsten kennt man in diesen jungfräulichen Landen nicht.

Das Zebra liefert nach Cameron das wohlschmeckendste Wildpret in Afrika und wird selbst von allen Arabern und deren

Leuten gegessen, obgleich keiner Pferde- oder Eselfleisch anrühren würde, selbst wenn er sonst verhungern müßte.

Stanley, welcher zwischen Ubidji am Tanganjika und Unjanjembe einmal das Glück hatte, eine Doublette auf einen Zebrahengst und die neben ihm stehende Stute zu machen, hat die eßbaren Teile beider Tiere gewogen und gefunden, daß sie 719 Pfund gutes Wildpret lieferten. Ein anderes Mal plötzlich 11 und gleich nachher 6 Giraffen vor sich erblickend, war er nicht so glücklich; wenn er auch eine verwundete, so kam sie trotz all seiner Mühe doch davon. Stanley ruft aus:

„Was für merkwürdige Tiere sind es doch! Wie schön sind ihre großen, hellen Augen! Ich hätte einen Eid darauf leisten können, daß beide Schüsse gut getroffen hatten; die Tiere gingen aber mit so majestätischen Bewegungen ab, wie ein Klipper, der sich umwendet. Wenn sie laufen, haben sie einen ungeschickten Gang, der etwas den Verzerrungen einer indischen Nautch oder thebanischen Tänzerin ähnelt, und in einer träumerisch wogenden Bewegung besteht, an welcher sich selbst ihr Schwanz mit dem langen Büschel schwarzer Haare beteiligt.“

Da die Jagdzüge unserer Reisenden fast ausnahmslos zu Fuß ausgeführt werden müssen, so ist eine große Hauptsache der Besitz „knochenzerschmetternder“ Gewehre, wie Stanley sich ausdrückt, weil die Verfolgung krankgeschossenen Wildes meist zu schwierig ist, und nur ein sofortiges Niederstrecken des Wildes seinen Besitz gewährleistet. Gewiß wäre ein Pferd ein köstlicher Besitz, namentlich im gelobten Lande am südlichen Abhang des Kilima-Ndjaro, um auf die Straußenjagd wie in der Kalahari-Wüste zu ziehen, aber es bleibt auch dort vorläufig nichts übrig als mit den Eingeborenen die leider sehr scheuen und vorsichtigen Tiere zu beschleichen, oder wie die Kinder auf die Suche nach frischen Straußeneiern oder den eben ausgeschlüpften Jungen zu gehen, welche z. B. Johnston zu Duzenden angeboten wurden. Derselbe bestätigt, daß Straußeneierkuchen einem Europäer vorzüglich schmecken, ebenso gut wie den türkischen Sklavenhändlern am obern Nil die Krokodileierkuchen. Speke erzählt von diesen seinen jeweiligen Begleitern, daß sie einmal 29 Krokodileier in einem Nest gefunden und davon einen großen Schmauß veranstaltet hätten. Der starke Moschusgeruch störte sie nicht im mindesten, wie ja auch die Neger vor frisch gelegten Hühnereiern

großen Widerwillen zeigen, während sie faulende oder angebrütete mit großem Appetit verspeisen. Über den Geschmack darf man nicht streiten.

Von den eingeborenen Jägern ist übrigens wenig Rühmliches zu vermelden. In Ermangelung von Schießwaffen und der Kunst, sie wirksam zu gebrauchen — der Neger schießt meist mit zurückgewandtem Gesicht und springt beim Abdrücken zurück — greifen sie das Wild mit vergifteten Pfeilen an, schießen im Walde vom Baume herunter, beschleichen es mit vergiftetem Speer, pfählen es in Gruben oder fangen es in zwischen Bäumen ausgespannten Netzen. Selbst an Rhinocerosse und Elefanten wagen sie sich auf diese Weise, doch höchst ungern und selten an Löwen und Leoparden; letztere werden fast nur in Fallgruben und mit Selbstschüssen gefangen. Rhinocerosse lieben es, die Schlangenlinie der Karawane, sobald sie dieselbe zu Gesicht bekommen, anzuglocken und ihr in tölpelhafter Weise das Wegerecht streitig zu machen. Dann gehen die Eingeborenen zu drei, vier und mehr auf sie los; glauben sie sich in beträchtlicher Entfernung sicher genug, so drücken sie ihre Karabiner alle auf einmal ab, und während dann das Rhinoceros in einer Richtung abshwenkt, laufen sie schleunigst in der entgegengesetzten davon. Zu Treibjagden ermannen sie sich nur selten, und dann nur unter Beihilfe der Europäer.

Thomson erzählt eine Menge Abenteuer mit Rhinocerossen, deren Jagd ihm anfänglich genug Herzklopfen verursacht hatte, bis er unter dem grotesken bangemachenden Außern des großen Tiers seine verhältnismäßige Harmlosigkeit erkannte. Im Osten des Kimawensi, des Nachbarn des etwas höhern Kilima-Ndjaro, nordwärts marschierend, standen seine Gedanken sehnsüchtig nach dem letzten Ziel seiner Wünsche, dem Eintritt in das eigentliche Massailand.

„Die Landschaft bot noch immer denselben Anblick reichen baumlosen Weidegrundes, auf welchem große Herden von Hartbeests die jungen Halme abfraßen. In der Hoffnung, unsern Speisevorrat zu verstärken, ging ich mit Songoro voran. Er trug meine Patronen, weil ich irgendein gefährliches Tier nicht anzutreffen erwartete oder wenigstens Zeit genug zu haben glaubte, meine Tasche umzufchnallen, wenn es zum Gefecht käme. Dies wäre mir beinahe teuer zu stehen gekommen. Wir waren etwa zwei Stunden in genau nördlicher Richtung marschiert und ich ging gemächlich

etwa 100 Schritt vor der Karawane her, im vollen Genuß der kühlen Luft und der großartigen Aussicht. Plötzlich erschrak ich über den lauten Knall zweier Flinten. Mich umdrehend, bemerkte ich sofort als Ursache der Störung ein Rhinoceros, welches ungesehen im Grase geschlafen und unsere Gegenwart nicht eher gemerkt hatte, als bis ich und ein Teil der langen Reihe Leute vorüber gegangen waren. Zählings aus seinem Morgenschlummer aufgeweckt, rüstete es sich zum Angriff auf die Karawane. Vor seinem trotzigem Schnauben begannen die Leute zu wanken und die weniger Tapfern gaben bereits Fersengeld; die «Komas» oder heiligen Zauberstäbe und Flaggen, welche jeder Karawane vorangetragen werden, wurden aufgerollt und entfaltet, um den bösen Geist zu beschwören und in die Flucht zu treiben. Von der Zauberkunst der Gläubigen indessen mit nichten abgeschreckt, stieß das ärgerliche Tier einen fürchterlichen Pust aus und griff gesenkten Hauptes die Komaträger an. Diese, die besten Leute der Karawane, blieben eine Weile standhaft am Platze und schwenkten im vollen Vertrauen auf die Wirkung der Komas die Fahnen kräftig hin und her. Eine plötzliche Flucht drohte jedoch jeden Augenblick, als Muhinna seinen Snider abfeuerte, infolge dessen das Rhinoceros von den Leuten abließ und vor der Spitze der Karawane vorbeilief. Noch einmal drehte es sich in trotziger Haltung und Angriff drohend um. So standen die Dinge, als ich meine Expressflinte ergriff und zurücksellte. Eine Weile konnte ich nicht schießen, da das Tier zwischen mir und den Leuten stand. Doch dachte es wohl, daß Vorsicht der bessere Teil der Tapferkeit sei, denn plötzlich zeigte es der Karawane seinen Pürzel und kam im gesetzten Trabe auf mich zu. Ich sank ins Knie, um sicherer zu zielen und wartete meine Zeit ab. Die ganze Karawane gröhlte und schrie und dies lenkte die Aufmerksamkeit des Tieres so sehr ab, daß es mich im hohen Grase vor sich gar nicht bemerkte. Auf 30 Schritt bog es ein wenig zur Seite und ich nahm die Gelegenheit wahr, zu feuern. Die Kugel schlug in der Nähe des Rückgrats ein und dies genügte, es etwas zu lähmen, ohne aber es niederzustrecken. Das große Tier sank langsam zusammen, aber als es die zweite Kugel bekam, erblickte es mich, erhob sich und kam Hals über Kopf auf mich zugestürzt. Mich umblickend nach Songoro, sah ich den würdigen Genossen in einer Gangart auf Leben und Tod davonlaufen, mich mit

leerem Lauf stehen lassend. In meinen schweren Stiefeln und im hohen Graße konnte ich aber dem Angreifer nicht entgehen und mußte ihm Trotz bieten. So laut als möglich schrie ich Songoro zu, mir meine Patronen zu bringen, und rannte ihm nach, so schnell ich konnte. Seiner Pflicht eingedenk blieb der gute Bursche denn auch stehen und lief herbei, eine Patrone in der Hand. Ich ergriff sie in fieberhafter Hast und drehte mich nach meinem Feinde herum, der inzwischen sehr nahe herangekommen war. Höchst ungeschickt mir am Schlosse zu schaffen machend, glaubte ich, es dauere ein Jahrhundert, bis die Patrone im Lauf saß und die Büchse an der Backe lag. In diesem Augenblick war das Rhinoceros wenig über fünf Schritte vor mir. Die unmittelbare Gefahr ließ mich meine Sinne zusammenehmen und machte mich wunderbar kühl und gesammelt. Ich fühlte nicht das leiseste Zucken der Nerven. Ich bemerkte sogar, daß das Geschrei der Leute aufhörte, die regungslos dastanden, jeden Augenblick gewärtig, mich in die Luft geschleudert zu sehen. Dahin sollte es jedoch nicht kommen, denn in einem Nu machte ich einen Satz seitwärts. Als mein Angreifer vorbeischoß, schickte ich ihm den Inhalt meiner Büchse hinter das Blatt und stand nun abermals wehrlos da. Diese Kugel reichte hin, dem Rhinoceros das Umdrehen zu verleiden; da es aber Songoro in seinem weißen Gewande vor sich hinlaufen sah, so verfolgte es jetzt den Burschen. Bald jedoch verriet es Zeichen der Erschöpfung, und da Songoro offenbar der Situation sich gewachsen zeigte, so schrien und hurraten wir alle hinter dem Jäger und dem gejagten Wilde. Ein brüllendes Gelächter ertönte, als Songoro im Glauben, daß das Tier ihm zu nahe käme, sich umdrehte und seinen winzigen Revolver auf dasselbe abfeuerte. Noch einmal schoß er, als er sah, daß das Rhinoceros die Jagd aufgab und nach anderer Richtung entfloh. Sein Trab wurde aber bald zum einfachen Lauf und nun erfüllte ein edler Jagdeifer die ganze Karawane. Das arme Tier war bald von einigen hundert Mann umgeben, welche es mit einem beständigen Gewehrfeuer begrüßten, obgleich kaum ein Schuß traf. So von seinen Feinden umringt, trieb es sie mehrmals durch Angriffe auseinander, mußte aber endlich am Schweifverlust infolge meiner Kugeln verenden. Die Hörner waren die größten, die ich je erbeutete, das vorderste war hübsch gekrümmt und etwa 68 cm lang.“



Auf der Rhinocerosjagd.





Ein sehr aufregender Zwischenfall ereignete sich später und würde einen sehr unglücklichen Ausgang gehabt haben, wenn das Lager nicht gerade im Walde gewesen wäre. „Etwas südlich von uns war das lange hohe Gras in Brand gesteckt, vermutlich von den Waseri. Da der Wind ungewöhnlich heftig nach Norden wehte, so kamen die Flammen mit furchtbarer Raschheit und betäubendem Prasseln auf uns zu. Bevor wir recht wußten, was es eigentlich gäbe, war das Lager nach der offenen Seite völlig umzingelt und der ganze Himmel umzogen von schwarzgelbem Schein. Das nun folgende Schauspiel und Lärmen spottet jeder Beschreibung. Die Affen schrien und die Vögel kreischten in tödlichem Schrecken. In unsinniger Aufregung tobten und lärmten einige hundert Menschen, rissen Zweige ab, um die Flammen zu erschlagen und arbeiteten sich in das unbarmherzige Element hinein, daß sie in der feurigen Umgebung wie losgelassene Teufel aussahen: einige rannten zu den Eseln draußen, um sie in Sicherheit zu bringen und einem Ausreißen vorzubeugen, und bald vermehrten diese Tiere, von panischem Schrecken gejagt, den Wirrwarr, indem sie durcheinander mit hochaufgerichteten Ohren ins Lager stürmten und Menschen und alles was ihnen in den Weg kam umrissen. In einigen Sekunden war der wütende Brand vorbeigerast, und wir glaubten schon, es sei alles leidlich abgegangen, als jedermann von einem Hilfschrei elektrifiziert wurde, den eine kleine Gesellschaft ausstieß, welche sich freiwillig draußen gelagert hatte und die in der Aufregung vergessen worden war. In demselben Augenblick stürzten wir wie um unser eigenes Leben zu retten nach der Stelle hin und sahen eine kleine Bande, ganz von Flammen umringt, sich mit der Kraft der Verzweiflung gegen den mächtigen Feind wehren, welcher sie zu verzehren drohte. Unwillkürlich thaten wir uns alle ohne Rücksicht auf Feuer und Gefahr zusammen, um den Belagerten zu helfen. Rasend vor Aufregung und schreiend und rufend griffen wir mit mächtigen Schlägen den Feind an und trieben große Funkschauer vor uns her. Bald hatten wir gewonnen und mit Hurra eine Straße nach dem Innern gesäubert.

„Die Schlacht war gewonnen, aber nicht einen Augenblick zu früh. Verschiedene Traglasten waren zerstört und mehrere Leute jämmerlich verbrannt. Nichts hätte uns vor dem Verlust unserer Güter, ja selbst unsers Lebens bewahrt, wenn wir im

Freien gelagert hätten. Wir entgingen diesem Schicksal nur dadurch, daß eine undurchdringliche Mauer von grünem Wald die beiden Quellen des Useri einfaßt, und unser Lager im Winkel zwischen den beiden Quellenbächen lag.

„Am Abend desselben Tages entkam ich mit knapper Not einer sehr giftigen Schlange. Ich suchte eine meiner Büchsen und warf eben meine Kleider übereinander, da stutzte ich, weil meine Hand etwas Feuchtes und Kaltes berührte. Unwillkürlich sie zurückziehend und beiseite springend, sah ich zu meiner angenehmen Überraschung eine große Schlange mit ihren stahlgrauen Augen sich hinauswinden und unter meinem Feldbett verschwinden, bevor ich ihr mit einem Stock den Garaus machen konnte. Bei näherer Untersuchung fand ich ein ganzes Nest voll Schlangeneier.

„Am folgenden Tage sah das Land sehr traurig aus. Der Grasbrand hatte ein vollkommen schwarzes Leichentuch zurückgelassen, dessen Eindruck nur von der braunen Farbe der vom Brande nicht erreichten aber eingeschrumpften Blätter gemildert wurde. Ich schoß ein Hartebeest für den Mittagstopf und mußte meine Bluthat bereuen, als ich die unbeschreiblich klägliche Miene sah, mit welcher sein Kamerad dastand, halb erschrocken über den Mörder und dann wieder aufmerksam besorgt und ängstlich um seinen klagenden stark schweißenden Gefährten. Einige Schritte fortspringend, drehte es sich doch wieder um, den Jäger mit seinen großen schönen Lichtern anzusehen oder einen erschreckten Blick auf das sterbende Tier zu werfen, ganz starr vor Erstaunen, welches schreckliches Schicksal es ereilt hatte. Ich hätte das arme Geschöpf leicht schießen können, aber es regte sich mein Gewissen zu sehr, als daß ich es hätte töten mögen, und darum ließ ich es laufen. Als meine Metzger das gefallene Tier aufbrachen, schien dem Überlebenden eine Ahnung der Wirklichkeit aufzugehen; nach einem letzten sehnsüchtigen Blick floh es von dem Schauplatz und blieb erst in weiter Ferne stehen.“

Thomson unterläßt hierbei nicht, seine Leser darüber zu verständigen, daß, während er bis zu einem gewissen Grade sich der Aufregung der Jagd und der mit ihr verbundenen Abenteuer hingab, alle seine Gedanken sich doch dagegen empörten, das Wild bloß aus Liebe zur Jagd zu schießen. „In aller Gewissenhaftigkeit darf ich bekennen, daß mit Ausnahme von Büffeln, Rhinocerossen und Elefanten ich niemals ein Stück Wild schoß außer für die pro-

solchen Bedürfnisse unseres Kochtopfes, wenn ich nur auf diese Weise oft tagelang meine Leute füttern oder wenigstens ihrer geschmacklosen täglichen Mehlsuppe aufhelfen konnte. Ich halte mich auch keineswegs für einen Jäger und strebe durchaus nicht nach dem Ruhme eines Nimrods, obgleich meine Thaten mich vielleicht zu solchem Namen berechtigen würden. Die Jagd diene aber freilich dazu, meine Galle abzuleiten und meine Ruhelosigkeit zu mäßigen, wenn ich wie zu Kombo und Uferi genötigt war, kostbare Zeit zu verschwenden — eine Zeit, welche ich wohl nützlicher hätte verwenden können, wenn nicht beständig in mir der Glaube genährt wäre, wir würden alsbald weiterreisen, bis meine Hoffnungen durch die bodenlosen Lügen meiner Begleiter aufs äußerste getäuscht wurden.“ Einen Beweis dieser Gesinnungen lieferte er am fünften Tage seines Aufenthalts in Uferi, als er Gedichte lesend in seinem Zelte lag, sein Schicksal verwünschte, erwartungsvoll dem Ende dieses zwecklosen Aufenthalts entgegen sah, und einige Leute ganz aufgeregt ihm plötzlich meldeten, daß ein Rhinoceros etwa 3 km weit nach Osten hin gras. „Ich fühlte mich wenig geneigt, noch einmal mein Leben auf der Jagd nach diesen gefährlichen Tieren einzusetzen, ließ mich aber, wenn auch widerstrebend, doch durch einige meiner Leute aus dem Zelte schleppen, für welche die kommenden Abenteuer lediglich ein Fest waren, ohne daß sie sich um meine eigene Gefahr kümmerten. Gefolgt von einer großen Schar von Trägern und Händlern, welche begierig die Jagd mit ansehen wollten, machte ich mich auf mit meiner Büchse Kaliber 8 in der Hand, während Brahim die Expressflinte in Rücklage hielt. Als ich das Tier  $\frac{1}{2}$  km weit vor mir zu Gesicht bekam, bemerkte ich, daß es eine Mutter mit ihrem Jungen war. Es war mir äußerst zuwider, auf diese Tiere Jagd zu machen, und ohne die Menge müßiger Gäste um mich herum hätte ich mich schnurstracks umgedreht und mein Lager wieder aufgesucht. Aber welche Entschuldigung sollte ich diesen Menschen nennen? Was verstanden sie von meiner Ahnung von Unglück, wenn ich mich in die Nähe dieses Rhinoceros wagte? Konnte ich nach all den waghalsigen von mir geleisteten Thaten es ertragen, ein Feigling betitelt zu werden? Gedankenvoll blickte ich auf das ahnungslose Tier in der Ferne und suchte nach einer Entschuldigung oder Ausflucht, ohne eine zu finden: so entschloß ich mich lieber mein Leben an

meinen Ruf zu setzen, als für ängstlich und furchtsam zu gelten, obwohl ich überzeugt war, diesmal nicht mit heiler Haut davonzukommen. Als wir das Rhinoceros zuerst erblickten, äste es ruhig in der offenen Ebene, wo nicht ein Busch den mindesten Schutz zum Anschleichen gewährte. Als ich etwas um dasselbe herumging, um den Vorteil des Windes mir zu sichern, war ich sehr erfreut darüber, daß sich mein Wild in das hohe Gras niederlegte. Dies vereinfachte unser Manöver erheblich. Das bange Vorgefühl begleitete mich jedoch fortwährend und brachte meine Temperatur auf Nullgrad, bis ich wirklich zu zittern anfang, als würde mir ein Eimer kaltes Wasser den Rücken hinuntergegossen. Langsam aber sicher krochen Brahim und ich wie Schlangen vorwärts und nicht ein Ton verriet unsere Gegenwart, obgleich für meine schmerzlich angespannten Gehörorgane mein Herz wie mit Trommelschlägen gegen meine Rippen zu klopfen schien und ich fast über den Versuchen ersticke, den Atem an mich zu halten. Ich fühlte deutlich, daß ich unfähig sein würde, die Büchse anzulegen oder gar abzubücken, wenn ich dieser mich lähmenden Gefühle nicht Herr würde. Aber aus purer Scham und dickköpfiger Hartnäckigkeit wollte ich jetzt nicht mehr nachgeben, so reizbar mich auch das Gefühl der Hilflosigkeit machte. Zoll um Zoll näherten wir uns dem arglosen Tier. Die Büchse vorausnehmend, stützte ich mich leicht auf sie, ängstlich bedacht, daß das Gras nicht rauschte. So kamen wir schließlich bis auf 15 Schritt heran, und jetzt endlich wich zu meiner großen Beruhigung die schreckliche Beklommenheit, welche wie die Nemesis mich zu verderben drohte. Jetzt bemächtigte sich meiner die Ungeduld; das Herz schlug weniger laut, ich fühlte mich weniger matt und mehr als Mensch von Knochen und Fleisch. Zuversichtlicher kroch ich langsam vorwärts und war bald auf 10 Schritt heran. Noch waren wir unbemerkt, doch bald war es vorbei; denn in diesem Augenblick stand das Zunge auf und fing an unruhig hin- und herzugehen, in die Luft zu schnüffeln und Verdacht zu zeigen. Erst wollte ich sofort schießen, aber da das Zunge mich offenbar nicht vernommen hatte, so warf ich mich platt ins Gras nieder. Binnen kurzem legte sich sein Argwohn und es streckte sich wieder hin. Ein kleiner Baum stand zwischen uns, der uns zum Rückzuge dienen konnte, und ich wollte deshalb nach ihm hinkriechen bevor ich feuerte, obgleich er nur zwei Schritt vom Rhinoceros



Drei Büffel an einem Tage erlegt.

710 11/10/17

stand. Die Sekunden schienen zu Stunden zu werden, während wir die uns trennende Entfernung zurücklegten. Endlich war der Baum erreicht, und ich blieb eine Minute liegen, meine Nerven zu beruhigen und mich überhaupt zu sammeln, während ich das Tier vor mir atmen hörte. Jetzt war es Zeit zu handeln, zumal das Rhinoceros sehr günstig zu Schuß lag. Mich etwas aufrichtend, nicht ohne ein gewisses Beben, und das Gras ein wenig beiseite drückend, um meine Beute deutlicher zu sehen, legte ich die Büchse an die Backe, zielte mit einer Ruhe und Sicherheit, die mich selber überraschte, und drückte ab. Es gab einen fürchterlichen Aufstand, während ich ins Gras zurückfiel, bereit den zweiten Schuß, wenn nötig, abzugeben. Als die große Kugel das ahnungslose Tier durchbohrte, sprang es auf die Füße, rannte einige Schritte in den Wind und drehte sich dann im rechten Winkel ab, um zu fliehen. In demselben Augenblick sprang ich auf und feuerte von neuem, ergriff dann die Expressflinte von Brahim und schickte dem Jungen ihre Ladung zu, worauf sie fast gleichzeitig beide niederfielen und den Boden mit ihrem Herzblut färbten. Da erscholl auch das Triumphgeschrei der ferneren Beobachter. Nachdem Brahim die Tiere abgefangen hatte, ging ich nach meinem Zelt zurück, aussehend wie einer, der etwas gethan, was nicht der Rede wert ist, in Wirklichkeit jedoch so «alle», daß ich gern zu der in solchen Schwächezuständen beliebten Arznei, nämlich einem Cognac, gegriffen hätte, wenn ich denselben nicht ein für allemal mir verschworen hätte.“

Die jungen Rhinocerosse zeigen übrigens schon früh die angeborene Streitlust. Auf dem Wege vom Keniaberge zum Varingosee lief Thomson und seinen Leuten ein Rhinoceros mit seinem Jungen quer über den Weg. Das erste wurde verjagt und das letztere gefangen, trotz seiner unbezwinglichen Kampflust und Kampffertigkeit, welche ihnen allen unendlichen Spaß bereitete. Im vollen Lauf wandte es sich gegen die einzelnen Leute und unterließ sie, daß sie kopfüber zurückflogen.

Weit ernster als die Jagd auf Rhinocerosse ist die auf Büffel, weil sie überhaupt für das gefährlichste Wild gelten, wenn nicht die erste Kugel sie gleich kampfunfähig macht. Spele muß mit sehr guten Gewehren versehen gewesen sein, wenn er an einem Morgen drei dieser „Könige des Sumpfes“ erlegen konnte. Auch ein anderes mal lief die Begegnung leidlich ab, als er auf einem

Pürschgang am obern Nil plötzlich 5 Büffeln, 5 Giraffen, 2 Elen- und verschiedenen andern Antilopen gegenüberstand.

„Die Gegend sah aus wie ein Park, und ich fing an mich hinanzuschleichen, zuerst an die Elenantilopen, da ich sehen wollte, ob sie mit denen übereinstimmten, die ich in Usagara geschossen hatte; die einfältigen Giraffen aber, die immer im Wege waren, machten Alarm und trieben alle bis auf zwei Büffel fort. Auf diese zwei ging ich nun mit meiner einzigen Büchse los und ließ die Diener und Wilden zurück. Sie waren im offenen Grase und ästen ruhig, sodaß ich mich auf 40 m an sie heranschleichen konnte; dann wartete ich auf einer kleinen kahlen Stelle meine Gelegenheit ab und setzte dem größern eine Kugel auf das Blatt. Beim Schalle der Flinte wandten sich beide im Moment zum Angriff und kamen nun auf denselben kahlen Platz, wo ich war, sichernd und ihre Hörner schwingend, während sie nach ihrem Gegner suchten, der sich so schnell wie sie selbst platt auf den Boden geworfen hatte.

„Hier lagen wir, wie drei Narren, ungefähr zwanzig Minuten lang; einer der Büffel schweißte am Munde und hatte einen Hinterlauf gebrochen, denn die Kugel war durch die Flanken gegangen, und der andere drehte sich rund um und suchte mich, während ich ihn ängstlich beobachtete und nach und nach meine Büchse lud. Als ich fertig war, versuchte ich den gesunden zu schießen, das Zündhütchen schnappte aber ab und hätte mich bald verraten; denn beide starrten nach der Stelle hin, wo ich lag, der Gesunde windete in der Luft und schwang seine Hörner, der andere schweißte beträchtlich. In dieser Art vergingen noch einige Minuten, dann ließen sie mich freier atmen und gingen fort. Natürlich verfolgte ich sie, bekam aber keine rechte Chance; da die Nacht einbrach, ließ ich sie für jetzt allein, um am folgenden Morgen sie weiter zu verfolgen.

„An dem Platze, wo ich gestern gewesen war, jagte ich aber eine große Herde von fünfzig oder mehr Büffeln auf und verfolgte sie eine Meile weit, als das krankgeschossene und ganz lahme Tier, sich zu einem Angriff stellte und mir gestattete, es über den Haufen zu schießen. Das war ein kapitaler Scherz für die Dorfleute, die ihn auf der Stelle zerwirkten und nach Hause brachten. Natürlich gab ich ihnen die Hälfte des Wildprets, in Erwidrung dessen sie uns einige kleine Delikatessen brachten, um



ihre Dankbarkeit zu bezeigen; denn, wie sie sehr richtig bemerkten, sie hatten, bis wir zu ihrem Dorfe kamen, nie erfahren, was es heißt, etwas geschenkt oder irgendeine andere Gabe als eine tüchtige Tracht Prügel zu bekommen.“

In den meisten Fällen ist der Büffel ein ungemüthlicher Nachbar, besonders wenn er in seiner Ruhe gestört sich aufmacht, um dem Störenfried eine Lektion zu erteilen. Ist es gar ein wegen Unfriedfertigkeit oder Anmaßung oder sonstigen Gründen von der Herde ausgestoßener alter Stier, so ist erst recht nicht mit ihm zu spaßen. Thomson weiß davon zu erzählen, als er mit der ihn begleitenden Karawane in der Nähe der Mondberge ein Lager im Walde bezogen hatte.

„Zum bessern Schutz hatten wir eine Stelle mitten im Walde ausgewählt und räumten hastig das Unterholz weg, um das Aufstapeln der Güter und das Aufschlagen der Zelte vornehmen zu können. Ich machte es mir auf einem Feldstuhl bequem, freute mich über den kühlen Schatten und eine frische Tasse Kaffee, als ich durch eine ungewöhnliche Bewegung aufgeschreckt wurde. Auf die Füße springend und die Tasse wegsetzend, griff ich unwillkürlich zu meiner stets schußfertigen Büchse, da was da vorging mich erbeben machte. Die Leute liefen nach allen Richtungen davon, als hätte die Erde sich aufgethan, sie zu verschlingen. Einige kletterten auf die Bäume, andere verbargen sich gelähmt hinter Gebüsch oder etwas andern. Der Schrecken schien die Luft mit elektrischer Geschwindigkeit zu erfüllen, und kurze rasche Ausrufe der aufgeregten, zum Tode erschrockenen Leute wurden überall gehört. Selbst fast gelähmt von dieser ungewöhnlichen und noch immer nicht gesehenen Gefahr stand ich hilflos da, bis einer meiner Leute mir Aufklärung verschaffte, indem er mir warnend «Bwana, bwana, mboga!» (Herr, ein Büffel!) zurief. «Guter Gott, wo denn?» fragte ich, rasch hinter einen Baum schlüpfend, und an ihm vorbei in der bezeichneten Richtung ausschauend. Im nächsten Augenblick schon gab es es einen schrillen schreckensvollen Laut, der jedem ins Herz drang, und nach der Richtung hinsehend erblickte ich zu meinem blassen Schrecken einen Mann, der wie eine Rakete in die Luft geworfen wurde, und einen tapfern alten Büffelstier, welcher aus dem Gebüsch hervortrat. Der Mann fiel mit lautem Krach in den dichten Busch zurück, und der Bulle machte sich wieder nach ihm auf, als

verschiedene von uns sich sammelten und zu des Mannes Hilfe herbeistürzten. Bevor ich herankam, wurde eine reguläre Salve auf das wilde Tier abgegeben, welche indessen keine weitere Wirkung hatte, als daß es sich von dem gefallenem Mann abkehrte und wie toll durchs Lager rannte. Haufen Leute waren draußen ohne zu wissen, was vorging, und wir schrien ihnen warnend zu, als wir hinter der wütenden Bestie herstürzten. Wir kamen gerade rechtzeitig draußen an, um ein fürchterliches Durcheinander anzusehen, womit sich jeder vor der Gefahr zu retten suchte, während die Esel vor Furcht schreiend fortliefen. Ein unglückliches, mit Senen beladenes Tier befand sich gerade auf dem Wege des Büffels, und bevor es sich retten konnte, war der Büffel herangekommen. Im nächsten Augenblick waren Esel, Ladung und alles auf die Hörner gespießt und wirbelten in der Luft, wie wenn ein Hund eine Ratte umherschleudert. Nicht zufrieden damit, zertrat der Büffel den armen Esel, daß er sich mit heraushängenden Eingeweiden in Krämpfen wand, und gab ihm dann noch einen fürchterlichen Stoß mit dem Kopf, sodaß der Schädel buchstäblich zermalmt wurde.

„Ein benachbartes dichtes Gebüsch gewährte dann dem Büffel Schutz und bald standen wir alle herum, geschäftiger als eine Koppel Hunde. Jedermann war jedoch auf seiner Hut, da wir die beachtenswerte Geschicklichkeit des rachsüchtigen Tieres ja soeben kennen gelernt hatten. In Wirklichkeit freilich waren wir größerer Gefahr von unsern eigenen Flinten ausgesetzt, weil fortwährend acht- und ziellos in das Dornengebüsch gefeuert wurde. Diese Heze bewirkte, daß der Büffel mehrere Fehlangriffe bis zum Rande seiner Deckung unternahm, sich aber immer wieder zurückzog, wenn er seine Quälgeister voll Schrecken fliehen sah.

„Überzeugt, daß es zuletzt herausgetrieben werden würde, begab ich mich zu der Stelle, wo das Tier voraussichtlich austreten mußte. Ich brauchte nicht lange zu warten. Ein Gebrüll, ein Krachen der Zweige und hervor kam die große Gestalt mit donnerndem Gepolter. Als es auf zehn Schritt vorüberging, feuerte ich meine Expressflinte ab und hatte die Genugthuung, daß der Schuß saß, da der Büffel stolperte und beinahe zusammenbrach. Indessen nahm er sich wieder auf und floh zum Gebüsch zurück, wobei ich ihm eine zweite Kugel gab.

„Jetzt wußten wir, daß das Spiel gewonnen war, da das

Tier unwiderruflich verenden mußte, und wir besprachen mit Muße die Lage der Dinge, als wir durch einen schrecklichen Aufschrei unterbrochen wurden. Umschauend sahen wir einen unserer Leute am Boden zappeln und den Büffel darüber aus, ihm den Rest zu geben. Makatubu, welcher zunächst dabei war, sprang mit seltenem Mute zu, feuerte dem Büffel geradeswegs in die Lichter und veranlaßte ihn dadurch sich wieder in den Busch zurückzuziehen. Der Mann war vom Wasserholen zum Lager zurückgekommen, ohne zu wissen, was all das Rufen und Schießen zu bedeuten habe. Nahe bei dem Busch vorbeigehend, bevor er wußte, was los war, war er vom Büffel angenommen und niedergeworfen.

„Ich beschloß jetzt, der Sache ein Ende zu machen, und ging mit Makatubu und Brahim als Verbündeten auf den Busch zu. Wir fanden jedoch, daß derselbe aus mächtigen Dornen bestand, die so dicht verschlungen waren, daß man nicht vorwärts kommen konnte, außer auf allen Vieren und zwar auf den Spuren des Büffels. Mit angehaltenem Atem und stierenden Augen krochen wir eine Zeit lang herum, den Feind zu finden, wurden aber allmählich immer sicherer darüber, daß uns nichts retten könnte, falls er uns angreifen sollte. Wegzulaufen war die reine Unmöglichkeit. Zulezt wurde diese Überzeugung bei mir so unwiderstehlich stark, daß ich mich von der Jagd zurückzog, nachdem ich mein Leben eine Viertelstunde darangewagt hatte. Nicht so Brahim und Makatubu, welche mit einer Sorglosigkeit sondergleichen beschlossen, bei seinem Tode zugegen zu sein.

„Bei meiner Rückkehr zum Lager fand ich Arbeit genug für mich vor. Dem zuerst in die Höhe geworfenen Manne war das Hüftgelenk ausgereißt und der Körper an verschiedenen Stellen fürchterlich zerrissen. Die Leute standen ratlos umher, ich erkannte aber, daß, wenn der Mann später noch zu etwas zu gebrauchen sein sollte, schnelle Hilfe vonnöten war. Ich hatte nie ein Bein einrenken sehen und nur eine unbestimmte Vorstellung davon, wie es geschehen müsse; aber mit Martin und einem meiner stärksten Leute griff ich zu, und unbekümmert um das Geschrei des Opfers und die verwunderten Vorstellungen der Zuschauer, brachten wir das Bein im Nu wieder ins Gelenk und legten festen Verband an. Dann nahm ich ein Rasiermesser, beschnitt die zerrissenen Stellen und richtete sie hübsch zurecht und fühlte mich zuletzt ordentlich stolz über mein Werk. Ich erlaube

mir anzufügen, daß der Mann, dank meiner raschen, wenn auch rohen Hilfe vollständig genas und nicht aufhörte, mich in allen Zungen zu preisen. Der andere Mann hatte keine besondern Verletzungen erfahren und befand sich bald wieder wohlauf.

„Während dieser Beschäftigung wurden wir öfters unterbrochen durch wiederholte Flintenschüsse und durch das Pfeifen einer Kugel, welche nahe bei uns in einen Baum schlug. Wir flohen durcheinander in den freundlichen Schutz des Waldes, weil noch mehrere Schüsse durch den Wald dröhnten. Dann hörte das Gewehrfeuer auf und kurz nachher kehrten Makatubu und Brahim im Triumph zurück mit dem Kopf des Büffels, den sie endlich abgefangen hatten. Das Stirnbein des Tieres war förmlich zerschmettert, ein Auge ausgeschlagen, verschiedene Löcher aber zeigten die Wege, auf welchen sich harmlose Kugeln in dem Schädel versteckt hatten. Es war offenbar ein alter einsamer Bulle gewesen, der aus der Herde vertrieben und infolge des einsamen Lebens versauert war. Das massive und äußerst rauhe Aussehen der Hörner zeugte deutlich von seinem Alter, und ohne Zweifel muß er fast taub gewesen sein, da er einige Zeit fast mitten im Lager dagelegen hatte, bevor er zu den gefährlichen, soeben beschriebenen Tollheiten aufgeschreckt wurde.“

Thomson hatte vielfach Zusammentreffen mit Büffeln. Einmal brachte er einem solchen nicht weniger als sechs Kugeln bei und zwar vier aus der Entfernung weniger Schritte, und dennoch konnte er ihn nicht strecken. Einige Tage darauf war er glücklicher und brachte nacheinander mit seines Begleiters Muhinna Gewehr zwei Stiere zur Strecke, beide durch Blattschüsse. „Als sie uns erblickten, machten sie ungeheuere wütende Anstrengungen, an uns zu gelangen und nicht ungerächt zu sterben. Wie sie sich in ihrer teuflischen Wut wanden und krümmten! Wie ihre Augen aus dem Kopfe hervortraten und von Wut und Schmerz gleichzeitig funkelten! Der Anblick machte mich schauern. Gleich darauf kam Brahim atemlos mit meiner Flinte heran. Ich setzte die Mündung auf den Schädel des einen und drückte ab; aber obgleich die Flinte eine 0,577 Expressflinte war und die Kugel einen stählernen Kern hatte, so wurde das Tier doch durch den Schuß weder betäubt noch umgeworfen und die Kugel drang sicher nicht ins Gehirn.“

Ein anderes mal hatte er Zeit, den erlegten Büffel näher zu untersuchen, und ermittelte, daß er ihm eine Kugel ins Schloß,

zwei in den Schädel, eine durch die Hörner, eine durchs Blatt, eine in den Magen und zwei Kugeln durchs Herz geschickt hatte. „Welches andere Tier hätte soviel Blei ertragen,“ ruft er dabei aus.

Eines Tages ereilte Thomson aber doch das Geschick, von einem verwundeten Büffel angenommen und in die Luft geschleudert zu werden. Daß er mit mehrwöchentlichem Krankentager davonkam, verdankte er seinem Glück und den gutgezielten Kugeln seiner Begleiter, welche die Aufmerksamkeit des wütenden Tieres von ihm ablenkten.

„Der letzte Tag des Jahres“, so erzählt er selbst die Begebenheit, „welches bis dahin ein so lächelndes und vielversprechendes Aussehen gehabt hatte, sollte für mich noch von ganz beson-



Büffelhorn.

derer Bedeutung werden. Denn eine Weile schien es, als ob ich die Grenze meiner irdischen Laufbahn zugleich mit der des Jahres erreicht hätte. Die angenehme und kitschliche Geschichte trug sich also zu: Ich hatte beschlossen, etwas zu schießen, so zähe es auch sein mochte, um zur richtigen Feier des Tages unsere Speisekammer bestens auszurüsten. Mit diesem Plane vor Augen marschierte ich mit Brahim an der Spitze der Karawane. Wir arbeiteten uns drei Stunden lang durch hohes unverbranntes Gras und offenen lichten Wald, der ein rauhes wellenförmiges Land bedeckte. Zuletzt wurden wir durch den Anblick zweier in einiger Entfernung vor uns weidenden Büffel belohnt. Vorsichtig bis auf 50 Schritt heranschleichend schickte ich dem ersten eine Kugel zu, die nahe am Herzen vorbeiging. Sie genügte nicht, das Tier zu Fall zu bringen, sondern es humpelte davon. Ihm nacheilend, war ich bald wieder ganz nahe bei ihm und schickte ihm eine Kugel aus meiner Expressbüchse auf das Blatt. Mit der der

Rasse eigenen Hartnäckigkeit und Zähigkeit ging es selbst jetzt noch nicht nieder. Ich versuchte es also mit einem hübschen Kopfschuß. Dieser war offenbar von Erfolg, denn nachdem es sich eine Strecke weiter gearbeitet hatte, legte es sich nieder, offenbar, wie ich dachte, um zu verenden. Meine Annahme war ganz richtig, nur hätte ich das Thier in seinen letzten Augenblicken nicht stören sollen. Thörichterweise schließend, daß der Büffel vollständig kampfunfähig und mein Spiel gewonnen sei, nahm ich in der lustigen Weise eines Eroberers meine Büchse unter den Arm und ging auf meine sichere Beute los. Mein Begleiter, der mehr Urtheil bewies, warnte mich, weil das Tier noch nicht ganz verendet sei; und wenn ich nicht ein völliger Thor gewesen wäre — was aber den besten Leuten mitunter passiert —, so hätte ich wissen müssen, daß bei dem Überschuß von bössartiger Natur in dieser Art von Bestien, der Büffel noch genug Leben besäße, um mir einen Streich zu spielen, zumal er stets noch den Kopf gerade aufrecht und eine drohende Haltung zeigte, obwohl er uns nicht sah. Unbekümmert um Brahims Ermahnung ging ich hartnäckig vorwärts, um ihm ganz aus der Nähe den Fangschuß zu geben. Ich war so bis auf sechs Schritt herangekommen und noch immer nicht bemerkt, weil der Büffel seinen Kopf etwas von mir abgewandt hatte und ich kein Geräusch machte. Weiter sollte ich aber nicht kommen. Bei dem nächsten Schritte gab es etwas Rascheln von abgestorbenen Blättern. Sofort drehte der Büffel sich nach mir um. Ein wildes Brüllen, welches das Blut mir gerinnen machte, gab mir alsbald die Absicht des Tieres kund, sich an mir zu rächen. Im nächsten Augenblick stand es auf seinen Füßen. Unvorbereitet zu feuern und von Überraschung wie gebannt, hatte ich keine Zeit zur Überlegung. Unwillkürlich wandte ich meinem wütenden Feinde den Rücken. Soweit meine Erinnerungen reichen, hatte ich kein Gefühl der Furcht, als ich davonlief. Ich glaube auch, daß ich selbst nicht einmal das beste Bein vorsetzte und der Meinung war, das Ganze sei eine gutgespielte Komödie. Es war ein Spiel, aber es dauerte nicht lange. Ich sah noch Brahim vor mir wegflehen und hörte ein lautes Krachen hinter mir. Dann berührte mich etwas an der Lende und ich flog in die Höhe wie eine Rakete.

„Meine nächste Erinnerung gab mir die Gewißheit, daß ich geblendet und gequetscht an der Erde lag, und daneben die nebel-



Abenteurer mit einem Büffel.





hafte Vorstellung, daß ich hätte vorsichtiger sein sollen! Mit dem unbestimmten Gefühl, daß etwas Ungewöhnliches passiert sei, hob ich meinen Kopf unter vielen Schmerzen etwas in die Höhe und, o weh! da stand der brutale Rächer drei Schritt vor mir, sein Opfer bewachend, aber anscheinend abgeneigt, einen wehrlosen Feind anzunehmen. Ich fand, daß ich mit dem Kopf nach dem Büffel zulag. Seltsam genug hatte ich selbst jetzt, als ich mich sozusagen in den Krallen des Todesengels befand, nicht die leiseste Regung von Furcht; nur der Gedanke schoß mir mit der Geschwindigkeit des Blitzes durch das Gehirn, «wenn er auf mich zukommt, so bin ich geliefert». Fast schien es mir, als ob meine Gedanken den Büffel zur Thätigkeit anspornten. Da er Lebenszeichen in meinem bis dahin leblosen Körper entdeckte, so stieß er einen fürchterlichen Pust durch seine Nasenlöcher aus und bereitete sich vor, mir den Gnadenstoß zu geben. Betäubt und zerquetscht wie ich war, konnte ich keinen Kampf um mein Leben aufnehmen. Ich neigte einfach mein Haupt unter das Gras in der unbestimmten Hoffnung, daß ich dadurch dem Schicksal entgehen möchte, zu Mus zerstampft zu werden. Gerade in diesem Augenblick ertönte ein Büchsenchuß durch den Wald, sodaß ich noch einmal den Kopf in die Höhe hob. Zu meiner frohen Überraschung sah ich des Büffels Büschel meinen erstaunten Blicken dargeboten. Unwillkürlich die unerwartete Begnadigung annehmend, raffte ich mich mit einer fürchterlichen Anstrengung auf und wankte einige Schritte weg. Bei der Gelegenheit fuhr meine Hand zufällig an der Lende herunter und da fühlte ich etwas Warmes und Feuchtes; weiter forschend fanden meine Finger ihren Weg zu einem tiefen Loch in der Lende. Als ich diese Entdeckung machte, hörte ich noch eine Salve und sah meinen Gegner zusammenbrechen.

„Mir kam es jetzt so vor, als ob ich in Frieden sterben könnte, und ich wurde beinahe ohnmächtig. Aber im Augenblick die gefährliche Beschaffenheit meiner Wunde beherzigend, gelang es mir, mit fast übermenschlicher Anstrengung meine Hosen herunterzuziehen und mit meinem Taschentuch die Wunde, aus der das Blut herausströmte, fest zu umbinden. Dann konnte ich noch eben Martin zuversichtlich zulächeln und fiel in seinen Armen sachte in Ohnmacht. Kurz nachher zum Bewußtsein zurückkehrend, vermochte ich schon wieder meine bestürzten Begleiter zu trösten

und ließ sie, da die Blutung bedeutend abgenommen hatte, mir meine Stiefeln ausziehen, welche voll Blut gelaufen waren. Zum Beweise, daß der Unfall nicht der Rede wert sei, versuchte ich einige Schritte zu gehen, fiel aber wieder in Ohnmacht. Dann erfuhr ich, daß ich in schönster Gangart in die Höhe geflogen sei, mein Hut sich nach der einen, meine Büchse nach der andern Seite gewandt habe, als ob ich Geschenke austreute über eine mich bewundernde Menge unter mir. Ich muß auf eine Seite gefallen sein, da ich längs des Gesichts und der Rippen böß gequetscht war. Eine Weile glaubte ich, es seien mir einige Rippen zerbrochen; das war indessen nicht der Fall. Das Wunderbarste ist, daß ich keine Erinnerung von etwas habe, nachdem ich an der Lende von dem Horn des Büffels berührt war. Ich fühlte nicht einmal mich fallen. Mit Rücksicht darauf, daß ich keine Furcht empfand, als ich dem wütenden Todfeinde gegenüberstand, muß ich annehmen, daß ich gewissermaßen mesmerisirt war, gerade wie Livingstone es beschreibt, als er unter dem Löwen lag.“

Haben wir so in dem afrikanischen Büffel einen Gegner kennen gelernt, welcher seinem durch die Indianererzählungen mehr bekannten amerikanischen Bitter in Rauflust, Verschlagenheit, Tücke und Lebenszähigkeit nichts nachgiebt, so ist der afrikanische Elefant ein durch seine Größe, Tapferkeit und Gewandtheit ihm völlig ebenbürtiger Gefelle, wenn er auch etwas gutmütiger genannt werden darf. Als Stanley, welcher in seinen vielen aber meistens ihm aufgedrungenen Kämpfen mit den Herren der Savannen und Wälder sich stets als geheimer Tierfreund erweist, sich zum ersten Male auf einem schmalen Sumpfstreifen in Ukorongo einer kleinen Herde von Elefanten in ihrer natürlichen Wildheit gegenüber sah, gesteht er ein, daß er nicht leicht diesen ersten Eindruck vergessen werde.

„Nach meinem Dafürhalten verdient eigentlich der Elefant den Titel eines Königs der Tiere; seine ungeheurere Gestalt, die majestätische Art, in welcher er jemand, der in sein Gebiet eindringt, anschaut, und sein ganzes machtbewußtes Wesen geben gute Gründe für seine Ansprüche auf diesen Titel ab. Diese Herde hielt an, als wir in der Entfernung einer Meile an ihr vorbeizogen, um sich die Karawane anzusehen, und begab sich, nach Befriedigung ihrer Neugier, insgesammt in den nach Süden die Sumpfebene begrenzenden Wald, als ob ihnen Karawanen all-

tägliche Erscheinungen seien, wogegen sie, die freien und unbefieglichen Herren des Waldes und Sumpfes, nichts mit den feigen Zweifüßlern gemein hätten, die nie mutig genug sind, um sich ihnen im ehrlichen Kampfe zu stellen. Die Zerstörung, die eine solche Herde in einem Walde anrichtet, ist geradezu furchtbar. Wenn die Bäume noch jung sind, so kann man sie in dichten Reihen ent wurzelt auf der Erde liegen sehen; sie bezeichnen die Spur der Elefanten, die sich mit wuchtigem Tritt ihren Weg durch Wald und Dickicht gebahnt haben.“

Daß Stanley später auch auf 10 Schritt Entfernung den Grundjäger treu bleibt, zu welchem er sich vorhin bei stundenweiter Entfernung bekannt hat, zeigt er später auf der Rückreise von Udsidji nach Unjanjembe, als er mit seinem kleinen Winchestergewehr Antilopen zur Verproviantierung seines Lagers schießen wollte, und sich bald darauf zu seinem leicht begreiflichen Erstaunen einem Elefanten gerade gegenüber befand, diesem furchtbaren Kolosse, der Personifikation der Macht in Afrika, der seine großen, breiten Ohren wie schwellende Segel ausgebreitet hielt.

„Mich dünkte“, erzählt er, „als ich seinen gewaltigen Rüssel wie einen warnenden Finger vorwärts gestreckt sah, eine Stimme zu hören, die mir «Siste, Venator!» (Steh', Jäger!) zurief. Doch weiß ich nicht, ob dies nur in meiner Einbildung lag oder von Kalulu herkam, der, wie ich glaube, gerade rief: «Tembo, tembo! Bana jango!» (Ein Elefant, ein Elefant, Herr!) Denn der junge Schelm war, sobald er den furchtbaren Kolos in solcher unmittelbaren Nähe erblickte, davongelaufen. Als ich mich von meinem Erstaunen erholt, hielt auch ich es für klüger, mich zurückzuziehen, zumal ich nur eine mit Finkenschloß geladene Vogelflinte in Reserve hatte. Zurückblickend sah ich, wie er seinen Rüssel bewegte, und verstand, daß er jagen wollte: «Adieu, junger Mann! es ist ein Glück für dich, daß du dich zu rechter Zeit entfernst, denn sonst hätte ich dich zu Drei zerstampft.»

„Um einen afrikanischen Elefanten zu jagen, dazu gehört ein sehr gutes gezogenes Gewehr, eine richtige Elefantenbüchse und Elefantenkugeln dazu. Ich glaube, daß ein Kaliber Nr. 8, mit einer Fraserschen Kugel geladen und in die Schläfe geschossen, einen Elefanten jedesmal zu Fall bringen würde. Faulkner erzählt zwar einige sonderbare Geschichten, wie er auf einen Elefanten zugetreten sei und ihn durch eine in die Stirn ge jagte

Kugel sofort getödet habe. Die Erzählung ist jedoch so unglaublich, daß ich sie lieber nicht glaube; namentlich da er hinzufügt, der Abdruck der Mündung seines Gewehrs habe sich am Rumpfe des Elefanten vorgefunden. Afrikanische Reisende, namentlich Jagdfreunde, lieben es oft zu sehr, Dinge zu erzählen, die für gewöhnliche Menschen ans Unglaubliche streifen. Solche Geschichten muß man wegen des Vergnügens, das sie heimischen Lesern gewähren, cum grano salis aufnehmen. Wenn ich je in Zukunft von jemandem höre, daß er auf 500 m Entfernung einer Antilope das Rückgrat zerquetschete, so werde ich annehmen, es sei durch einen Schreib- oder Druckfehler eine Null zuviel hinzugekommen, denn das ist eine in einem afrikanischen Walde fast unmögliche Heldenthat. Vielleicht kann es einmal vorkommen, aber gewiß nicht zweimal nacheinander. Denn eine Antilope giebt bei einer Entfernung von 500 m eine sehr kleine Zielscheibe ab, und es gehören derartige Geschichten von Rechts wegen dem Jäger an, der Afrika nur um der Jagd willen durchzieht. An der Küste von Sansibar habe ich junge Offiziere getroffen, wenig über zwanzig Jahr alt, die mit erstaunlicher Zungenfertigkeit von ihren fürchterlichen Abenteuern mit Elefanten, Leoparden, Löwen und sonstigen Tieren zu erzählen wußten. So oft sie nur auf ein im Flusse befindliches Flußpferd geschossen, hatten sie es erlegt; wenn sie einer Antilope begegnet waren, war es bestimmt ein Löwe gewesen und sie hatten ihn sofort hingestreckt; wenn sie einen Elefanten in einem zoologischen Garten erblickten, war es bestimmt derjenige, den sie in Afrika gesehen und ohne Mühe eingefangen hatten: «Ich habe noch jetzt seine Zähne zu Hause und kann sie Ihnen, wenn Sie wollen, eines Tages zeigen.» Bei manchen Leuten ist es eine Krankheit, eine wirkliche Manie, daß sie nie im Stande sind, die positive, buchstäbliche Wahrheit zu erzählen. Das Reisen in Afrika ist an sich schon hinlänglich gefährlich, ohne daß man es noch zu übertreiben braucht. Fast alle Leute, welche sich bei der abessinischen Expedition befanden, werden sich des wunderlichen Majors erinnern, der seine furchtbaren, außerordentlich schrecklichen Geschichten massenhaft zu erzählen pflegte. Eines Tages beschenkte ich diesen Herrn mit einer mir von Satanta, dem Häuptling der Kiowas, in der Nähe von Medicine-Lodge in Kansas, geschenkten Büffelhaut. Doch schon am nächsten Tage hörte ich, daß er den Büffel auf einer ameri-

kanischen Prairie mit einer Pistolentugel erlegt habe. Dies ist nur ein Beispiel der Phantasiestückchen, welche viele Reisende zu erzählen lieben. Viele Leute haben eine Neigung zur Übertreibung. Die Jäger von Süd- und Nordafrika sind berühmt wegen ihrer zahlreichen Jagdanekdoten, von denen ich meine, daß sie einfache Klunkeereien sind.“

Der Ertrag der Elefantenjagd besteht wesentlich in den kostbaren Zähnen. Außerdem ist der Europäer, wie wir schon aus Farinis Erzählungen wissen, vom Elefanten nur den Fuß, welcher, in einem Erdloch gebacken, ein sehr wohllichmeckendes Wildpret liefert. Cameron hat sich einmal an einem Ragout von Rüsseln sehr junger Tiere versucht, aber sei es, daß des Dieners Kochkunst dem Leckerbissen nicht gerecht zu werden verstand, sei es, daß eine feinere Zunge als die seinige dazu gehörte, um den eigentümlichen Geschmack würdigen zu können — genug er hat sich nie wieder an diese Delikatesse gewagt. Dagegen entwickeln sich unter den Eingeborenen beim Zerwirken eines erlegten Tieres regelmäßig höchst tumultuarische und widerliche Scenen; sie fallen über den Kadaver her, hacken und reißen Fetzen ab und zanken und balgen sich darum, wie ein Rudel gieriger Hunde.

Als ein wahres Paradies für Elefantenjagden wird die Gegend zwischen dem Baringossee und dem hohen Kenia und weiter nordwärts nach dem noch fabelhaften Samburusee hin die ganze noch unbekanntes Waldwildnis bezeichnet, in welcher nach Aussage der Eingeborenen und dahin versprengter Händler die Zähne eingegangener Tiere zu Tausenden im Moder gefallener Walddriesen umherliegen. Dennoch sind die Tiere so verschlagen, daß ein auf diese Jagd noch nicht eingeübter Jäger seine liebe Not hat, sie zu Gesicht, geschweige denn zum Schuß zu bekommen, und gleichzeitig so kräftig und lebenszäh, daß ein oder mehrere Treffer, wenn sie nicht Blatt oder Herz treffen, noch lange keine Aussicht auf ein fröhliches Hallali geben. Das erfuhr Thomson auf dem Rückwege zum Baringo in der Nähe desselben zur Genüge. Nach vielen vergeblichen Gängen war ihm endlich das Glück günstig, als er eines Morgens von einem seiner Begleiter auf eine Fährte aufmerksam gemacht wurde, die nach dessen oberflächlicher Ansicht von einem Rhinoceros herrühren sollte.

„Bei weiterer Prüfung entdeckte ich aber alsbald, daß das

Tier vor mir ohne Frage ein leibhaftiger Elefant sei. So wurde mir zuletzt noch eine Gelegenheit zuteil, dieses edle Wild zu jagen. Die Umstände waren mir jedoch sehr ungünstig, weil es an aller Deckung fehlte und sich weder Busch noch Baum in der unmittelbaren Nähe des Elefanten befanden. Weil er jedoch mit dem Kopfe gegen den Wind stand, das Anschleichen folglich sehr leicht war, so nahm ich dies aufregende Spiel an und schlich mich hinter das Tier herum in einer Senkung des Bodens, durch welche wir uns ganz unbemerkt heranpäuschen konnten. Als wir jedoch aus der Bodenwelle heraus und auf 50 Schritt an den Elefanten herankamen, begannen die eigentlichen Schwierigkeiten. Er äste sich gemächlich in den Wind auf und drehte sich dann und wann halb herum, um die Gebüsch abzubeißen. Bei solchen Gelegenheiten mußten wir uns schleunigst auf die Erde werfen, damit wir nicht entdeckt wurden, und dann aufspringen und einige Sätze vorwärts machen, sowie das Tier seinen Kopf zurückbewegte, um wiederum hinter einem Grasbüschel zu verschwinden, sobald es die Absicht verriet, wieder um sich zu sehen. So pikant dies alles auch war, so war mir doch nicht wohl dabei zu Mute, daß ich mich in offener Wüste nur wenige Schritte von dem Goliath der Tierwelt entfernt befand und recht gut wußte, daß nichts uns vor Entdeckung schützen könne, falls er sich einmal ganz herumdrehen sollte. Zuletzt befand ich mich in einer Entfernung von zehn Schritt von dem Tier und glaubte ihm nahe genug gekommen zu sein. Etwas zitternd ließ ich mich auf ein Knie nieder und wartete, bis der große Körper sich beinahe, wenn auch nicht ganz im rechten Winkel zu mir gedreht habe. Im nächsten Augenblick feuerte ich mit meiner Büchse Kaliber 8, worauf es laut aufgrunzte, als die Kugel mit zerschmetternder Gewalt in seinen Körper drang. Unglücklicherweise schlug die Kugel in schiefer Richtung durch, sodaß sie das Herz fehlte. Als der Elefant im scharfen Trabe davoneilte, schickte ich ihm den Inhalt des zweiten Laufes nach, wenn auch nicht mehr unter gleich günstigen Umständen, und ergriff dann die Expressbüchse, deren beide Läufe ich abfeuerte. Bei dem vierten Schuß wurden wir arg in Schrecken gesetzt, da der Elefant anfang zu trompeten, sich herumdrehte und in vollem Lauf gerade auf uns zukam. Obwohl ich mich verloren gab, so hatte ich doch noch Geistesgegenwart genug, hinter einem kleinen Büschel Gras mich niederzuwerfen und gleichzeitig in

strengem und durchdringendem Ton meinen Begleitern zu befehlen, dasselbe zu thun; denn sie wollten sich sogleich auf die Beine machen, was unfehlbar ihr sofortiger Tod gewesen wäre. Brahim steckte mir noch die Büchse Kaliber 8 zu mit Patronen darin, aber ohne gesichert zu haben. Nachdem ich den gefährlichen Fehler verbessert hatte, drehte ich mich in eine passende Lage, um im entscheidenden Augenblick feuern zu können und machte mich schußbereit.

„Meine Empfindungen lassen sich besser denken als beschreiben, wie ich das offenbar auf unsere Vernichtung bedachte Ungeheuer in fürchterlicher Eile daherkommen sah. Es schien mir, als ob ich vor Aufregung ersticken müsse, indem wir jeden seiner Schritte zählten. Ich mußte alle meine Selbstbeherrschung aufbieten, damit mein krampfhaftes Greifen an der Waffe mich nicht zu einem vorzeitigen Schusse verleitete. Es war offenbar ein Gefecht auf Leben und Tod, dessen Chancen gegen uns lagen. Wir wußten, daß unsere Kugeln keine Aussicht hätten, selbst aus größter Nähe den Elefanten niederzustrecken, und schwer verwundet wie er bereits war, konnten wir auch kaum hoffen, ihn von uns abzulenken. Als er jedoch näher kam, schoß mir plötzlich ein Hoffnungsstrahl durch den Kopf — er sah uns offenbar nicht und schien eher den Feind zu suchen, als einen bestimmten Gegenstand anzugreifen, sonst würde er wahrscheinlich mit erhobnem Rüssel trompetet haben. Trotz alledem blieb aber die gefährliche Thatsache bestehen, daß er gerade auf unser Versteck zukam, und wenn wir noch nicht entdeckt waren, so mußte es bald geschehen sein. Wir mußten also für unser Leben fechten. Der Raum zwischen uns verringerte sich mit furchtbarer Geschwindigkeit. Meine Augen waren fast geblendet von den dicken Schweißtropfen, aber ich fühlte auch, daß ich gesammelter wurde, je näher die Gefahr kam.

„Hauptsächlich quälte mich die Frage, soll ich feuern oder soll ich warten? Näher und näher kam er! Mehr und mehr sah ich mein Schicksal sich erfüllen! 50 Schritt — 30 Schritt — 20 Schritt, und immer rannte das Tier in gerader Richtung, als wäre es verpflichtet zu unserer Vernichtung! Meine Leute beschworen mich zu feuern; meine einzige Antwort war ein Fußtritt, ruhig zu sein. Meine Büchse lag an meiner Backe und mein Auge visierte längs des Laufs. Der Elefant war bis auf

zehn Schritt herangekommen, ich mußte feuern, aber gerade als ich den Drücker berühren wollte, drehte der Elefant sich ein wenig nach einer Seite. Gottlob! er hatte uns nicht gesehen und wir waren gerettet. Als er nahe bei uns vorbeiging, wollte ich Feuer geben, als eine Hand sich auf mein Bein legte und eine zum Tode erschreckte Stimme mich bat, davon abzustehen, eine Bitte, welcher ich gar nicht ungern willfahrte, weil ich im ersten Augenblick, in welchem ich wieder aufatmete, mich selber äußerst lahm und erschüttert fühlte. Unsere Spannung war zu fürchterlich gewesen. Glücklicherweise hatte sie nur kurze Zeit gedauert — denn über der ganzen Zeit zwischen meinem ersten Schuß und dem Vorbeilaufen des Elefanten waren kaum zwei Minuten verflossen.

„Der verwundete Elefant verschwand jetzt in einer Schlucht. Mit verzweifelter Anstrengung uns aufraffend, stürzten wir vorwärts, unser Glück noch einmal zu versuchen und hart an ihn heranzukommen. Ich wollte meine Beute nicht fahren lassen, denn natürlich glaubte ich, wie das gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten der Fall ist, daß ich den Elefanten tödlich verwundet hätte und er bald verenden müsse. Bevor wir die Schlucht erreichten, hatte das kranke Tier sie verlassen, und uns blieb nichts übrig, als ihm buntdurcheinander zu folgen, über Steine zu stolpern, in Löcher zu fallen und unsere Kleider an den Dornen zu zerreißen. Aber diese kleinen Widerwärtigkeiten schlugen wir in den Wind, während wir leuchtend und die Augen fest auf unser Wild gerichtet ihm folgten.

„Zuerst ging es thalaufwärts, nachher die östlichen Berge hinan. Wir versuchten deshalb, ihm den Weg abzuschneiden, kamen aber erst oben an, als wir selbst erschöpft waren und der Elefant vor uns, wenn auch viel langsamer als früher, als ob seine Kräfte ihn verließen, dahinschlenderte. Dies gab uns neuen Mut, nur litt ich allmählich fürchterlich an heißen wunden Füßen, weil ich ein Paar sehr schwere neue Stiefel angezogen hatte und wir bereits zehn Stunden auf denkbar unbequemstem Boden herumgelaufen waren. Ich überließ es deshalb Brahim und Bedue, aus nächster Nähe zu folgen, während ich langsamer nachkam. Der Elefant ging jetzt in raschen stetigen Schritten voran, sodaß sie traben mußten. Es gab noch immer keine Deckung, um darin längs des Tieres herzulaufen, sonst würde es bald unser gewesen sein, und so konnten wir nichts Besseres thun, als ihm von hinten



her zu folgen, bis wir den Wald erreichten. Wir liefen über eine Terrasse und dann eine zweite Höhe hinan, um ein zweites Thal und eine zweite Bergkette vorzufinden. Das Tier lief immer weiter, und ich verlor zuletzt die Jäger und den Gejagten aus dem Gesicht.

„Gerade jetzt ging die Sonne unter, und ich befand mich in der wenig beneidenswerten Lage, 15 km von unserm Lager entfernt zu sein, ohne eine Waffe, und in einer Gegend, wo es zahlreiche Löwen gab. Da es rasch dunkel wurde, begann ich schon mich etwas bange und hilflos zu fühlen, als ich einen Büchschuß aus einem entfernten Farrngebüsch hörte. Ich dachte, der Elefant habe seinen Fangschuß bekommen. Ich wußte jedoch nicht, wie ich meine Leute wiederfinden und was ich überhaupt anfangen sollte. Zuletzt beschloß ich zu warten, ob sie nicht hierher des Weges kommen würden. Zu meiner großen Freude und Beruhigung sah ich bald nachher drei Gestalten durch die rasch zunehmende Finsternis herankommen. Sie erzählten, sie hätten noch einmal aus nächster Nähe auf den Elefanten geschossen, aber wegen der Dunkelheit die Jagd aufgeben müssen.

„Ohne einen andern Führer, als die Sterne, und mit schrecklich wunden Füßen machten wir uns auf den Rückweg über Berg und Thal und erhielten jämmerliche Püffe in der Finsternis. So rauh war der Boden, daß ohne das Licht des jetzt aufgehenden Mondes wir uns hätten auf einen Baum flüchten und dort bis zum Morgen bleiben müssen. Herden von Büffeln stoben in schwarzen Bataillonen durch das Thal, oder wir hörten sie durch den Busch donnern, wenn sie uns gewittert hatten. Einsame Rhinoceros wurden wie Dämonen in der Ferne gesehen, und bei verschiedenen Gelegenheiten mischte sich das Brüllen der Löwen in das zornige pfeifende Wiehern der Zebras. Nach einem schweren Kampfe taumelten wir ins Lager zurück, unaussprechlich dankbar, daß wir mit heiser Haut dahingelangt waren. Wir waren ohne Unterbrechung 15 Stunden lang auf den Beinen gewesen.

„Am nächsten Morgen beschloß ich, das Lager nach dem fernsten Punkte des vorigen Tages zu verlegen, in der Hoffnung, auf die Spur des verwundeten Elefanten zu kommen, und weil Brahim am vorigen Abend noch drei weitere gesehen hatte. Auf dem Wege dahin schoß ich ein Rhinoceros und erreichte um Mittag eine malerische Schlucht, durch welche ein Bach floß, der aus

einer Reihe warmer Quellen entsprang. Weil ich von den Anstrengungen des vorigen Tages etwas erschöpft war, beschloß ich, nicht zu weidwerken, sondern sandte Bedue und einen Teil der Leute aus, die Fährte des vorigen Abends aufzunehmen, weil ich zuversichtlich erwartete, daß das Tier von der Stelle, wo wir es verlassen hatten, sich nicht weit entfernt haben könne. Nachdem sie eben weggegangen waren, kam ein Mann in atemloser Hast zurückgeeeilt mit der aufregenden Nachricht, daß einige Elefanten ganz nahe bei uns wären. Das war nun eine Aufforderung zum Kampf, welche ich nicht unbeachtet lassen durfte. Ich rüstete mich deshalb schleunigst mit den nötigen Mordinstrumenten aus und eilte fort.

„Wir waren noch nicht weit gekommen, als mir drei Elefanten gezeigt wurden — ein männliches und ein weibliches Tier und ein Junges. Ich konnte nicht umhin, die stattlichen Tiere zu bewundern, wie sie mit einer würdigen selbstzufriedenen Miene langsam daherkamen, das Weibchen voran und der junge Sprößling der edeln Rasse hintennachfolgend. Weil sie leicht Wind von uns bekommen konnten, so ging ich weiter abwärts, unglücklicherweise aber blieben die zuerst ausgegangenen Leute zurück, weil ich mich mit ihnen nicht verständigen konnte. Infolge davon wurden sie, als mir die Elefanten schußgerecht und nahe genug gekommen waren, von den Tieren gewittert. Das Weibchen trompetete und ging zuerst geradeswegs auf mich und meine Begleiter los, als ob es uns gewittert hätte und für unsere Verwegenheit bestrafen wolle. In atemloser Erwartung sank ich hinter einem Busch auf ein Knie, aber bevor wir angegriffen wurden, trompetete das Weibchen von neuem und schwenkte unter einem rechten Winkel ab, wobei ich einen prächtigen Schuß hätte abgeben können, wenn die Gelegenheit etwas besser gewesen wäre. Bevor ich mir einen günstigeren Stand ansuchen konnte, rannten sie in den dichten Busch, der jede Gelegenheit zum Feuern vereitelte.

„Wir verloren die Tiere bald aus Sicht, behielten aber die Fährte vor Augen. In einer halben Stunde befanden wir uns im Busch wieder in ihrer unmittelbaren Nähe und mußten mit aller möglichen Vorsicht vorwärtsgehen. Zuletzt ermittelten wir nach dem Gehör, daß sie ihre Furcht überwunden hatten und ruhig ästen. Obgleich wir nur wenige Schritte von ihnen waren, konnten wir sie nicht sehen; wenn wir aber merkten, daß sie auf



Inmitten einer Elefantenherde.



uns zukamen, mußten wir ihnen rasch aus dem Wege gehen. Um einige Gebüschherumbiegend, bekam ich eins von ihnen auf drei Schritt Entfernung gut zu sehen. In demselben Augenblick gab ich Feuer und verkroch mich eilends in einen Busch, um nicht entdeckt zu werden. Zuerst kam der Elefant mit aufgerichtetem Geöhre gerade auf mich zu. Zu meiner eigenen Sicherung war ich im Begriff, ihm den Inhalt meines zweiten Laufes zuzusenden, als er augenscheinlich meine tapfern, davoneilenden Leute bemerkte und von ihrer Furcht anscheinend angesteckt, sich nach dem Busch zurückwandte. Ich sprang jetzt auf, um ihn zu verfolgen, da ich nach dem Geräusch, das ich hörte, annahm, daß er vor mir durch den Busch polterte. Man kann sich deshalb mein sprachloses Erstaunen denken, als ich beinahe gegen das Tier anrannte, wie es aus einem dichten Busch herausstrampelte. Das Tier schlug mich beinahe mit seinem Büschel um, bevor ich wieder zur Besinnung kam, und ihm rasch aus den Augen verschwand. Als ich meine Geistesgegenwart wiedergewonnen hatte, konnte ich beobachten, daß das Tier wirklich und in der That in einer höchst würdigen Haltung vor mir auf dem Spiegel saß. Ich spekulierte nicht lange über diese ungewöhnliche Stellung, sondern sandte ihm schleunigst eine Kugel ins Rückgrat. Würdevoll bis zuletzt sank mein Elefant allmählich in seine Vorderläufe und verendete, während ich mit der triumphierenden Miene eines Nimrod aus dem Busche heraustrat, um einen passenden Platz in dem großen Tableau einzunehmen. Die erste Kugel hatte das Werk vollbracht, und der Elefant war nur zehn Schritt von der Stelle, wo er geschossen wurde, weitergegangen. Die Zähne, obschon nicht sehr groß, bildeten ein außerordentlich hübsches Paar und wogen zusammen 16 kg.

„Am nächsten Morgen schärfen wir das Elfenbein heraus, und ich begab mich auf die Suche, nachdem ich als Speise für das Lager noch ein Zebra geschossen hatte. Wir gingen zuerst östlich, dann südlich, dem Fuße der Berge entlang, und entdeckten zahlreiche Spuren von Elefanten. Zuletzt erreichten wir eine den Berg hinaufführende Schlucht, die sich als eine große Heerstraße zahlreicher Elefanten erwies, welche hier die Berge hinauf- und herunterzugehen gewohnt waren. Als wir die Schlucht aufwärts verfolgten, kamen wir erst durch einen Engpaß und stiegen dann einen dichten Buschwald hinan, in welchem ungeheurere Mengen

schwarzer Tauben sich von Früchten nährten. Als wir die Höhe erreichten, sahen wir das Land in einer großen hellgrünen Ebene sich allmählich abdachen, um dahinter zu einer neuen Hügelkette sich wieder zu erheben. Eine schöne offene Straße, den Viehwegen von Ngongo gleichend, führte bequem durch den hohen, vielverzweigten Busch. Während wir dieselbe gemächlich entlang gingen, wurden wir plötzlich zum Stillstande gebracht durch das Geräusch von Elefanten zu unserer Linken. Denselben Weg zurückeilend, um bessern Wind zu bekommen, betraten wir den Wald und machten geräuschlos vorwärts. Sehr bald erblickte ich einen der Elefanten. Auf zehn Schritt herangekommen, gab ich Feuer, doch müssen die zwischenliegenden Zweige die Kugel etwas gestört haben, wenn sie auch saß. Das Tier stürzte weg, und vor Aufregung alles vergessend, eilte ich hinterher, ohne nach rechts oder links zu sehen. Ich hatte die Jagd erst wenige Schritte fortgesetzt, als ich mich wiederum nahe bei dem kranken Tier befand, welches fürchterlich schweifte. Wiederum feuerte ich, und diesmal in die andere Seite. In demselben Augenblick als ich feuerte, hörte ich links von mir ein Krachen in derartig überraschender Nähe, daß mir war, als ob mir kaltes Wasser den Rücken hinunterliese. Als ich mich rasch umsaß, tauchte der Kopf eines Elefanten gerade aus dem dichten Busch über der kleinen Blöße auf, in welcher ich stand. Ich duckte mich schleunigst hinter einen sehr niedrigen Busch, im Geiste überlegend, daß ich nicht fünf Minuten noch zu leben hätte, wenn der Elefant zur Rache aufgelegt sei. Meine Lage war wirklich höchst schauriger Natur. Hier lag ich auf meinen Knien, hinter einem kleinen Krüppelbusch, und sah in die Höhe auf zu einem ungeheuern wilden Elefanten, dessen Kopf fast über mir hing; ein Elefant lief rechts von mir weg, vier bis fünf waren links von mir, und mehrere hinter mir. Thatsächlich befand ich mich mitten in einer Herde von Elefanten, die aber, wie ich meinen Lesern schleunigst erklären muß, alle von dieser Stelle wegrannten, mit Ausnahme dessen, der mir gegenüberstand. Einen Augenblick lang blickte er um sich mit einem dummen Ausdruck in den Lichtern, als ob er fragen wollte, was all der Lärm ringsum zu bedeuten habe. Mich sah er nicht, da ich ihm augenscheinlich zu nahe war. Meine Büchse war jedoch gehoben und auf eine Höhlung über einem Auge gerichtet; sollte er sich noch einen Schritt vorwärtsbewegen, so würde meine

Kugel schon einen Platz finden in den knöchernen Höhlen seines Schädels.

„Wie ich gebückt dastand wie eine Marmorstatue, und in tödlicher Spannung, aber ohne mit einem Muskel zu zucken, auf eine günstige Gelegenheit zum Handeln wartete, warf sich der Elefant scharf herum, und im nächsten Moment suchte eine Kugel den Weg zu seinem Herzen. In schmerzlichem Todeskampf laut aufbrüllend frachte er weg, und wenige Minuten nachher standen rund um mich herum meine Reisläufer, welche im gefährlichsten Augenblick mich hatten in der Falle sitzen lassen. Gleich Bluthunden nahmen wir jetzt die Fährte des erst geschossenen Elefanten auf; wir fanden sie ohne Schwierigkeit, weil der Schweiß zu beiden Seiten buchstäblich herausgeschossen war und die Büsche mit einem karmoisinroten Schauer besprenkelt hatte. An einer Stelle, wo er Stand genommen und offenbar wie geblendet sich herumgedreht hatte, war ein großer Teil des Erdreichs davon gesättigt. Aber obgleich es so ausnehmend stark geschweift hatte, war das Tier doch nicht für unsern Rucksack bestimmt. Je weiter wir gingen, desto weniger bemerkbar wurden die Schweißtropfen und desto schwieriger wurde es, ihnen zu folgen, weil außer der Dichtigkeit des Busches auch die erstaunliche Menge der Wildfährten uns abschreckten, rasch vorwärts zu gehen, damit wir nicht plötzlich einem Elefanten, auf Gnade und Ungnade ergeben, uns gegenüber befanden. Fast eine Stunde lang stürzten wir so mit fast denselben Gefühlen vorwärts, wie damals in Leikipia, als wir einem Büffel in den Busch folgten. Wir waren jedoch stets der sichern Erwartung, daß wir unsere Beute bekommen würden, weil die Fußspuren Anzeichen der Erschöpfung verrieten und das Tier offenbar seine Füße zu schleppen anfang. Für jetzt wurden unsere Hoffnungen indessen völlig vereitelt. Wiederholte Schüsse aus der Entfernung beunruhigten uns, weil wir wußten, daß die von uns zurückgelassenen Leute allein nicht jagen würden. Weil wir einen Angriff der Eingeborenen befürchteten, eilten wir schleunigst zurück, leider nur, um die Leute zu verwünschen, als wir hörten, daß die Veranlassung zu ihrem Schießen einfach ihre Entdeckung des andern toten Elefanten gewesen sei, der 50 Schritt von der Stelle, wo ich ihn angeschossen hatte, verendet war.“

So reich war in diesen Wäldern der Bestand an diesem Edelmwild, daß Thomson glaubt, wenn er dort 14 Tage sein

Lager aufgeschlagen hätte, er leicht für 20000 Mark Elfenbein hätte gewinnen können.

Wir sahen hier den Elefanten in Gesellschaft von Büffel und Rhinoceros. Es mag dazu die allen diesen Thieren gleichmäßig zusagende Wald- und Gebirgslandschaft beigetragen haben. Im allgemeinen verträgt sich der Elefant sonst nicht gut mit den andern, namentlich soll er nach Aussage der Eingeborenen dem feurigeren Rhinoceros gegenüber nicht selten Spuren von Eifersucht durchblicken lassen und dann das Rhinoceros mit hoch erhobnem Rüssel davontreiben. Thatsache ist, daß das Rhinoceros dem Elefanten gern aus dem Wege geht, wenn es ihm begegnet, und daß es im Weigerungsfalle vom Elefanten angenommen und mit dessen Stoßzähnen gegen einen Baum oder eine Felswand gedrückt wird, bis es klein beugiebt, wenn dazu noch Zeit ist und der Elefant nicht vorzieht, es mit seinen mächtigen Füßen zu zertreten. Um seine Fährte vor dem gewaltigen Gegner zu verdecken, soll das Rhinoceros seine Losung stets zerstreuen und nicht in festen Klumpen, welche den Elefanten reizen, liegen lassen. Auch der Büffel rauft öfter mit dem Löwen als mit dem Elefanten und bleibt dabei nicht selten Sieger; wird er aber vom Löwen überrumpelt, indem sich der letztere ihm auf den Nacken setzt, so ist es fast immer um den Büffel geschehen. So erzählt Serpa Pinto von einem nächtlichen Kampfe dieser zwei Gesellen in der Nähe seines Lagers, und wie zuletzt das schauerliche Todesröcheln des Büffels sich mit dem anhaltenden Brüllen des Siegers und dem Massen-geheul der schmarotzenden Hyänen und Schakale vermischt habe. Als er den etwa 100 Schritt vom Lager entfernten Kampfplatz am folgenden Morgen untersuchte, fand er den unverkehrten Kopf sowie einige Knochen- und Hautüberreste des Büffels, alles übrige war von den wilden Bestien verzehrt.

Nach all den Aufregungen der oben geschilderten Kämpfe mit den großen Dickhäutern lassen die Begegnungen unserer Reisenden mit den eigentlichen Raubtieren, von denen hauptsächlich Löwen und Leoparden als Räuber und Kämpfer in Betracht kommen, uns verhältnismäßig ruhig.

Die Eingeborenen fürchten den listigen Leopard mehr als den brutalen Löwen. Der erstere beschleicht ihre Umzäunungen und stiehlt die Ziegen und Schafe aus denselben; der Löwe hält sich lieber an die größern Antilopen, Zebras, Quaggas, welche er



bei der Tränke überrascht, und ist dem Eingeborenen, der sich hütet, ihm nachts auf seinen Wegen zu folgen oder entgegenzutreten, oder bei Tage im Lager anzuschleichen, nicht gefährlich, solange er nicht gereizt wird, geht ihm vielmehr gern aus dem Wege. Serpa Pintos Kugelbüchse, welche mit einem Treffer zwischen die Richter die größten Elefanten im Feuer umwarf, ließ auch die Löwen lautlos im Feuer zusammenbrechen, wenn auch der Träger, vom Fieber geschwächt, den schweren Lauf kaum zu tragen vermochte.

„Den obern Sambesi im Kanoe hinabfahrend, erblickten wir“, so erzählt er, „am rechten Ufer ein paar Löwen, welche aus dem Flusse tranken, und wenn ich es mir auch zum Prinzip gemacht hatte, nur durch die Umstände gezwungen mich mit den wilden Tieren einzulassen, und den Wert, welchen jede Patrone für mich besaß, genügend schätzte, so war die Lust des Jägers in mir doch stärker als Klugheit und Vernunft, und ich ließ das Boot an dem Ufer anlegen, wo die Tiere sich befanden. Als dieselben uns wahrnahmen, zogen sie sich vom Flusse zurück und schritten gemächlich zu dem Gipfel eines 600 Fuß hohen Hügels hinauf. Ich sprang aus dem Boote und machte mich zu ihrer Verfolgung auf. Als ich bis auf etwa 100 Schritt nahe gekommen war, setzten die Löwen ihren Weg am Fluß aufwärts fort, wobei sie hin und wieder einen Augenblick stehen blieben, um sich nach mir umzublicken, aber als die Entfernung nur noch 50 Schritt betrug, ergriffen sie die Flucht und waren bald in einem kleinen Dickicht von Unterholz verschwunden. Die Tiere waren von ungleicher Größe, das eine fast doppelt so groß als das andere.

„Ich kroch leise bis nahe an das Gebüsch hinan, wo ich vorsichtig durch die Zweige blickte und nun den Kopf des einen der majestätischen Tiere kaum 20 Schritt vor mir sah. Ich hob die Büchse, allein gerade als ich zielen wollte, erschütterte plötzlich ein starkes Zittern meinen ganzen Körper. Der Gedanke, daß ich vom Fieber geschwächt und ermattet sei, machte meine Hand unsicher, als ich den Finger an den Drücker legte. Ein merkwürdiges Gefühl, wie ich es nie vorher gekannt hatte und das wahrscheinlich durch Furcht verursacht war, überkam mich, doch mit eiserner Willenskraft besiegte ich dasselbe, und allmählich ruhete die Büchse sicher nach der bestimmten Richtung, gerade als ob ich nur zum Vergnügen nach der Scheibe schösse. Die Ruhe des Schusses

überraschte mich beinahe selbst. Der Rauch war sofort verschwunden, gleichzeitig aber auch der Kopf des majestätischen Tieres. Nachdem ich den abgeschossenen Lauf wieder geladen, machte ich mich wieder zum Schusse fertig und untersuchte mit gespannten Föhnen das dichte Gebüsch. An der Nordseite bemerkte ich deutlich die Spuren eines Löwen, aber auch nur eines einzigen, der zweite mußte zurückgeblieben sein. Selbstverständlich wagte ich mich nur mit großer Vorsicht in das Unterholz hinein, bis ich den ungeheuern Körper des Königs der afrikanischen Wälder leblos auf der Grassfläche liegen sah. Die Kugel war in den Schädel eingedrungen und hatte das Tier auf der Stelle getötet. Ich rief meine Leute herbei, die in wenigen Minuten dem Löwen das Fell abgezogen und die Klauen abgeschnitten hatten. Die Kugel fand sich im Gehirn wieder.“

Hier hat ihn noch das Jagdfieber, trotzdem er wußte, wie wertvoll ein Schuß für den Unterhalt seiner Leute war, verlockt, sich in einen Kampf mit Löwen einzulassen. Nachher denkt er ruhiger darüber. „Häufig sind wir unterwegs“, bemerkt er, „Löwen begegnet, doch habe ich sie sorgfältig vermieden. Der unerfahrene Reisende hat fast immer den heißen Wunsch, Gefahren zu bestehen, und macht nicht selten sogar Umwege, um sie aufzusuchen. Afrika ist aber ein Land, wo sich dem Reisenden täglich und fast stündlich so viele Schwierigkeiten entgegenstellen, wo so viele unvermeidliche Gefahren zu bestehen sind, daß er nicht noch mehr zu schaffen braucht, um vielleicht das Fehlschlagen der zur Lösung wichtiger Probleme organisierten Expedition herbeizuführen. Bei jeder Handlung des Reisenden sollte ihn die Klugheit leiten; allerdings kann es dann vorkommen, daß diese unter gewissen Umständen zu einer verwegenen That rät, wenn die Tollkühnheit zum Nutzen aller notwendig ist. Eine übel angebrachte Neigung ist in Afrika z. B. das Jagen wilder Tiere. Im Innern des Landes ist Pulver sein Gewicht in Gold wert; ein nach einem wilden Tiere abgegebener Schuß ist weggeworfen und könnte vielleicht noch notwendig sein, um die ganze Karawane zu retten, welche möglicherweise die Beute des Zufalls und vernichtet wird, nur weil der Führer es nicht unterlassen konnte, seine persönliche Eitelkeit zu befriedigen.

„Auf meiner ereignisvollen Reise bin ich oft gezwungen gewesen, auf die Jagd zu gehen, um uns die Mittel zum Lebens-

unterhalt zu verschaffen, und mußte bei mehreren Gelegenheiten mich in einen Kampf mit wilden Tieren einlassen, was ich jedoch nicht gethan haben würde, wenn ich genügend Proviant zur Verfügung gehabt und das Ergebnis der Jagd hätte entbehren können. Ein in Selbstverteidigung oder bei einer zufälligen Begegnung getötetes Tier ist ein aus dem Wege geräumtes Hindernis, der Löwe aber, welcher von einem geographischen Forscher aufgesucht und erlegt wird, ist ein Hindernis, welches er selbst geschaffen, eine von ihm begangene Unklugheit, die stets in dem Thäter ein Gefühl der Reue erwecken sollte. Ich habe gelegentlich selbst derartige Irrtümer begangen, aber sie nachher immer aufrichtig bereut. Wenn ich je zu einer Forschungsreise nach Afrika zurückkehren oder mit einer andern wichtigen Mission betraut werden sollte, würde ich es für Ehrenpflicht halten, den Hauptzweck des Unternehmens nicht durch eine augenblickliche Befriedigung meiner eigenen Eitelkeit zu gefährden. Dieser Ansicht war ich auch, als ich mich auf dem Rückmarsch von den Katarakten befand und die Löwen vermied, die ihrerseits auch mir gern weit genug aus dem Wege gingen.“

Ein besonderes Abenteuer ist es freilich, wenn man auf der Rückkehr von erfolgloser Jagd einem Jagdgenossen begegnet, sich ruhig mit ihm unterhält, bis derselbe plötzlich seine Büchse anlegt und ins Gebüsch hineinknallt, und zuspringend einen schönen Leopard hervorholt, der keine sechs Schritt von ihnen am Boden gefauert hatte.

Eine wirklich überraschende Begegnung mit Löwen hatte Serpa Pinto, als er sich auf seiner Durchquerung Afrikas bereits den Niederlassungen der Boeren in Transvaal näherte.

„Wir setzten nachmittags unsern Marsch drei Stunden lang über unebenes, mit dichtem Gehölz bedecktes Terrain fort. Als wir uns an einer höhern Stelle befanden, bemerkte ich im Osten den Zoutpansberg. Die Stelle, wo ich das Lager für die Nacht aufschlagen ließ, wird von den Boeren mit dem Namen Adikul bezeichnet. Der Mond schien nicht, aber der Himmel war klar, sodaß ich die Gelegenheit benutzte, um die Lage des Ortes vermittlest einiger Beobachtungen zu bestimmen. Meine Thätigkeit bewahrte uns wahrscheinlich vor einem großen Unglück.

„In Schoschong hatte ich nämlich eine Magnesiumlampe bekommen, die dort von Eduard Mohr oder einem andern Reisen-

den zurückgelassen und für den jetzigen Eigentümer wertlos geworden war, weil er keinen Magnesiumdraht hatte, sich mir aber sehr brauchbar erwies, da ich noch einen größern Vorrat davon besaß. In dieser Nacht benutzte ich die Lampe, um den Nonius des Instruments, eines Casella-Sextanten abzulesen, als ich durch ein zehn Schritte von mir ertönendes fürchterliches Gebrüll erschreckt wurde. Das Pferd, welches an einem der Wagenräder angebunden war, zog so stark an dem Zaum, daß es thatsächlich den schweren Wagen bewegte, während die Ochsen sich in der größtlichen Furcht losrissen und in die Umzäunung stürzten, wo wir uns befanden. Ich legte schnell den Sextant hin und ergriff die neben mir liegende Büchse, während Augusto den Fokus der Lampe nach der Richtung hinhielt, woher das schreckliche Gebrüll gekommen war.

„Der helle Schein fiel gerade auf die Köpfe zweier kolossaler Löwen, die, von dem durch die Verbrennung des Magnesiums hervorgebrachten Lichtstrahl geblendet, einen Augenblick wie zwei Statuen standen, sodaß ich Zeit zum Zielen hatte. In wenigen Sekunden hatte ich beide Läufe abgeschossen, und die zwei Löwen lagen zum Tode verwundet vor mir. Dann wandte ich mich zum Wagen, wo ein höllischer Lärm entstanden war, und sah, wie Camutombo sich aufs äußerste abmühte, das Pferd zu beruhigen, welches auf den Hinterbeinen stand, an den Stricken zog und sich mit Gewalt zu befreien suchte, während der Ochsentreiber sich auf der andern Seite hinter dem Wagen verborgen hatte und, die Büchse in der Hand, laut beteuerte, er würde alle wilden Tiere Afrikas erschießen, die es wagen sollten, seine Ochsen anzurühren.

„Es kostete mir viel Mühe, die Ruhe wiederherzustellen, während die Neger beschäftigt waren, unsern unerwarteten Gästen das Fell abzuziehen. Amüsant war es zu hören, welche Tapferkeit jeder von ihnen bei dieser Gelegenheit bewiesen haben wollte; kein einziger hatte sich gefürchtet, Gott bewahre! Jeder rühmte sich damit, wie er geholfen, den Löwen — das Fell abzustreifen.“

Von ähnlichen unerwarteten Begegnungen mit Leoparden erzählen alle Afrikareisende, ohne daß sie von übeln Folgen für sie gewesen wären; fast immer schleicht die Bestie knurrend hinweg; ohne sich mit dem auf sie eindringenden Menschen zu messen, springt sie ihm oft unmittelbar vor den Füßen weg. Mitunter

beschleicht der Leopard den Eingeborenen und zerfleischt ihn dann; Schafe und Ziegen holt er sich mit kühnem Sprunge aus dem Innern der Palissadenwand oder dem leichtgebauten Stall heraus und schwingt sich mit der Beute im Rachen wieder zurück. Daher ist er dort ebenso vogelfrei wie bei uns etwa der an Verschlagenheit vollebensbürtige Reineke. Auf Bäumen weiß er sich vortrefflich zu verstecken, wenn es unter ihnen nicht gehener ist. Als Cameron einst sein Lager im Walde aufhob und die letzten Leute die Lagerstätte verließen, sprang ein Leopard mit einem Affen im Rachen von einem überhängenden Baumzweige herunter, kaum 25 Schritt von der Stelle entfernt, wo Camerons Zelt gestanden hatte. Thomson wäre einmal, als er auf Hartebeests pürschte, beinahe über einen Leopard gestrauchelt, welcher gleich ihm auf dasselbe Wild lauerte und den anschleichenden Thomson nicht vermerkte. Erschreckt knurrend drehte er sich um und zeigte ihm die fürchterliche Reihe seiner Zähne, sodas Thomson schon glaubte, daß er im nächsten Augenblick ihn anspringen würde. Statt dessen verkroch er sich und war aus Sicht verschwunden, bevor Thomson sich sammeln und seine Büchse anlegen konnte.

Von den Eingeborenen und auch von den europäischen Ansiedlern am Kongo wird er gewöhnlich in Fallen gefangen oder durch Selbstschüsse getödet. Versuche, ihn zu zähmen, haben nur zeitweilige Aussicht auf Erfolg, wenn er ganz jung eingefangen wird; die tückische Raquenatur bricht später gelegentlich wieder hervor. Man fängt ihn mit Raketen oder Hündinnen auf. Mit Löwen gelingen solche Versuche besser; doch dürfte von vereinzelteten Erfolgen bis zu den Erzählungen, welche Cameron darüber zu hören bekam, noch ein recht weiter Weg sein. Den Preis unter diesen Geschichten dürfte die Erzählung eines Eingeborenen von Ukaranga verdienen, welche Cameron sich während eines unfreiwilligen Aufenthalts im Westen des Tanganjika erzählen ließ; sie hatte wenigstens den Vorzug, von uninteressierten Zeugen bekräftigt und von dem Erzähler selbst für zweifellos wahr gehalten zu werden. Danach standen die Bewohner des Dorfes, das dem, in welchem der Erzähler wohnte, zunächst lag, mit den Löwen auf freundschaftlichstem Fuße. Die Tiere kamen in das Dorf und spazierten darin umher, ohne jemand etwas zu Leide zu thun. Bei feierlichen Gelegenheiten traktierte man sie mit Honig, Ziegen, Schafen oder Ugali, und wurden nachmittags die Trommeln

gerührt, so versammelten sich ihrer oft gegen zweihundert. Jeder einzelne Löwe war im Dorfe unter einem besondern Namen bekannt und kam heran, wenn man ihn bei demselben rief. Und wenn einer starb, so trauerten die Einwohner um ihn wie um einen nahen Verwandten.

Das Dorf, von dem dies erzählt wurde, lag am Ufer des Tanganjikasees, unfern von dem Wohnort eines der Begleiter Camerons, und derselbe bestätigte, daß er häufig von der Freundschaft zwischen den Dörflern und den Löwen habe sprechen hören, doch habe er nie Gelegenheit gehabt, sich durch den Augenschein davon zu überzeugen. Dagegen versicherte der Mann aus Ukaranga, er sei nicht selten bei dem freundschaftlichen Verkehre der Menschen mit den Bestien zugegen gewesen, und brachte auch mehrere von seinen Stammesgenossen herbei, welche die Wahrheit seiner Aussagen bezeugten.

Man mag von solchen Erzählungen glauben soviel man will: der ganz gemeine Räuber scheint der Löwe doch nicht zu sein, wie ihn seinerzeit der algerische Löwenjäger Gérard gern darzustellen pflegte. Ist auf ihn das Sprichwort „Not kennt kein Gebot“ im vollsten Umfange anzuwenden, so scheint er andererseits an Orten, wo seine Naturalverpflegung keinen Schwierigkeiten begegnet, einen Unterschied zu machen und jedenfalls nicht aus Mordlust zu mordern, wie bei uns der Marder, dort der Leopard zu thun pflegt. Daraus und aus seiner imposanten Haltung und der ihm in der Tierwelt fast neidlos zugestandenen Herrscherrolle erklären sich die wohlwollenden, mindestens respektvollen Gefühle, welche ihm die Eingeborenen entgegenbringen.

Desto allgemeiner und intensiver ist der Haß, mit welchem alle Eingeborenen und Reisenden den tückischen, grausamen, räuberischen Herrn der afrikanischen Flüsse und Seen, das Krokodil, zu vernichten streben. Ist auch das Flußpferd viel gewaltiger durch seine Masse und durch seine ungeschlachte Plumpheit, nicht selten auch durch Hinterlist und Bosheit ein gefährlicher Nachbar auf dem Wasser, wo es die leichten Kanoes leicht zum Kentern bringt, so ist doch das Krokodil derjenige Feind, an dessen gepanzertem Körper selbst der gerechteste, zurückhaltendste Weidmann ohne Zagen die Durchschlagskraft seiner Kugeln probiert. Das Krokodil ist der Feind, es wird verfolgt, wo es sich zeigt. Zu suchen hat man nicht lange nötig, fast jeder Fluß, jeder See beherbergt sie

in ungezählten Scharen. Namentlich scheint der große Viktoria-Njansa auf seinen unbewohnten Inseln vielbesuchte Brutplätze zu enthalten, wo die glühende senkrecht herunterstrahlende Sonne die im losen Sand verscharrten Eier ausbrütet. Auf seiner Rundfahrt um den See fand Stanley dort in einem einzigen Nest 58 Eier. Fast bei jedem Schritt und Spaziergang längs der mit dichtem Schilfrohr bestandenen Ufer erschreckte ihn ein Mitglied dieser häßlichen Familie von Sauriern durch sein plötzliches Hervorstürzen und seinen Sprung in den See. Im Ufersande sich sonnend, tauchen sie beim ersten Geräusch lautlos ins Wasser. Als vortreffliche Schwimmer zeigen sie nur Nase und Augen und einen Teil des zackigen Rückenkamms, folgen aber eifrig dem Kanoe in Hoffnung auf Beute. Johnston wurde erzählt, daß es dem Kanoe



Krokodil.

eines portugiesischen Kaufmanns solange gefolgt sei, bis es Gelegenheit gefunden habe, dem Kaufmann ein Bein glatt abzubeißen. Ein anderes Mal löschten Neger aus einem Fahrzeug, von dem ein Lauffteg zum Ufer gelegt war. Plötzlich schlägt ein darunter herangeschlichenes Krokodil mit seinem kräftigen Schwanz, seiner nach dem Gebiß gefährlichsten Waffe, von unten gegen den Steg, als gerade ein Träger darüber hingehet, wirft ihn ins Wasser und zerfleischt ihn vor den Augen der Kameraden im seichten Uferwasser.

Solcher Schauergeschichten ließen sich hunderte beibringen. Kein Wunder, daß jedes Mittel zulässig erscheint, dem gehafteten Feind, wenn er einmal durch Strick, Netz, Angel oder einen glücklichen Schuß gefangen ist, selbst die Sterbestunde noch möglichst schmerzlich zu machen. Und erfinderisch in Grausamkeit ist der afrikanische wie jeder andere Wilde.

So einstimmig die Reisenden in der Verurteilung des Krokodils sind, so sehr gehen ihre Urteile über die Schlangen und ihre

Gefährlichkeit auseinander. Während Johnston behauptet, man könne eine Reise den Kongo aufwärts und abwärts machen, ohne mit einer Schlange in Berührung zu kommen, ja ohne einmal eine zu sehen, klagt Stanley auf seiner berühmten Kongofahrt, daß die Schlangen so häufig seine Leute bei der Arbeit gestört hätten. Reisende aus Ostafrika erzählen, daß in gewissen Dschungeln die Karawanenwege oft durch große Boas blockiert und ungangbar gemacht würden, welche längs der schmalen Graspfade auf vorübergehende Menschen und Tiere lauern. Jedenfalls ist ihr Vorkommen ein sehr ungleiches, sowohl was Zahl als Gefährlichkeit anbelangt. Im Kamerungebiet fand Buchholz den Reichtum an Reptilien so ungeheuer groß, daß er 40 Stück Schlangen, worunter mehrere neue interessante Arten, in kurzer Zeit sammeln konnte. Weiter im Süden, bei den Ganguellas, wurde Serpa Pinto durch eine höchst giftige Cobra im kaum aufgeschlagenen Zelte überfallen. Trotz aller Versicherung von Gegengiften fühlte er sich erst beruhigt, als das 3 Fuß lange Tier, welches auf dem Rücken dunkel am Bauche hellrot aussah, smaragdgrüne Augen und eine zweigespaltene Zunge hatte, tot zu seinen Füßen lag. Der Mund war mit 4 Zähnen, ähnlich den Fangzähnen des Hundes, bestanden. In der Nähe des Schituluisflusses, weiter im Innern, fand derselbe Reisende die Haut einer Boa, welche 22 Fuß lang und 1½ Fuß breit war, und die Eingeborenen versicherten, daß noch größere vorkämen.

Wir können dieses Kapitel nicht abschließen, ohne der Affen Erwähnung zu thun, welche in Mittelafrika so recht zu Hause sind, und zwar in den für uns interessantesten Arten. Es ist ja noch nicht lange her, daß vom Gabun und aus den dichten tropischen Wäldern, welche längs des Äquators sich wie ein undurchdringlicher Gürtel von West nach Ost durch Afrika hindurchziehen, die alten, vielbezwifelten Erzählungen von riesigen menschenähnlichen Affen wieder auftauchten und in Europa Gläubige und Zweifler in Menge fanden. Vom naturwissenschaftlichen Standpunkt war der Streit als beseitigt anzusehen, als Exemplare dieser Tiere tot oder lebendig nach Europa geschafft wurden.

Daß die Affen mit ihrem Geschrei und ihren Pöffen die Reisenden bei ihren Studien oft empfindlich stören, kann nicht geleugnet werden; ein anderes ist es, ob er der scheuen und flüchtigen Tiere sich mit der mörderischen Flinte erwehren soll. Buch-



holz schaut die Frage sich gelegentlich vom materiellen Standpunkt an; in Victoria am Kamerunberge, wo ihm die Lebensmittel sehr knapp geworden waren, er tagaus tagein von in Palmöl gesotenen Fischen leben mußte, ohne Geld oder Geldeswert zu besitzen, um sich ein mageres Huhn zu erhandeln, und deshalb nur auf Koko, eine den Kartoffeln ähnliche Wurzel, Bananen und Yams angewiesen war, hatte er zwei- bis dreimal eine sehr erwünschte Ab-



Pythonischlange.

wechselung durch Affenbraten, welchen er unter obwaltenden Umständen mit Behagen verzehrte. Er fand dies Wildpret vorzüglich und, von Borurteilen abgesehen, die überwunden werden müssen, delikater als selbst Hasenbraten. Denselben Standpunkt vertritt Bohnston. Er hatte sich von den am Kilima-Ndjaro zahlreich vorkommenden Pavianen ein anscheinend zartes junges Weibchen geschossen. Aus Neugierde ließ er sich am folgenden Tage von dem Wildpret etwas braten und aß davon, in der Hoffnung, „auf

diese erlaubte Weise sich eine Idee von der Praxis des Kannibalismus zu verschaffen“. Dazu berichtet er dann, daß der Braten untadelhaft saftig und zart war, wie denn auch die Eingeborenen in vielen Teilen Afrikas den Pavian als Speise sehr hoch schätzen. Dasselbe bestätigt der englische Reisende Grenfell, der den vielfach streitigen Mobangi-Fluss von unten, d. h. von seiner Mündung in den Kongo, weit aufwärts befahren und bei den dortigen, vielfach dem Kannibalismus huldigenden Negerstämmen bemerkt hat, daß die große Ähnlichkeit mit Menschenfleisch nicht als Übelstand empfunden wurde.

Dagegen höre man Sohaux, den alten Jäger, zu dessen Füßen „schon manches Stück Wild verendete“. Seitdem er ein einziges Mal einem von ihm erlegten Meerkätzchen in das brechende Auge geschaut, blieb ihm der vorwurfsvolle, tief schmerzliche Ausdruck unvergesslich, und nie wieder konnte er seitdem das Leben eines Affen mit dem tödlichen Geschosse bedrohen. Und gerade die Meerkatzen bevölkern fast immer zu großen Herden geschart die Waldungen von ganz Westafrika, sogar schon die Rhizophorendickichte an der Meeresküste, am zahlreichsten allerdings die Regionen der Urwälder, wo sich ihnen die Schimpanse und Gorillas zugesellen.

Zu seinem unendlichen Leidwesen hat es Buchholz trotz vielfältiger Versuche nie gelingen wollen, eines richtigen Gorilla habhaft zu werden, da sie, angeschossen oder nicht, stets unter dem Schutze der Nacht oder des Dickichts zu entkommen verstanden. Häufiger werden die Jungen von den Eingeborenen überfallen oder mit Bolzen betäubt, worauf die Neger sie an anwesende Europäer verkaufen. Auf diese Weise erhielt auch Dr. Falkenstein den seitdem in Europa berühmt gewordenen M'pungu, wie die Eingeborenen den richtigen Gorilla nennen. Sohaux erzählt von ihm Folgendes:

„Bis er zu uns nach Tschinschoscho kam, war er im Besitz eines Portugiesen gewesen, der ihn angefettet im Käfig gehalten und ihn wahrscheinlich unzuweckmäßig genährt hatte, denn er sah matt und krank aus und zeigte nichts von seiner spätern Munterkeit und guten Laune. Wir gaben ihm anfangs nur Milch und etwas Reis und seine Lieblingsfrucht Malolo mantandu (*Anona senegalensis*). Allmählich nahmen seine Kräfte zu und verlangten wohl konsistentere Kost, doch wir wußten nicht, was ihm zuträg-

lich sein möchte. Eines Mittags saß er mit uns am Tisch, da erhob er sich langsam von seinem Stuhl, beugte den Oberkörper über die Tischplatte, streckte seinen rechten Arm aus und nahm von dem zunächst stehenden Teller ein Stück Huhn, das er mit Behagen verzehrte. Von da an genoß er nach und nach fast von allem, was er uns genießen sah; leidenschaftlich gern trank er süßen Thee. Doch als er einmal sehr ernstlich krank war, wies er jede andere Nahrung als die Annonenfrucht zurück.



Junger Gorilla.

„Betrachten wir uns das Äußere M'pungus etwas genauer. Sein Kopf sitzt fast ohne Vermittelung eines Halses auf den breiten Schultern; unter dem Hinterkopf legt sich die Haut in wulstige Falten. Der Rücken ist ganz platt und von unverhältnismäßiger Breite. Das Gesicht kann sich zu einer Miene freundlichen Lächelns verziehen. Die Länge der Arme steht in ziemlich gutem Verhältnis zum Körper; die Beine aber sind entschieden zu kurz. Am Oberarm liegen die harten, trockenen Haare mit der Spitze nach unten, am Unterarm mit der Spitze nach oben,

sodaß sie am Ellenbogen in einem Büschel zusammenstoßen; die Haare der Ober- und Unterschenkel liegen gleichmäßig mit der Spitze nach unten. Der Handrücken ist bis zum ersten Fingergliede behaart, die innere Handfläche unbehaart und glänzend schwarz. Die Verbindungshaut zwischen den Fingern ist stärker ausgebildet als beim Menschen. An den Füßen steht die große Zehe, wie an den Händen der Daumen, weit von den übrigen ab, was die Füße zum Klettern geschickt macht. Beim Gehen auf allen Vieren treten die Füße mit der platten Sohle auf, die Hände aber sind entweder ganz zusammengeballt, oder nur der Daumen und ein Teil vom Zeigefinger dienen als Stütze.

„Auf dem englischen Postdampfer, der uns nach Europa zurückbrachte, ließen wir M'pungu oft frei an Deck umherspazieren. Dabei beugte er sich einmal so weit über die Rehring hinaus, daß er leicht hätte ins Meer stürzen können. Um ihn vor dieser Gefahr zu bewahren, wurde er ein paar Minuten schwebend über Bord gehalten. Die Kur hatte den beabsichtigten Erfolg; er merkte sich die ausgestandene Angst und streckte nie wieder seinen Kopf über den Schiffsbord. Von der Seekrankheit blieb unser Afrikaner verschont. Es ist bekannt, daß er gesund und wohlgenut in der deutschen Reichshauptstadt ankam, daß er aber dort, nachdem er auf einer Gastreise in England Triumphe gefeiert, am 13. November 1877 sein junges Leben beschließen mußte.“

Einen andern Gorilla, welchen ein Herr Schulze vom Kap Lopez unverfehrt von der Jagd mitgebracht hatte, beschreibt Buchholz sehr ausführlich. Er berichtet darüber:

„Das Tier ist ziemlich groß, etwa 3 Fuß hoch, soweit man es gegenwärtig zu taxieren fähig ist, und scheint somit älter als die Mehrzahl der lebend gefangenen jungen Tiere und von ganz auffallend sanftem Temperament, was vielleicht zu der Hoffnung berechtigt, daß es glücklich am Leben zu erhalten ist. Wie Herr Schulze mir versicherte, legen die meisten jung eingefangenen Gorillas ein sehr wildes und unbändiges Naturell an den Tag, wie es von Du Chailly angegeben wird. Derselbe besaß früher selbst einen solchen weit jüngern, der bereits nach kurzer Gefangenschaft verstarb. Dagegen ist der jetzt hier befindliche durchaus ein Phlegmatikus zu nennen. Wenn seine Aufmerksamkeit nicht in Anspruch genommen wird, verbringt er den größten Teil des Tages in einer hockenden Stellung, den Kopf mit dem auf-

fällig menschenähnlichen Gesicht, auf dem meist ein melancholischer, nachdenklicher Gesichtsausdruck herrscht, auf die Brust gesenkt,



Alter männlicher Gorilla.

wie es auch die Schimpanse zu thun pflegen. In Zorn oder Wut habe ich ihn nie geraten sehen; am unangenehmsten ist es ihm, wenn jemand seine Kette in die Hand nimmt. Alsdann

zieht er sie mit beiden Händen mit ziemlicher Kraft an sich, packt auch wohl nach dem Betreffenden, indessen ohne heftig zu werden. Überhaupt haben alle seine Bewegungen durchaus den Charakter der größten Bedachtsamkeit und Überlegung. Auch beim Verzehren seiner Mahlzeiten und beim Trinken geht er sehr bedächtig zu Werke. Nie habe ich bemerkt, daß er zum Beißen einen ernstlichen Versuch gemacht hätte, obwohl er mitunter, wenn er schlecht gelaunt ist, und wenn man ihm zu nahe kommt, Miene macht, als ob er es thun wolle. Er wird zum großen Teil mit einer roten Frucht (ich glaube es ist ein Amomum, früher von Abo aus von mir in Spiritus nach Berlin gesendet) gefüttert, welche einen in einem säuerlichen Fleische enthaltenen großen Kernklumpen einschließt. Da indessen die Körnermasse mit der Losung abgeht, so kann diese Frucht, welche er ungemein liebt, nur sehr wenig Nahrungswert besitzen. Überhaupt verschmähte er anfangs außer Früchten alles andere; Bananen und Zuckerrohr sind seine größten Leckerbissen. Nur durch Hunger wurde er gezwungen, Weißbrot und Reis zu nehmen, woran er sich indessen bald gewöhnen dürfte. Das Futter nimmt er jedem aus der Hand und verzehrt es niemals mit Gier, selbst wenn er sehr hungrig ist, sondern mit der Bedächtigkeit eines Gourmand.

„Eigentümlich ist, daß er beim Zugreifen stets die Hand mit der Handfläche nach oben gewendet hält, ebenso, wenn er nach jemand schlägt. Wie Herr Schulze mittheilte, habe er die Unart besessen, mitunter seine eigene Losung zu verzehren, weshalb diese sogleich entfernt wurde; ich habe dies indessen niemals bemerkt. Wasser trinkt er bedächtig schlürpfend, die Zunge wird dabei nur zum Be lecken der Lippen gebraucht; aus einem Glase zu trinken gelingt ihm selten; in der Regel kehrt er es um, bevor es zum Munde geführt ist, sodaß der Inhalt verschüttet wird. Sehr interessant waren mir die Stellungen, welche er beim Schlafen und beim Ruhen annimmt; er schläft nämlich, wie es scheint, fast nie in hockender Stellung, sondern entweder auf dem Rücken oder auf der Seite liegend, mit angezogenen Beinen, den Kopf meist auf einen der Arme gestützt. Dies scheint fast dafür zu sprechen, daß er bisher meist auf dem Erdboden geschlafen habe; auch sein Klettern erwies sich recht ungeschickt und nicht im mindesten behende. Bei Sonnenaufgang ist er meist noch sehr schläfrig, und nur vorgehaltene Lieblingsfrüchte vermögen ihn her-

vorzulocken. Obwohl nun fast einen Monat in Gefangenschaft, befindet er sich sehr gut und scheint täglich zahmer zu werden; das einzige Übel, welches ihn sehr zu plagen scheint, sind zahlreiche Sandflöhe an den Pfoten, welche er vom Kamma, wo es von denselben wimmelt, mitgebracht hat.“

Vorstehende Beschreibung wird noch durch folgende Bemerkungen aus dem Tagebuche ergänzt:

„Seine Haltung ist, wenn er munter ist, in der Regel sitzend, etwas zusammengekauert, den Kopf gegen die Wand des Fasses, in welchem er wie Diogenes lebt, oder auf einen Arm gestützt. So kann er fast stundenlang dafitzen, wie träumerisch, ohne auffällige Bewegungen zu machen, außer daß er von Zeit zu Zeit seine Haltung etwas verändert, um es sich möglichst bequem zu machen. Dabei beobachtet er fast immer sorgfältig seine Umgebung und verfolgt jeden Vorübergehenden mit seinen eigentümlichen Augen.

„Auf dem Schiffe wurde er etwas lebhafter und gab sein kontemplatives Faszleben mehr auf. Er hockt mehr draußen, geht auch häufig an das Geländer und sieht durch das Gitter, wenn Stimmen seine Aufmerksamkeit erregen. Auf dem Tische kann man nichts liegen lassen, da er alles, sowie man sich entfernt, untersucht und mit sich nimmt. Am drolligsten ist die Erscheinung, welche er in der beim Gehen normal aufrechten Haltung von hinten gewährt. Die ungemein breitschulterige, kurzgedrungene Figur, die gravitatische Bedächtigkeit steigert das Komische. Der Gang geschieht natürlich rein auf den vier Händen; die starke Aufrichtung ist nur durch die beträchtlich größere Länge der vordern Extremitäten bedingt, auch sind hierbei die zwei letzten Phalangen der vordern vier Finger stets umgeschlagen und zum Aufstützen benutzt. Er hält die Hände nie anders beim Gehen. Will er sich aufrichten, so stützt er sich stets mit den Händen an einen Gegenstand, z. B. an den Tisch, um hinaufzusehen. Nie sah ich es ganz frei geschehen.

„Beim wirklichen Schlafen nimmt er eine Reihe sehr auffälliger Schlafstellungen ein, die ganz wie die menschlichen Schlafstellungen sind. Er liegt auf dem Rücken mit angezogenen Beinen, die Hände unter dem Nacken gekreuzt, oder auf der Seite, selbst auf dem Bauche, auf Füßen und Händen. Noch nie habe ich einen Ton von ihm gehört. Dr. Lenz hörte einmal ein leichtes Knurren, als er ihn an der Kette anzog.“

Die Eingeborenen haben übrigens gewaltigen Respekt vor dem richtigen Gorilla, dessen Körpergröße und Stärke uns zuerst Du Chailu so anschaulich schilderte. Sohaut war einst am Kuilu zu einem botanischen Ausfluge in den Wald gegangen, als er Geräusch hörte und sah, wie mehrere der großblättrigen Stauden hin- und hergeschwenkt wurden. Was mochte darunter stecken?

„Mein Gewehr hatte ich nicht bei mir, nur ein Jagdmesser an der Seite. Doch rief ich den mir vorausgehenden Leuten zu, die Richtung zu durchstöbern, und sie meldeten auch, daß ein Tier darin sei. Plötzlich knatterte und brach es durch das Blattgedröckel, drei dunkle Körper schnellten empor, schlangen sich über den Bach auf das Ufer, an dem ich stand, stürmten an mir vorüber und waren, ehe ich sie betrachten konnte, tief im Walddunkel verschwunden. Gleichzeitig kamen meine beiden schwarzen Burschen schreiend und mit allen Zeichen des Schreckens und der Todesangst zu mir zurückgelaufen. «Ihr Feiglinge», schalt ich sie, «was fürchtet ihr euch so vor ein paar Schimpanse?» — «Es sind nicht Schimpanse, es sind M'pungus (Gorillas)» stotterten sie und konnten sich noch gar nicht beruhigen. Obwohl der Gorilla, wenn er aufgeschreckt wird, den Menschen angreifen soll, glaube ich doch, daß es ein überraschtes Gorillapaar mit seinem Zungen gewesen, denn Schimpanse können dem waldbewohnenden Neger kaum solchen Schrecken einjagen.“

Was die Verbreitung der Gorillas in Westafrika anbelangt, so will sie Cameron schon am Tanganjika gesehen haben und noch mehr in den Waldungen der großen Wasserscheide zwischen Kongo und Sambesi. Er schildert die Gorillas oder Sokos als schwarze Bursche dem Ansehen nach von mehr als Menschengröße. Wie die Eingeborenen behaupteten, bauen sich die Gorillas jeden Tag eine neue Wohnung. Auch Stanley erzählt häufig von Sokoschädeln, welche er in den eroberten Dörfern am obern Kongo zwischen Njangwe und den Stanleyfällen auf Pfählen aufgespießt gesehen habe. Und Johnston weist die irrthümliche Idee soweit als möglich von sich ab, daß der Kongo eine natürliche Grenze bei der Verteilung gewisser Arten abgebe, oder daß er auch nur eine südliche Begrenzung der sogenannten westafrikanischen Region sei. Man hat in vielen Werken über Afrika oder in Schriften über die Verbreitung der Pflanzen und Tiere gelesen, daß der Kongo



die südliche Grenze für das Vorkommen des grauen Papagei, der menschenähnlichen Affen und der Ölpalme (*Elaeis guineensis*) bilde. Nun findet man den grauen Papagei wohl am häufigsten



Die Heimat des Gorilla.

in Malange, einer Gegend in Angola, etwa 500 km südlich vom Kongo, und zugleich mit der Ölpalme trifft man ihn beständig bis zu 10° südl. Br. an, während man von den menschenähn-

lichen Affen nicht einmal sagen kann, daß sie in ihrer Verbreitung durch den untern Lauf des Kongo beschränkt wurden, weil sie seine nördlichen Ufer überhaupt nicht erreichen, ja ihnen überall nicht näher kommen als bis zu dem 160 km vom Kongo entfernten Landana. In der Nähe des Äquators mögen Gorillas nördlich und südlich vom Kongo angetroffen werden, denn wir wissen bestimmt, daß eine Species derselben westlich vom Qualaba bei Njangwe vorkommt. Die Streifenantilope (*Tragelaphus scriptus*) ferner, sowie der rote Büffel (*Bos brachyceros*), von welcher beiden man glaubte, es seien rein westafrikanische oder «Cis»-Kongo-Arten, werden am Kuanza angetroffen, welcher 300—500 km südlich vom Kongo entfernt ist, während andere westafrikanische Gattungen nicht über den Äquator hinaus vorkommen und deshalb am untern Laufe des Kongo unbekannt sind. Daneben giebt es manche westafrikanische Pflanzen, welche vom Gambia herunter, quer über den Kongo bis Angola im Süden verbreitet sind. Johnston betont, daß er niemals einen Unterschied in der Tier- und Pflanzenwelt zwischen den nördlichen und den südlichen Ufern dieses Stromes wahrgenommen habe, und er glaubt daher nicht, daß derselbe irgendwie als eine Schranke für die Verbreitung der Arten angesehen werden darf.

Viel häufiger indessen als Gorilla und Schimpanse kommen die auch weiter verbreiteten Galagos oder Halbaffen mit den langen Schwänzen vor, deren Fell die Eingeborenen häufig als Schmuck tragen und durch den daran haftenden Schwanz im Dämmerlicht des Urwaldes wohl zu der Sage Veranlassung gegeben haben, daß dort geschwänzte Menschen leben.

Einer der schönsten und deshalb von den Eingeborenen, besonders den Massai des östlichen Afrika, begehrtesten Affen ist unstreitig der Colobusaffe, welcher in der Nähe des Kilima-Ndjaru häufig vorkommt. Er ist sehr scheu und meidet die Nähe der Menschen und Dörfer durchaus, im Gegensatz zu den Pavianen und Meerkatzen, welche sich oft in den Gärten der Eingeborenen göttlich thun. Er ist ausgezeichnet durch eine den ganzen Körper entlang herabwallende Mähne von langem weißem Haar, welches auch längs des Schwanzes noch 15 cm tief herabhängt, während der weiße Schleier den Körper des Tieres 30 cm tief verhüllt, im prächtigen Gegensatz gegen Kopf und Bauch, welche mit kurzem sammetartigen schwarzen Haar bedeckt sind.

Brehm bringt in seiner Naturgeschichte eine begeisterte Schilderung dieses „schönsten aller Affen“, den Rüppell zuerst in Abessinien entdeckte und den Thomson und Johnston häufig in den Wäldern der Mondberge sahen, wo er als vollendetes Baumtier lebt. Sein Fell wird von den Massai zur Kopfbedeckung oder als Wadenschmuck benutzt, der Schwanz öfters auf der Stelle getragen, wo der Mensch am verlängerten Rückgrat diese Zierde führen könnte.



Colobusaffe.

## Register.

- Aberdare-Berge 298.  
Abyssinisches Hochgebirge 4.  
Affen 374.  
Affenbraten, sehr wohlschmeckend 375.  
Affenjagd 376.  
Afrika, Gebirge und Flüsse 1.  
— Seeengebiet 5. 254.  
— vom Norden ins Innere 7. 10. 11. 29.  
— von Ost und West ins Innere 252. 265. 280.  
— vom Süden ins Innere 91. 94. 96.  
Afrikanische Hochzeiten 155.  
— Reisende 252.  
— Regen 129. 130.  
— Singvögel, Reichthum an 90.  
— Wild, Reichthum an 332.  
Agadem, Fauna 71; Flora 69.  
Alem oder Steinhäufen in der Wüste 38.  
Antilopen 80. 204.  
Ariangulo, Siwa von 289. 293.
- Baqirmi 12; Raubzug 60.  
Bairamfest, in der Wüste 35.  
Baker, Reisekosten 13.  
Bangala, Stanley's Kampf mit den 314.  
Bantusprachen und Banturaffen 262.  
Baringo-See, Jägerparadies 357.  
Barth, Reiseroute 30.  
Bastards, Familie von 146; Zahl der 95.  
Basutos 144.  
Beisa-Antilopen 204.  
Bengasi 12.  
Bienen, Abenteuer Schweinfurths mit 75.
- Blehbüchse, Wildpret von 208.  
Boa oder Python natalensis 244.  
Boer, der, Charakterbild 95. 135 154.  
Büffel, Abenteuer Schweinfurths mit 74.  
— Jagden 346. 350. 351. 361.  
— Kap- oder Kaffer- 211. 242.  
— mittelafrikanischer 332.  
Bura 294.  
Buschmänner 95. 143. 147. 149 194. 262.
- Casemma, der Westküste 257.  
Camera gegen Büchse 237.  
Colobusaffen 384.
- Dattelpalme, Frucht und Wein oder Lakti 35—37.  
Decken, von der, 13.  
Delgado, Kap, Umseglung 257.  
Diamantensuche 118.  
Diamantenwäscher 121.  
Durst, Qualen 50.  
Duruma 289.
- Eingeborene in Mittelafrika, Jagden der 338.  
— in Nordafrika 34. 55. 61. 67.  
— in Südafrika 94.  
Elefanten, eifersüchtig auf Rhinoceros 366.  
— Häufigkeit der 357. 365.  
— Jagden beim Baringo-See 358.  
— Jagden am obern Nil 83.  
— Jagden in Ostafrika 253. 354.

- Elefanten, Jagden in Südafrika 210.  
 — Lederbissen vom 225. 357.  
 — am Tsadsee 72.  
 — Zähne, Schwere und Wert 363.  
 Elefantenbüchse 355.  
 Elefantilope 205. 332.  
 Entenjagd in Südafrika 190.
- Fallen und Netze zur Jagd 81.  
 Farini 105.  
 — Abenteuer mit Giraffen und Löwen zc. 225—242.  
 Fieber, afrikanisches 281.  
 Flamingos in Südafrika 190.  
 Flußpferde im Tsadsee 73.
- Galago-Affen 384.  
 Gambia, Schiffbarkeit des 7.  
 Gänse in Südafrika 190.  
 Geier, Witterung der 230.  
 Gelage der Eingeborenen 37.  
 Geldmittel, ihr Nutzen auf Reisen 13.  
 Gensbücke 79; Jagden der Eingeborenen 211.  
 Giftige Pfeile, Bereitung der 168. 246.  
 Giraffen, Größe der 227. 241; Häufigkeit der 82; Jagden 225. 337; Lederbissen von 228.  
 — Schalen von 71; Wildpret 69. 241—43.  
 Giraffenvogel 235.  
 Girard, der Löwenjäger 68.  
 Gnu, Jagden 207. 241; Wert und Zahl der 209. 332.  
 Gordon Cumming 210.  
 Gorilla, Beschreibung 376; Jagd auf 376. 378. 382.  
 Grasbrand in Mittelfrika 341.  
 Grasvegetation am obern Nil 78.
- Haar als Unterscheidungszeichen der Negerraffen 263.  
 Halbaffen 384.  
 Halsgras 31.  
 Hammada oder Hamra 8. 32. 40.  
 Hartbrot, vorzüglich auf Wüstenreisen 27.  
 Hartbeest 78. 332.  
 Heuschrecken, Lederbissen 178.  
 — Plage 176.  
 Hottentotten, Aussehen 148.
- Hottentotten, Rasse 262.  
 — Zahl der 95. 143.  
 Hübner, Abenteuer mit Löwen 223.  
 Hundert Fälle, die des Dranje 172.  
 Hyänen 233.  
 — Hund 82. 90.
- Zmamba-Schlange, Schrecken von Südafrika 242.
- Jagdbilder aus dem Norden 68—90.  
 — aus dem Osten und Westen 332—385.  
 — aus dem Süden 188—251.  
 Jagdgeschichten, Stanley's Urteil über 356.  
 Jäger und Reisende 29. 333. 336.  
 Johnston organisiert seine Expedition 375.  
 — Stillleben am Kongo 318—331.
- Kaffern, Leidenschaft für Tan; 145.  
 — Zahl der 95.  
 Kalahari, Ansichten 109. 114. 117.  
 — Jagden in 188.  
 Kamele, Arten 19. 23. 25.  
 — Preise 19. 22.  
 — Traglasten 20. 23. 24.  
 — Treiber 16. 253.  
 — Umtausch 18. 19.  
 — für Südafrika nicht tauglich 99.  
 Kamelfutter 35.  
 Kamelsättel für Männer und Lasten 17.  
 — (Karmut) für Frauen 43.  
 Kamelvögel 235.  
 Kameru, giftiger Wurm 251.  
 Kanoe, Riesen-Kanoe auf dem Kongo 313.  
 — Transport über Land 316.  
 Kapstadt, Abreise von 127.  
 Karawanen in Nordafrika 9; in Ost- und Westafrika 253. 264. 271; in Südafrika 96.  
 Karawanenweg von Sansibar 256.  
 — von Tripolis 12.  
 Karroo, große und kleine 128.  
 Karrosse, Anfertigung der 180.  
 Kenia 298.  
 Kert 107.  
 Kungwald 153.  
 Kilima-Ndjaru, Bedeutung des Wortes 295.

- Kilima-Ndjaru, Beschreibung 295;  
 Höhe 295.  
 Kimberley 106. 138.  
 Kimre, Häuptling von, Schlacht des  
 65.  
 Kongo, bildet keine natürliche Grenze  
 für Flora und Fauna 382.  
 — Quellen und Lauf 252.  
 — Wasserfälle 6.  
 Kordofan 12.  
 Kraniche in Südafrika 190.  
 Krankheiten der Haustiere 103. 111.  
 180.  
 Krotobite 88. 210. 242. 372.  
 Krotobite und Vögel 323.  
 Krotobil-Gierfuchsen 337.  
 Kufra, Oase von 41—45.  
 Kula 12.  
  
 Landgüter in Südafrika 110. 136.  
 Lenz, Reise nach Timbuktü, Vor-  
 bereitungen 19—27. 45.  
 — über die Sage, daß Kamele so  
 selten Wasser bedürfen 25.  
 Leopard, Falle und Jagd überhaupt  
 330. 369.  
 — Furcht der Eingeborenen vor ihm  
 366. 371.  
 Libyische Wüste 41.  
 Limpopo, Fauna am 210.  
 Löwe, am Tjadsee, erste Spuren von  
 71; im Atlas 68.  
 — gespießt auf Gernsbock 216—220.  
 — greift an trotz Wachtfeuer 221—  
 222.  
 — Häufigkeit der 82. 361.  
 — Hübners Abenteuer mit 224.  
 — Jagden in Mittelsafrika 367. 369.  
 — Lieblingsmahlzeit 366.  
 — Mahlzeit bei der Giraffe 236.  
 — Zähmungsversuche 371.  
  
 Magnesiumlampe zur Löwenjagd 369.  
 Makata-Ebene, Marschbeschwerden in  
 285.  
 Mandingo-Regen 262.  
 Mapaer, Häuptling der Kafalahari  
 154.  
 — Hochzeitsgeschichten 155—164.  
 — Jagd auf Antilopen 211.  
 — Kulturen im Garten 158.  
 Maria-Theresienthaler 16. 28.  
 Marschbilder aus Nordafrika 29 fg.  
 — aus Ost- und Westafrika 264 fg.  
 279. 299.  
  
 Marschbilder aus Südafrika 118 fg.  
 Marschstüchchen, ein 290.  
 Massai, als Rasse 262. 274. 299.  
 300.  
 — Kindererziehung bei den 304.  
 — Verkehr mit ihnen 308.  
 Matatebach 294.  
 Maultiere in der Kafalahari 106. 112.  
 Mayer, Karl, aus Lügen 154.  
 Meerkatzen 376.  
 Mehari 23—25.  
 M'abba-Zwerge 167.  
 Modeartikel für Reisen 28.  
 Mohr als Jäger 242; Zählung von  
 Straußen 70.  
 Nombas 256. 271; als Ausgangs-  
 punkt für Reisen ins Innere 289.  
 291.  
 Nondberge, Frage nach den 252.  
 Nsuata, Stillleben in 318.  
 Ntjesa, König, und Stanley 309.  
 Nurfuk 12. 30. 38.  
  
 Nachthuli, giftiger 251.  
 Nachtigal 12. 34. 38. 50.  
 Naube, giftige Eidechse 251.  
 Neger, die, von Mittelsafrika 260.  
 Niger, Schiffbarkeit des 7.  
 Nil, Frage nach den Quellen 252.  
 — Wasserfälle 6.  
 Njika, die, 289.  
  
 Ochsenreiter 116.  
 Ochsenwagen 96. 100. 153.  
 Ochsen, wild vor Durst 165.  
 Oranjefluß 132.  
 — Wasserfälle 7. 172.  
 Ost- und Westafrika, Beschreibung  
 252—264.  
 — — gefährliche Küstenzonen 256.  
 — — geologischer Aufbau 263.  
 Ovaherero oder Damara 262.  
 Overweg, Reiseroute 30.  
  
 Ballah-Antilopen 272.  
 Papagei, grauer 383.  
 Paviane 89, wohlschmeckendes Wild-  
 pret 375.  
 Perlen als Schmuck der Weiber in  
 Teita 304.  
 Perlhühnerjagd in Südafrika 190.  
 Pferde auf Wüstenreisen 21. 43.  
  
 Quagga 207.

- Nabai 292.  
 Rebhühnerjagd in Südafrika 190.  
 Regenmangel in Südafrika 129. 130.  
 Regenzeit in Ostafrika 282. 289.  
 Reisebilder aus Nordafrika 29 fg.  
 — — Ost- und Westafrika 264 fg.  
 — — Südafrika 118 fg.  
 Rhinoceros, Jagden auf 338. 343. 361.  
 — und Elefanten, Unverträglichkeit der 366.  
 Richardson, Reiseroute 30.  
 Riesentreibjagd in Griqualand 189.  
 Kinderkrankheiten in Südafrika 103.  
 Rohlf's 13; Ausrüstung zur Reise 14; Reise nach Kufra 41—45.  
 — Reiseroute nach Mursuf und weiter nach Süden 30.  
 — über Samum 49; über Straußenzucht 69.  
 Roller, die, an der Ost- und Westküste 256.  
 Ruinen, arabische und römische in der Sahara 31.  
 — in der Kalahari 170.  
 Säbelantilope 335.  
 Sahara 7; die Einöde der 34. 37; Gebirge 8; nicht eben und nicht unter der Meeressfläche 39; nicht Jagdgebiet 68. 71; Nachtreisen 44. 47; Dafen 9. 35; Sandwellen 35; Schönheit, der 46; Serir 40; Tierwelt 46; Winde 31. 39. 49.  
 Sajal-Afajie 32.  
 Salted Horses 105.  
 Sama 150.  
 Sambesi-Wassersfälle 6. 182.  
 Sanfibar 256. 264; Weg ins Innere 289.  
 Schakale 221—223. 232.  
 Schari 4.  
 Schimpanse 85. 376. 379. 382.  
 Schlangen, Häufigkeit der, in Südafrika 242; in Mittelafrika 373.  
 Schlangengift, als Gegengift 246. 250.  
 — Bereitung durch Buschmänner 247.  
 Schnitzer, Emin-Pascha 11.  
 Schotts, die 8.  
 Schwarze Berge 33.  
 Schweinfurth 11. 13. 28. 74. 82; als Jäger 85.  
 Senegal, Schiffbarkeit des 7.  
 Serpa-Pinto als Löwenjäger 367. 369.  
 Simbabwe, Festung 285.  
 Sklavenhandel 34. 58.  
 Sklavenjagden in Bagirmi 60—68.  
 Sklaverei, Ursachen der 59.  
 — die Wahrheit darüber 59. 67.  
 Soda-Es, Gebirge 33.  
 Soko oder Gorilla 382.  
 Someta als Wüstenpreise 44.  
 Soharz über Affen und deren Jagd 376.  
 Speischlange 245. 250.  
 Spele, Jagdabenteuer 346.  
 Sprache als Erkennungszeichen der Rasse 261.  
 Springböcke 204. 211.  
 Spuden, das, bei den Massai 306—8.  
 Stanley 11; organisiert seine Expedition 265.  
 — bei Mtesa 309; schildert die ersten Reise Wochen 280; Kämpfe auf dem Kongo 312.  
 Steinböcke 206.  
 Strauß, Federn, Preise der 196. 198. 200; Jagd in Südafrika 192. 196. 201; Eierfuchen 337; Zählung 70. 203; Zucht in Magommeri 69; im Kapland 131.  
 Streifenantilope 204.  
 Sümpfe Mittelafrikas 282. 285. 286; Schrebnisse derselben 288.  
 Tänze der Kaffern und Bajutos 145.  
 Tamariske 33.  
 Tana-See in Aethiopien 89.  
 Tar, el-, Gebirge 32.  
 Tauschwaren in Nordafrika 15. 22. 28.  
 — in Ost- und Westafrika 268. 271. 276.  
 — in Südafrika 103.  
 Tarweta, Stelldichein afrikanischer Rassen 261. 291.  
 Tebu, Begegnung zweier 57.  
 Teita 289. 293; Wildreichtum 332.  
 Thomson organisiert seine Expedition nach Ostafrika 270.  
 — als Mediziner bei den Massai 303. 306.  
 — Abenteuer mit Büffeln 351.  
 Tibesti 9.  
 Tierwelt der Sahara 46.  
 Tinne, Kräuterin 12. 13.  
 Traglasten für Karawanen 268. 271.  
 Trappenjagd in Südafrika 190.  
 Tripolis 11. 12. 30.

Tropfsteinhöhlen am Potscheffstrom 178.  
Tjadsee 9. 72; Flora 69; Fauna  
71—73.

Tsetsefliege 98. 105. 253.  
Tuareg 34.

Ungerengeri, Thal des 285.  
Ungurungas 289.

Viktoriafälle des Sambesi 182.  
Vogelnester, merkwürdige 153.  
Vogelwelt Südafrikas 189.  
Vogel, Reiseroute von 30.  
Voifluß 294.

Wadai 12.

Wadelai 11.

Wadi = trockene Flußbetten 30.

Waldgebiet längs des Äquators 9.

Wasserfälle des Dranjestroms 172.

Wasserläufe, unterirdische, von Wou-  
derfontein 178.

Wasserschläuche, beste 15. 20.

Wildreichtum am obern Nil 78.

— am Tjadsee 71.

— in Teita 332.

Wildebeest, Jagd auf 208.

Wirbelstürme in Südafrika 181.

Woloff-Neger 262.

Wüstenhimmel, der „ewig klare“ 48.

Wüstenhitze 48.

Wüstenmarsch, Länge 20; Leiden 34.  
42. 44. 54.

Wüstenregen, plötzliche 48. 49.

Wüstenwinde oder Samum 39. 42.  
49.

Zebra 333. 336. 361.

Ziesmann, der Jäger 210.

Zulukaffern 95. 142.

Zwergstämme in Südafrika 151. 160.





# AFRIKA.



## Reisewerke über Afrika.

- Baker, Sir S. White.** Cypern im Jahre 1879. Aus dem Englischen von N. Oberländer. Autorisirte Ausgabe. Mit einer lithographirten Karte. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.
- Böhm, N.** Von Sansibar zum Tanganjika. Briefe aus Ostafrika. Nach dem Tode des Reisenden nebst einer biographischen Skizze des Verstorbenen herausgegeben von Hermann Schalow. Mit einem Porträt und einer Karte. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
- Buchholz, N.** Reisen in West-Afrika nach seinen hinterlassenen Tagebüchern und Briefen. Nebst einem Lebensabriß des Verstorbenen. Von C. Heinersdorff. Mit Abbildungen und Karte. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 20 Pf.
- Cameron, W. L.** Quer durch Afrika. Autorisirte deutsche Ausgabe. 2 Theile. Mit 156 Holzschnitten, 4 Tafeln und 1 Karte. 8. Geh. 20 M. Geb. 23 M.
- Falkenhorst, C.** In Kamerun. Zugvogels Reise- und Jagdabenteuer. Der reisern Jugend erzählt. Dritte Auflage. Mit 43 Abbildungen. Geb. 2 M. 50 Pf.
- Falkenhorst, C.** Der Zauberer vom Kilima-Rdjaru. Adlers Kriegs- und Jagdabenteuer in Ostafrika. Der reisern Jugend erzählt. Zweite Auflage. Mit 54 Abbildungen. 8. Geb. 2 M. 50 Pf.
- Farini, G. A.** Durch die Kalahari-Wüste. Streif- und Jagdzüge nach dem Ngami-See in Südafrika. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von W. von Freeden. Mit 46 Abbildungen und 2 Kartenstizzen. 8. Geh. 8 M. Geb. 10 M.
- Hartmann, N.** Die Völker Afrikas. Mit 94 Abbildungen. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.
- Hübner, A. Freiherr von.** Durch das Britische Reich. Südafrika — Neuseeland — Australien — Indien — Oceanien — Canada. 2 Bände. Mit 1 Karte. 8. Geh. 12 M. Geb. 15 M.
- Johanson, S. S.** Der Kilima-Rdjaru. Forschungsreise im östlichen Aequatorial-Afrika. Nebst einer Schilderung der naturgeschichtlichen und commerziellen Verhältnisse sowie der Sprachen des Kilima-Rdjaru-Gebietes. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von W. von Freeden. Mit Porträt, über 80 Abbildungen und 4 Karten. 8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.
- Johanson, S. S.** Der Kongo. Reise von seiner Mündung bis Bolobo. Nebst einer Schilderung der klimatischen, naturgeschichtlichen und ethnographischen Verhältnisse des westlichen Kongogebietes. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von W. von Freeden. Mit 78 Abbildungen und 2 Karten. 8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.
- Kremer, A. von.** Aegypten. Forschungen über Land und Volk während eines zehnjährigen Aufenthalts. Mit 1 Karte. 2 Theile. 8. Geh. 10 M. Geb. 12 M.
- Leuz, O.** Timbuktü. Reise durch Marokko, die Sahara und den Sudan. Ausgeführt im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland in den Jahren 1879 und 1880. 2 Bände. Mit 57 Abbildungen und 9 Karten. 8. Geh. 24 M. Geb. 27 M. 50 Pf.
- Lütke, W.** Aegyptens neue Zeit. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des gegenwärtigen Jahrhunderts sowie zur Charakteristik des Orients und Islams. 2 Bände. 8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 20 Pf.
- Müller, Max.** In ägyptischen Diensten. Erlebnisse eines ehemaligen preussischen Husarenoffiziers. Mit 10 Abbildungen und einer Karte. Geh. 3 M. Geb. 4 M.
- Gustav Nachtigals Reisen in der Sahara und im Sudan.** Nach seinem Reisewerk dargestellt von Dr. A. Fränkel. Zweite Auflage. Mit Nachtigals Porträt, 92 Abbildungen und einer Übersichtskarte. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

- Pietsch, L.** Marokko. Briefe von der Deutschen Gesandtschaftsreise nach Fez im Frühjahr 1877. 8. Geh. 7 M. Geb. 8 M. 50 Pf.
- Rohlf's, G.** Quer durch Afrika. Reise vom Mittelmeer nach dem Tschad-See und zum Golf von Guinea. 2 Theile. Mit zwei Karten. 8. Geh. 14 M. Geb. 16 M.
- Rohlf's, G.** Kufra. Reise von Tripolis nach der Oase Kufra. Ausgeführt im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland. Nebst Beiträgen von P. Ascherfon, J. Hann, F. Karisch, W. Peters, A. Stecker. Mit 11 Abbildungen und 3 Karten. 8. Geh. 16 M. Geb. 18 M.
- Rohlf's, G.** Meine Mission nach Aboessinien. Auf Befehl Sr. Maj. des Deutschen Kaisers im Winter 1880/81 unternommen. Mit 20 Separatbildern und 1 Karte. 8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.
- Schmidt, K. W.** Sausibar. Ein osafrikanisches Culturbild. Mit 15 Abbildungen und einem Plan. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.
- Schweinfurth, G.** Im Herzen von Afrika. Reisen und Entdeckungen im Centralen Aequatorial-Afrika während der Jahre 1868 bis 1871. Neue umgearbeitete Originalausgabe. Mit zahlreichen Abbildungen und 2 Karten. 2 Theile. 8. Geh. 12 M. Geb. 14 M.
- Schweinfurth, G.** Artes Africanae. Abbildungen und Beschreibungen von Erzeugnissen des Kunstfleißes Centralafrikanischer Völker. Mit 21 lithographirten Tafeln. — A. u. d. L.: Artes Africanae. Illustrations and descriptions of productions of the industrial arts of Central African tribes. With XXI lithographed plates. Folio. Cart. 24 M.
- Sibree, J.** Madagascar. Geographie, Naturgeschichte, Ethnographie der Insel, Sprache, Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit Titelbild und 2 Karten. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.
- Soyang, S.** Aus West-Afrika. 1873—76. Erlebnisse und Beobachtungen. 2 Theile. Mit 1 Karte. 8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.
- Speke, J. H.** Die Entdeckung der Nilquellen. Reisetagebuch. Aus dem Englischen übersezt. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit 2 Karten, 2 Stahlstichen und Holzschnitten. 2 Theile. 8. Geh. 18 M. Geb. 20 M. 40 Pf.
- Stanley, Henry M.** Wie ich Livingstone fand. Reisen, Abenteuer und Entdeckungen in Central-Afrika. Autorisirte deutsche Ausgabe. Zweite Auflage, mit einem Lebensabriß Livingstone's vermehrt. 2 Bände. Mit 54 Abbildungen und Karte. 8. Geh. 20 M. Geb. 22 M. 50 Pf.
- Stanley, Henry M.** Durch den dunkeln Welttheil oder die Quellen des Nils, Reisen um die großen Seen des Aequatorialen Afrika und den Livingstone-Fluß abwärts nach dem Atlantischen Ocean. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von C. Böttger. Zweite Auflage. Neue Ausgabe. 2 Bände. Mit Karten und Abbildungen. 8. Geh. 32 M. 50 Pf. Geb. 37 M.
- Stanley, Henry M.** Der Kongo und die Gründung des Kongostaates. Arbeit und Forschung. Aus dem Englischen von H. von Wobeser. Autorisirte deutsche Ausgabe. Zweite Auflage. 2 Bände. Mit über 100 Abbildungen, 2 großen und mehreren kleinern Karten. 8. Geh. 16 M. Geb. 20 M.
- Henry M. Stanley's** Reise durch den dunkeln Welttheil. Nach Stanley's Berichten für weitere Kreise bearbeitet von Dr. Berthold Holz. Vierte Auflage. Mit 54 Abbildungen und einer Karte. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.
- Thomson, J.** Durch Massai-Land. Forschungsreise in Ostafrika zu den Schneebergen und wilden Stämmen zwischen dem Kilima-Ndjaru und Viktoria-Njansa in den Jahren 1883 und 1884. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von W. von Freeden. Mit 62 Abbildungen in Holzschnitt und 2 Karten. 8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.
- Weber, C. von.** Vier Jahre in Afrika. 1871—75. Mit Abbildungen, einem Plane und einer Karte. 2 Theile. 8. Geh. 20 M. Geb. 23 M.







24285

